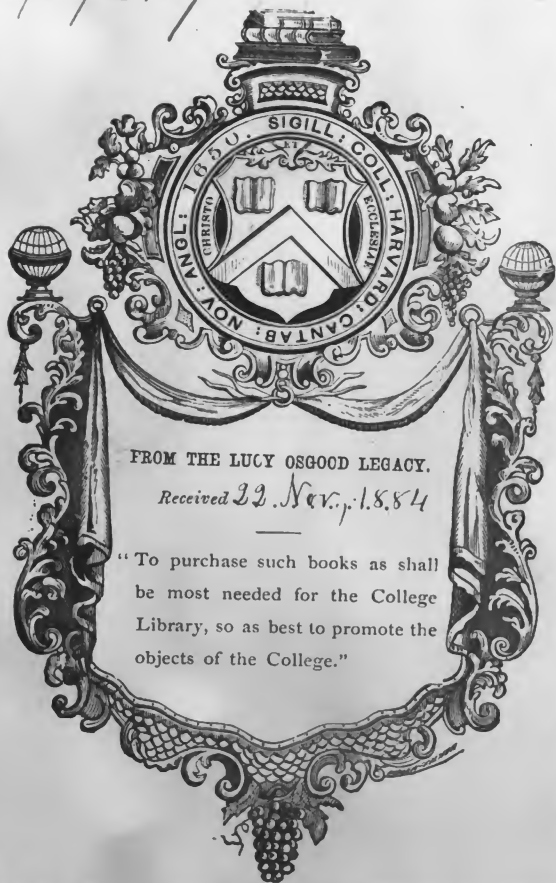


WIENER SPAZIERGÄNGE

Daniel Spitzer



49573.17



FROM THE LUCY OSGOOD LEGACY.

Received 22. Nov. y. 1884

—
"To purchase such books as shall
be most needed for the College
Library, so as best to promote the
objects of the College."



Wiener Spaziergänge.



○

Wiener Spaziergänge.

Von

Daniel
D. Spitzer.

Erste Sammlung.

Dritte vermehrte Auflage.



Wien und Leipzig
Verlag von Julius Klinkhardt
1880.

49573.17

NOV 22 1881

Lucy C. Good fund.
(IV in 3.)

Druck von Julius Klinkhardt.

Vorwort.

Das Büchlein, welches ich dem Leser hier vorlege, enthält eine kleine Auswahl aus den Sonntagfeuilletons, die als „Wiener Spaziergänge“ unter der Chiffre Sp—r. in der „Presse“ erschienen sind. Ich begann dieselben im Jahre 1865 in dem „Lokal-Anzeiger“ des genannten Journals und setzte sie ein Jahr später in dem Hauptblatte fort, eine Uebersiedelung, deren Gründe ich auf Seite 37 näher auseinander gesetzt habe.

Daß diese feuilletons die Vorgänge der Woche behandeln, oder doch an diese anknüpfen, macht sie zu eigentlichen Journalartikeln, und es ist vielleicht ein gewagter Versuch, aus solchen ein Buch, wenn auch nur ein kleines Buch, machen zu wollen!

Man hat das feuilleton gerne eine Eintagsfliege genannt, und ihm keine längere Existenzfrist gönnen wollen, als die kurze Spanne Zeit vom ersten Grauen des Frühstückes bis zum beginnenden Dämmern der Abendblätter. Ist diese Frist um, dann soll es aus der Welt scheiden und in die verschiedenen schlechteren oder besseren Jenseits hinübergehen, welche in der Regel der alten Zeitungen harren.

Ich glaube, daß es wenig ermutzigend für den Leser eines Buches ist, wenn der Verfasser gleich im Vorworte um Entschuldigung bittet, daß er daselbe geschrieben. Ja, der Verleger sollte ein derartiges Vorwort dem Autor gar nicht gestatten, da ein solches nicht nur den Käufer vom Lesen, sondern auch den Leser vom Kaufen abschrecken könnte. Hätte ich nicht solche Bedenken, so würde ich den Wiederabdruck meiner Feuilletons wenigstens zu entschuldigen versucht haben, und wenn schon mit nichts Anderem, mit meinem — Verleger.

Sowie gefetzte, aber heiratslustige Mädchen auf eine, auch nur in den allgemeinsten Umrissen wieder-gegebene Liebeserklärung antworten: „Sprechen Sie mit meiner Mutter!“ so könnte ich jedem Tadler, welcher meinen Sammelleiß einer besseren Sache würdig gefunden hätte, erklären: „Sprechen Sie mit meinem Verleger!“

Sp—r.

Inhalts-Verzeichniß.

	Seite
Vorwort	V
Der Maulaufreißer von Wien	1
Das Eugen-Monument	5
Der Ballchronist	8
Eine Badereise nach Reichenau	11
Die Mimisch-Plastischen	18
Ein volkwirthschaftlicher Damenverein	22
Das Kombinations-Genie	26
Die Prater-Ausstellung	31
Meine Uebersiedlung aus dem „Lokal-Anzeiger“ der „Presse“ in das Hauptblatt	37
Neue Zigarren	42
Mein Freund!	47
Die Entreprise des pompes funèbres	50
Die ethnographische Ausstellung in Moskau	53
Der Ausgleich mit Ungarn	58
Die Karrikatur der Karrikatur	61
Der fälscher Pelfa von Osorio	66
Eine Meyeradresse	70
Der Schulz von Altenbüren	75
Der Prozeß Ebergényi	82
Die Zeitungsnotiz	87
Die Höflichkeit beim Ererzieren	92
Ein Zimmer für einen Herrn Reichsrath	95
Ein Hundstag	103
Reisebriefe aus Slovenien I. II. III. IV.	110
Politische Diebe	136
Die Donauregulirung	140
Herr Wolfgang Menzel und Oesterreichs innerer Verfall	144
Das zweite Parterre	151

	Seite
Das Lotto	154
Spaziergänge. Pfui! Die neue Aera der Intelligenz	158
Polnisches	163
Das Comitéfieber	167
Eine Weihnachtsrede an die Kinder	171
Zum neuen Jahre	175
Fasching. Oesterreich ein grammatischer Fehler	179
Arme Bureaucratie	184
Die Kohlennoth	189
Der Prozeß gegen den Wechselfälscher Raymond	192
Die Poesie des Selbstbewußtseins	197
Hirtenbriefe und Konkordatsfreunde	202
Das Defizit	208
Die bösen Zungen	213
Der Fall Bartels im Abgeordnetenhanse	219
Dante und Swift auf dem Turf	224
Eine Beleidigung durch einen Orden	229
Kein protestantischer Dekan	235
Ein ultramontaner Friseur	239
Das Gebetsgeschäft	244
Vom 3. deutschen Bundeschießen	249
Die neue Kreuzersteuer	254
Ein Künstlerbanket	258
Ein spanisches Trauerspiel	264
Addio!	269
Reisebriefe aus Italien I. II. III. IV. V.	273
Die allgemeine Wehrpflicht	303
Ein Dialog im Militär-Kasino	307
Mein Monument	312
Das Attentat auf den Großherzog von Weimar. — Eine neue Koburg'sche Medaille	318

Der Maulaufreißer von Wien.

Juli 1865.

Seit einiger Zeit treibt sich wieder in Wien eine Persönlichkeit herum, welche schon ganz verschollen war. Man sieht sie überall, im Kaffee- und Wirthshause, im Theater und im Volksgarten, im Abgeordnetenhause und in der Hinterbrühl — es ist der Maulaufreißer von Wien. Das Charakteristische an ihm ist, daß er zu allem „Unglaublich!“ sagt, und doch alles glaubt, denn als er neulich im Abgeordnetenhause hörte, wie ein zerstreuter Abgeordneter die leere Bank mit „die Herren dort von der Ministerbank“ anredete, ließ er es sich nicht nehmen, daß die Minister unter der Bank versteckt seien.

Er besitzt das Talent zuzuhören, ohne daß man spricht, und spricht man, so sperrt er den Mund bis zu den Ohren auf, als wenn er jedes Wort nicht nur hören, sondern auch verschlingen wollte. Er liest alle Zeitungen, und hat doch nie eine gelesen, denn bei der Mittheilung der einfachsten Zeitungsnachricht, etwa daß Graf Belcredi nach Franzensbad abgereist sei, ruft er überrascht: „Unglaublich!“ „Was

Sie nicht sagen! Ah!" Er kommt aus dem Zustande der Verblüffung gar nicht heraus, und wenn die Telegraphendrähte ordentlich spielen, muß er ein Glas Wasser nach dem anderen trinken.

Wünscht man im Kaffeehause ein Blatt zu lesen, welches er gerade liest, so darf man beileibe nicht sagen: „Ich bitte, mein Herr, wenn Sie gelesen haben“; denn dann erhält man es gewiß niemals; er sieht nämlich den Bittsteller ungemein erstaunt an, und in der festen Ueberzeugung, es müsse etwas ganz außerordentlich Merkwürdiges in der Zeitung enthalten sein, liest er es mit der ängstlichsten Aufmerksamkeit von Anfang bis zu Ende. Und er täuscht sich nie; denn wie sollte selbst im harmlosesten Blatte etwas zu finden sein, was den Maulaufreißer nicht überrascht.

Es ist ein schöner Charakterzug von ihm, daß er jeden Wiß für bitteren Ernst hält, und gar nie auf einen solchen eingeht. Als jemand in seiner Gegenwart den Wiß machte: Ein Banquier, welchen unsere traurigen Finanzverhältnisse verstimmten, habe einem Freunde auf der Börse gegenüber ausgerufen: „Wenn das so fort geht, werden noch Alle Betteln gehen müssen,“ und der Freund habe ruhig gefragt: „Ja wohl, aber zu wem?“ war der Maulaufreißer vor Verwunderung außer sich, und sagte: „Ah! also wirklich, weiß man das noch nicht?“

Es kann sich Niemand rühmen, ihn zum Lachen gereizt zu haben, es war aber noch Keiner so langweilig, der ihn nicht in Spannung versetzt hätte; und wenn im Theater der allgemeine Schlaf durch ein weithin vernehm-

bares Ah! gestört wird, so darf man darauf schwören, daß er im Publikum ist.

Sagt man in besonders bewegter Zeit zu ihm auch nur: „Also wissen Sie bereits?“ so ruft er schon: „Ah, merkwürdig!“ und erzählt man ihm gar das neueste Telegramm, so trocknet er sich die Stirne, als wenn er die Depesche auf ihrem ganzen Wege zu Fuß begleitet hätte. Deshalb haben ihn skeptische Naturen schon in Verdacht gehabt, es sei ihm gar niemals um die Neuigkeit zu thun, sondern nur um die Aufregung. Er besitze nämlich Anlagen zum Fettwerden, und wenn er beim Anhören einer Nachricht den Mund aufsperrt, so illustrierte dies nur den in ihm vorgehenden Gedankenprozeß: „Jetzt trinke ich wieder meinen Becher Karlsbader Sprudel!“ Wäre es ihm aber um das Magerwerden zu thun, so würde er gewiß nur zur Bantingcur seine Zuflucht nehmen, denn seit den Trichinen hat ihn nichts so sehr aus der Fassung gebracht, als diese Cur. „Was, mager? unglaublich, ah!“

Seine Toilette ist immer in Unordnung, denn wenn er einen ernsten Anfall von Erstaunen bekommt, reißt ihm ein Hemd- oder doch wenigstens ein Hosenkнопf. Seit mehreren Tagen trägt er auch kein Halstuch mehr, denn bei der Nachricht, daß die Treffer der Eßterhazy-Lose nicht ausbezahlt worden seien, hatte er vor Erstaunen das Tuch so zugeschnürt, daß er sich fast erwürgt hätte.

Zur Zeit der letzten Ministerkrisis kam er blutend und mit sieben Schnittwunden am Halse in das Kaffeehaus. Nicht etwa, daß er als Anhänger des Ministeriums Schmerling einen Selbstmordversuch gemacht hätte. Nein,

aber der Unglückliche war gerade in der Rasirstube unter dem Messer, als daselbst die neuesten Minister-Kandidaten genannt wurden. Leider wurden an dem Tage sieben genannt, und einem glücklichen Zufalle war es zu danken, daß in der Rasirstube damals das Finanzministerium nicht neu besetzt worden war — der Maulaufreißer hätte sich verblutet.

Als ihm ein Herr neulich mittheilte, daß ein großes Bankhaus die Zahlungen eingestellt habe, blickte er starr und sprachlos vor Erstaunen vor sich hin, so daß der Erzähler theilnahmsvoll bemerkte: „Oh Sie Aermster, Sie sind gewiß betheilig und nicht vorgemerkt!“

Es ist unbegreiflich, wie er vor Erstaunen dazu hatte kommen können, sich zu verlieben, aber es ist eine, wenn auch unglaubliche Thatsache. Gestern hat er geheiratet, der Maulaufreißer von Wien, und als seine Braut vor dem Priester sich laut und klangvoll mit „Ja“ vernehmen ließ, konnte sich der Maulaufreißer nicht enthalten: „Ah unglaublich!“ auszurufen.

Das Eugen-Monument.

Oktober 1865.

Es war an dem Tage der Enthüllung des Eugen-Monuments, als ich einem meiner Freunde, einem hartnäckigen Politiker, in tiefes Nachdenken versunken, auf der Ringstraße begegnete. Nun scheint mir bei der gegenwärtigen Sachlage das Nachdenken über unsere politischen Zustände ebenso gewiß eine vollständige Verrücktheit nach sich ziehen zu müssen, wie in Rußland auf das intensive Blauwerden der Nase, das Erfrieren derselben folgt; und wie es dort bei strenger Kälte Pflicht der Nächstenliebe ist, den zerstreuten Spaziergänger auf die bedenkliche Farbe seiner Nase aufmerksam zu machen, halte ich es bei uns für die Aufgabe des Menschenfreundes, Jedermann aus seinem politischen Tiefsumme, und sei es mit Gewalt, zu reißen, indem man ihm nöthigen Falles ein Glas Wasser über den Kopf schüttet.

Da ich nun kein solches bei der Hand hatte, sagte ich meinen Freund bei den Schultern, schüttelte ihn, und stellte ihm die Frage: Heizen Sie schon?

— Glauben Sie, fragte dieser, statt zu antworten, daß das Sinken des Thermometers von politischer Bedeutung werden kann?

— O ja, bemerkte ich, denn wir müssen hoffen, daß diejenigen, denen wir in diesem Sommer vergeblich einen Sonnenstich gewünscht haben, im kommenden Winter wenigstens erfrieren werden.

— War dies übrigens, fuhr ich fort, der Gegenstand, über welchen Sie nachdachten, als ich Ihnen begegnete?

— O nein, antwortete mein Freund; ich dachte vielmehr, da ich eben von der Besichtigung des Eugen-Monuments gekommen war, darüber nach, was wohl geschehen wäre, wenn der edle Ritter Arneht die Türken nicht geschlagen hätte —

— Der edle Ritter „Prinz Eugen“, verbesserte ich.

— Ganz richtig, Ritter v. Arneht hat nur ein Buch über den Feldherrn geschrieben, wenn also der Ritter Eugen die Türken nicht geschlagen hätte.

Ich glaube, bemerkte ich, daß wir dann eine ganz gute Mittelsorte türkischen Tabaks zu einem anständigen Preise bekämen; daß das Balletcorps aus jüngeren Schönheiten bestände als gegenwärtig, wo es Methusalem's gesammelte Jahre tanzt, und daß die Direktoren der Kreditanstalt die seidene Schnur bekommen hätten, um mit dieser Welt abzuschließen und dann wäre die Welt gewiß zu Grunde gegangen, wenn die Direktoren der Kreditanstalt mit ihr abgeschlossen hätten.

Vorher aber, setzte ich fort, hätten wir unsern Schwerpunkt in Temesvar gefunden, auch ohne den Vorschlag

der Norddeutschen Allgemeinen Zeitung, welche vielleicht in türkischer Sprache erschiene, während Herr v. Bismarck nicht Graf, sondern Pascha von drei Roßschweifen geworden wäre, und die arme Sängerin Eucca läge möglicherweise gesäckt im Bosphorus bei der Ferdinandsbrücke, über die man dann direkt statt in die Leopoldstadt nach Kleinasien käme.

— Und Baiern? fragte mein Freund.

— Das Bier, antwortete ich, wäre Staatsmonopol, Herr v. d. Pforden, mit seinem schönen Streben nach Selbstständigkeit der Mittelstaaten, scheint mir zu einem baierischen Mehemet Ali wie geschaffen, und Richard Wagner würde seine türkische Musik an der Spitze eines Regiments Janitscharen machen.

Die Sachsen aber hätten einen feurigeren Kaffee als gegenwärtig, ihr Beust-Pascha wäre durch einen besonderen großherrlichen Ferman ermächtigt, einen schwarzrothgoldenen Turban zu tragen, und das „Nchherrjeses“ würde, nachdem der Islam Staatsreligion wäre, bei einer Strafe von hundert Bambusstreichen auf die Fußsohlen verboten.

Die Fonds aber zu dem einigen türkischen Deutschland würde der Freiherr v. Kothschild beizuschaffen haben, der Titel, Rang und Charakter Nathan des Weisen bekäme.

Der Ballchronist.

Jänner 1866.

O glücklicher Kaiser Barbarossa, der Du im Kyffhäuser sitzest und schläfst, bis die Raben nicht mehr um den Berg fliegen; dann erst wachst Du auf und rettest Deutschland aus tiefem Verfall.

Es ist sonderbar, daß die Deutschen den Mann, von welchem sie ihre Erlösung erwarten, sich im schlafenden Zustande denken; aber nicht um seine hohe Sendung beneide ich den Rothbart, sondern darum, daß er schlafen kann, schlafen im Fasching! für uns Wiener Genußmenschen ist es gleich, ob die Raben fliegen oder nicht, wir kommen nicht in's Bett, und ach um den Preis, schlafen zu können, würden wir vielleicht auch etwas für Deutschland thun, z. B. die Photographie des Grafen Bismarck kaufen.

Glücklich derjenige, der all die tausend Faschingsfreuden aus Ueberzeugung mitmacht, aber wahrhaft bedauern müssen wir denjenigen, den nicht Neigung, nicht Ueberzeugung, nicht Gelübde zu diesen hinziehen, dem im

Gegentheile eine innere Stimme fortwährend zuruft: Schlafen möcht' ich! — den Feuilletonisten, diesen Journal-Wischnu, der in der entseßlichen Verkörperung, die er im Fasching annimmt, Ballchronist heißt.

Erst gestern traf ich einen meiner Freunde, einen armen Teufel von geistreichem Feuilletonisten, eifrigst in einem Adressbuche blätternnd.

„Was suchen Sie,“ fragte ich ihn, „vielleicht kann ich Ihnen Auskunft geben?“

„Ach ja,“ antwortete er, „ich bitte Sie darum! Können Sie mir nicht sagen, wo ich wohne?“

„Wie, Sie wissen nicht, wo Sie wohnen!“ und ich dachte statt an seine Adresse, an die Adresse berühmter Irrenärzte; denn der Bedauernswerthe war offenbar verrückt geworden.

„Ich bin,“ fuhr er hierauf zur Erläuterung fort, „der Unglücklichste aller Menschen. Sie wissen, daß ich in Pest war, um die Feierlichkeiten der Landtagseröffnung feuilletonistisch zu beschreiben. Da es nun bei anhaltenden Eljensrufen möglich gewesen wäre, daß diese Feierlichkeit bis zum nächsten Quartal gedauert hätte, hatte ich hier meine Wohnung aufgegeben und war so bei meiner Rückkunft nach Wien genöthigt, eine neue Wohnung zu nehmen. Ich habe das Zimmer, welches ich miethete, seit damals nicht wieder gesehen, denn noch an dem Tage, da ich eingezogen war, übernahm ich bei meiner Zeitung die Stelle eines Ballchronisten. Ich stürzte von Ball zu Kränzchen, von der „Reunion“ in Hütteldorf zu dem Maskenball im Wiedner Theater; ich war an einem Abend

in Fünfhaus mit einer „Schlafhaube“, in Kerchenfeld als Kürassier aus dem dreißigjährigen Kriege und bei einem „Tänzchen“ im Hesperus in schwarzen Frack. Bei Nacht tanze ich und bei Tage erstatte ich Bericht, kein Wunder, daß ich meine Adresse vergessen habe.“

„O Sie dreimal Unglückseliger,“ rief ich, „und wann schlafen Sie denn?“

Der Gefragte blickte nach allen Seiten um, legte dann den Finger auf den Mund und antwortete leise:

„Während ich schreibe!“

Eine Badereise nach Reichenuau.

April 1866.

Newton, gefragt, wieso er die Gesetze des Falles entdeckt habe, antwortete: Weil ich immer daran dachte. Das fortwährende Nachdenken über einen Gegenstand jedoch, das Newton zum Philosophen machte, hat schon Andere, deren Nachdenken weniger fruchtbar war, zu Narren gemacht, und da das Ministerium Bismarck vorderhand nicht zu den Körpern zu gehören scheint, welche „fallen“, so wird uns nichts übrig bleiben, als darüber zu Narren zu werden.

Der Graf Bismarck wird zur fixen Idee bei uns werden, nachdem wir uns gewöhnt haben, ihn als den letzten Grund aller bemerkenswerthen Erscheinungen anzusehen. Warum fallen die Papiere? Weshalb bekommen wir Staatsnoten? Weshalb gehen die Geschäfte so schlecht? Auf jede dieser Fragen bekommen wir den Grafen Bismarck zur Antwort, so daß es mich nicht Wunder nehmen sollte, wenn endlich Einer auf die Frage: Warum friert Sie? antworten sollte:

Weil der Graf Bismarck keine Perrücke trägt.

Ich selbst war in der letzten Zeit durch anhaltendes

Nachdenken über den preußischen Minister, wozu ich leider als Feuilletonist der „Presse“ gezwungen war, verstimmt und etwas nervös geworden. Wenn ein Werkelmann im Hofe seinem schrecklichen Berufe oblag, dachte ich daran, wie sich die Werkelmänner um die allgemeine Ruhe verdient machen könnten, wenn sie mit vereinten Kräften dem Grafen Bismarck das „Deutsche Vaterland“ so lange vorwerkelt, bis er dasselbe satt bekäme, eine Eisenbahnfahrkarte löste und sich beim Bey von Tunis als Premier engagiren ließe; und als ich neulich wie gewöhnlich beim „Erzherzog Karl“ zu Mittag speiste, bemerkte ich, wie meine Tischgenossen mich plötzlich lächelnd beobachteten — ich hatte einen Monatrettig, den ich eben salzte, laut vor mich hin mit „Euer Erzellenz!“ angesprochen.

Ah, du mußt etwas für dich thun, sagte ich zu mir, denn das ist ein — Symptom. Ich ging in den juridisch-politischen Leseverein und nahm die „Medizinische Wochenschrift“ zur Hand, um etwa einen ähnlichen Fall, in welchem Jemand eine Gemüse für einen Minister gehalten hatte, dort zu entdecken. Ich fand zwar nicht die gewünschte Aufklärung, aber ich erinnerte mich plötzlich, daß ich durch den Redakteur jenes Blattes eine Einladung zur feierlichen Eröffnung des „Rudolfsbades“ in Reichenau erhalten hatte, und so trieb mich Graf Bismarck nach Reichenau.

Reichenau, Geliebte! wenn ich ein reicher Mann wäre, würde ich mir in dein Herz eine Villa bauen; wenn ich ein großer Musikus wäre, würde ich dir mein Opus I widmen; wenn ich ein Parfumeur wäre, würde

ich ein Parfum de Reichenau erfinden, gegen welches Violette de Parme nach Schuhwichse röche; aber so bin ich kein reicher Mann, kein großer Musiker und nicht einmal ein Parfumeur, ich kann dir nichts anbieten, als meine große Liebe, manchmal den Eilzug der Südbahn benutzen, um in deine Arme zu fliegen, und wenn ich dich verlassen muß, wünschen: daß noch keine Südbahn bestünde, sondern nur eine Stellwagen-Verbindung zwischen Reichenau und Wien, damit ich nie von der Stelle käme.

Ein Separat-Eilzug erwartete Dienstag 10 Uhr Vormittags die geladene Gesellschaft, zum größten Theile aus Ärzten, zum kleineren Theile aus Journalisten bestehend. Obwohl kein Vergnügen ohne Damen denkbar ist, waren die letzteren bei diesem ärztlichen Vergnügungszuge nicht einmal durch die Töchter des Aeskulap, die Hebammen, vertreten, und der geistreichste Frauenarzt aus der inneren Stadt ist doch noch immer kein Ersatz für ein naives Mädchen aus der Vorstadt.

Nachdem ich mich vorsichtig und gewissenhaft auf Grünspan untersucht hatte, setzte ich mich im Bewußtsein meiner Wohlverzintheit furchtlos in denselben Waggon, in welchem die Stadtphysiker Platz genommen hatten. Da saß auch der drakonische Groß-Inquisitor der Kupfergeschirre, Dr. Innhauser, aber ich lächelte, denn ich hatte mein letztes Kupfergeld auf Cigarren ausgegeben.

Liesing, Baden, Vöslau seid mir gegrüßt; sieh da Wiener-Neustadt! Als ich im Oktober ebenfalls nach Reichenau fuhr, hielt hier der Zug fünf Minuten, und ich verließ dich, du liebliches Städtchen, mit Thränen im

Zuge — deine Würste waren vortrefflich, aber der Kren war so scharf.

Der Schneeberg hatte noch immer nicht Frühling gemacht, er lag vor uns mit einer weißen Schlafhaube, denn sein Gipfel war eingeschneit, obwohl die Sonne dem Langschläfer in's Gesicht lachte. „Geben Sie Acht,“ sagte ein Herr neben mir, indem er mich vom Fenster wegzog, „Sie werden sich erkälten.“ Der Herr trug zwei Ueberzüge, sowie einen Plaid, und hatte einen Handkoffer neben sich, als wenn es sich um eine Nordpolexpedition gehandelt hätte. Ich bin überzeugt, er trug auch insgeheim eine Schwimmhose, um für alle Fälle vorgesehen zu sein.

Nicht ganz zwei Stunden hatte die Fahrt gedauert, und wir waren in Payerbach. Die Geladenen wurden hier von den Eigenthümern des Rudolfsbades empfangen, stiegen in die bereitstehenden Wagen, und in einigen Minuten waren wir in Reichenau.

Ich muß gestehen, daß mich diese Kaltwasseranstalt etwas enttäuschte. Ich hatte mir vorgestellt, grauenhafte Instrumente zu finden und Marterwerkzeuge, mit welchen ein verstockter Patient durch die Kaltwassernechte so lange gefoltert wird, bis er ächzt: Nun ja, ich habe Appetit! oder bis er eingesteht: Mein Kopfschmerz ist verflogen! Aber statt einer peinlichen Kaltwasserordnung fand ich eine appetitliche Hausordnung, einschmeichelnde Badeschwannen aus Porzellan, hüpfende Betten, liebliche Douchen, verführerische Decken.

Zu den nicht geringsten Vorzügen der Anstalt rechne ich auch den dicken Badearzt. Ich halte viel auf Aerzte

von solchem Leibesumfang, und ich bin überzeugt, der Pulsschlag eines Fieberkranken wird regelmäßig, wenn der Arzt, der ihn fühlt, die Bantingcur nothwendig braucht. Wenn sich ein Patient in eine Patientin verliebt, kann er vor der Geliebten auf die Knie fallen, und zugleich ein Fußbad nehmen, so weise eingerichtet ist diese Heilanstalt! Im ersten Stockwerke fand ich einen Rauchsalon mit einem noch keusch verhüllten Billard, und einen Konversationsaal — glückliches Sopha in der Fensternische, wenn du plaudern wolltest, wie viele unruhige Samstage könntest du einem Sonntags-Feuilletonisten ersparen.

Ein diebischer Zephyr war mittlerweile in die Küche eingestiegen und flüchtete jetzt durch die Gänge, so daß ein junger Arzt, welcher in sich versunken an einer Säule lehnte, träumerisch die Augen aufschlug und lispelte: Es riecht nach etwas Gedünstetem! Man eilte zu Tische. Da ich gehört hatte, daß Trinksprüche beabsichtigt wurden, setzte ich mich zwischen zwei Ohrenärzte, und sah so mit Veruhigung der Zukunft entgegen.

O Bismarck, wo ist dein Stachel?

Schon nach den Forellen hatte ich dich vergessen, und als der Nachtmisch aufgetragen wurde, fielst du mir allerdings noch einmal ein, aber da war schon zwischen dir und meinem Grolle Champagner geflossen. Doch halt, spricht er nicht jetzt, weigert er sich nicht, auf das Wohl der Journalisten anzustoßen, hat er nicht eine rothe Nase und einen Schnurrbart und eine Brille? Nein, es ist der Professor Hebra, der eine Philippika gegen die „öffentliche Meinung“ hält.

Es schien mir gefährlich, daß gerade ein Spitalarzt die Journalisten so hart anfeindete; dann wenn der Professor Hebra solche Grundsätze in seiner „Klinik für Hautkrankheiten“ am Krankenbette zum Besten gibt, so werden zulezt alle Ausfägigen Feinde der Journalistik werden, und es wird Leute geben, die nur, weil es sie juckt, die Journalisten für Schmierer halten werden.

Das Los der österreichischen Journalistik ist kein beneidenswerthes. Wird in einer Notiz über das Theater in Leitomischl die Aussprache des ersten Liebhabers getadelt, und erzählt, daß er die erste Liebhaberin regelmäsig anstatt „mein Röslein“, „mein Rößlein“ anspreche, so sagen alle ersten Liebhaber von Leitomischl bis Napagedl, die österreichische Journalistik sei noch nicht reif für die Pressfreiheit; sagt man einem jammervollen Dichter: seine neuen Gedichte seien eine lyrische Störung der öffentlichen Ruhe, so nennt er die Journalistik anmaßend, weil sein einziger Areopag die Nachwelt sei; wird, wie dies neulich der Fall war, unter den Tagesneuigkeiten mitgetheilt, der Sohn des Professors Hebra habe eine lärmvolle öffentliche Szene herbeigeführt, so docirt der Vater, daß die Journalistik den Anstand verlege; ja ich habe Einen gekannt, der nicht begreifen konnte, daß die Zeitungen sein Finanzprojekt als Unsinn erklärten, da doch sein Schwager eine Medaille für Kunst und Wissenschaft besitze.

Was der Journalistik bevorsteht, wenn sie über erste Liebhaber, Lyriker, Professorsöhne und Finanzkünstler mit Medaillenschwägern hinausgreift, darüber schweige ich; aber die Vorsehung hat sehr weise gethan, daß sie den

Verfasser der „Juniusbriefe“ das Licht der Welt in England erblicken ließ, und nicht in Fünfhaus.

Dem verunglückten Toast auf die Journalistik folgten noch andere Toaste; ein Badearzt sprach einen Toast in Versen — die Gesellschaft entschloß sich zum Aufbruche. Die Stimmung war eine heitere, nur ein Ereigniß rief für einen Augenblick eine gewisse Bangigkeit hervor. Ein praktischer Arzt fühlte sich nämlich den Puls und merkte, daß derselbe ausgeblieben war, zu gleicher Zeit vermochte er nur mit Schwierigkeit zu athmen. Er rief einen Kollegen, und nun erklärte sich das Ganze als Mißverständnis. Der Patient hatte nämlich in einer augenblicklichen Zerstreuung sich den Puls auf der Nase gefühlt, und diese zwischen beiden Fingern eingeklemmt gehalten, so daß der Athmungsprozeß allerdings nicht mit der früheren Leichtigkeit vor sich gehen konnte.

Bei der Heimfahrt fragte mich ein Freund: „Werden Sie über das Rudolfsbad schreiben?“ — „Nein,“ sagte ich, „denn ich kann bis jetzt, wie der Graf Rostopschin sagen, daß ich mir keines Menschen Tod vorzuwerfen habe, da ich niemals weder einen Koch noch einen Arzt empfohlen habe.“

Und nun habe ich doch geschrieben!

Die Mimisch = Plastischen.

April 1866.

Man hat es den armen Schneidern aufzubringen versucht, daß zwischen ihnen und den Ziegenböcken eine sehr große Aehnlichkeit bestehen solle. Ich weiß nicht, ob diese Vergleichung jemals berechtigt war; so viel aber ist gewiß, daß sie für die Gegenwart nicht mehr paßt, und man braucht nur bei der Darstellung der „familie Benoiton“ im Burgtheater gewesen zu sein, um einzusehen, daß der Schneider weit eher ein Wolf ist, als ein Bock. Ja, der Schneider ist ein hungriger Wolf, der in die Hürde des Familienvaters einbricht, die Nitgift der Frau verschlingt und die Eisenbahn-Aktien des Gemals auffriszt, unbekümmert, ob darunter auch „Junge“ sind. Der Schneiderwolf ist ein nicht zu zähmendes Raubthier, schmeichle ihm, liebe ihn, mache was du willst, er weist dir schließlich doch die — Rechnung.

Der Mensch liebt es, die Gegensätze aufzusuchen, und so entschloß ich mich, nach diesem dramatischen Raffinement die paradiesische Einfachheit auf mich wirken zu lassen,

nach der Krinoline das Feigenblatt, nach der Mode die Klassicität, nach der „Familie nach der Mode“ im Burgtheater die „Mimisch-Plastischen“ im Harmonietheater.

Der Aesthetiker kann bei den „lebenden Bildern“ des Herrn Professors Bacher aus Turin sehr interessante Studien machen. So wissen die Mimen gewöhnlich nicht, was sie mit ihren Händen anfangen sollen, die Mimisch-Plastischen wissen nicht, wo sie dieselben zuerst hingeben sollen, sie haben fast zu wenig an zweien, wenn sie nicht die weise Hände-Oekonomie der meerentstiegenen Venus befolgen. Wenn die Mimik die Trifot-Grazien im Harmonietheater in Stich läßt, so stellt sich die Plastik zur rechten Zeit ein, und wenn die Mimik sich vergißt und sagt: Ich möchte nachmalen! hilft ihr die Plastik aus der Noth und ruft: Ich liebe dich!

Um wie viel leichter ist es für die mimische Künstlerin, verschiedene Charaktere, heute die Iphigenie Goethe's und morgen die Eglantine Mautner's darzustellen, als für die mimisch-plastische. Jener stehen unzählige Hilfsmittel zu Gebote, heute der griechische Faltenwurf und morgen der Eduard Mautner'sche Steifrock; diese muß jetzt die keusche Susanne darstellen, und vielleicht in einer Viertelstunde später Frau Potiphar, und ob sie ins Bad geht oder der Tugend eines Jünglings Fallstricke legt, sie hat immer nur das Trifot an, wer weiß, ob sie es auch nur wechselt. Daß aber bei der Susanna der Geiger im Orchester danebengreift, während bei der Potiphar der Posaunist falsch bläst, kann man doch eigentlich kein Hilfsmittel nennen.

Das lebende Bild: „Potiphar und Joseph“ war nach

der übereinstimmenden Aussage Aller das gelungenste. Wie ergreifend ist es, da Joseph, ungeachtet der schlechten Zeiten, seinen Mantel opfert, und auf die Protektion bei der ägyptischen Statthalterei verzichtet, um sich lieber mühselig durchs Traumdeuten fortzuhelfen, wie packend wirkt es, da Frau Potiphar, welche auf diese Abrüstung nicht gefaßt war, dem Jüngling mimisch-plastisch nachruft: Was nützt mir der Mantel, wenn er nicht gerollt ist!

Interessant müßte es sein, durch die mimisch-plastischen Künstlerinnen ein Drama aufführen zu lassen.

Intriguen-Stücke, bei welchen die Handlung erfordert, schnell einen Brief in dem Busen zu verbergen, wären gar nicht möglich; ein Schauspiel, wie eben die Familie Benoiton, könnte nicht dargestellt werden, denn ich wüßte nicht, wie Fräulein Speranza, „die erste mimisch-plastische Künstlerin“, welche also die Marthe Didier geben müßte, es anfinde, sich von einer Zofe eine Schleppe nachtragen zu lassen, da sie in ihrer Toilette keinen überflüssigen Faden hat; Proverbes, bei welchen eine Dame in einer Causeuse lehnt und nachlässig mit einem Spitzen-Taschentuche spielt, während der blasirte Herr, welcher sie besucht, sich am Kamine die Füße wärmt, würden mimisch-plastisch, also ohne die Hilfsmittel der Toilette geradezu komisch wirken; ebenso mißlich stünde es um die Aufführung von „Charakterbildern“ fürs Volk, denn im Trikot sieht ja die Tugend nicht schäbig aus, und wo sollte der edle Greis die Briestafche aufbewahren, mit der er im letzten Akte der Tugend den Zins bezahlt?

Unsere dramatischen Dichter würden sich dann gerne entschließen, mimisch-plastische Rücksichten zu nehmen; Mosenthal träfe es wie immer gewiß wieder am besten, denn dieser Dichter wäre sogar im Stande, ein Drama zu schreiben, in welchem gar keine Personen auftreten, nur sehr viel Abendröthe und etwas Gewitter, und er selbst, werm applaudirt wird. Daß der Veranstalter der mimisch-plastischen Vorstellungen „Professor“ ist, versteht sich auch ohne Theaterzettel von selbst. Es scheint jedoch nicht, daß er seine Zöglinge zu einem praktischen Berufe ausbildet, denn keiner derselben hat es bis jetzt dazu gebracht, eine Stellung zu bekleiden, sie sind Alle froh, wenn sie ihr nacktes Auskommen haben.

Ein volkswirtschaftlicher Damenverein.

1866.

Wenn es von mancher Seite her als der Beruf der Frauen bezeichnet wurde, himmlische Rosen ins irdische Leben zu weben, so haben die Damen jetzt selbst gegen diese Auffassung vom poetischen Weberstandpunkte aus durch die Gründung eines „volkswirtschaftlichen Frauenvereins“ in Wien energisch Einsprache erhoben.

Diese Association der Damen zu wirtschaftlichen Zwecken ist nach meinem Dafürhalten nichts als eine Auflehnung gegen das Monopol der Männer auf die Volkswirtschaft, sowie das Amazonenthum eine Auflehnung der antiken Damenwelt gegen das Bestreben der Männer des Alterthums war, das Kriegshandwerk als Monopol für sich in Anspruch zu nehmen. In unserer Zeit der Eisenbahnen und des Industrialismus kann es den Damen nicht mehr einfallen, ein Amazonenkorps zu bilden, und sie haben auch durch das Anlegen der Krinolinen ein für allemal darauf verzichtet, Hufaren zu werden. Die Frauen haben vielmehr mit richtigem Takte erkannt, daß das Lanzenschleudern und Speerwerfen ein überwundener

Standpunkt ist, daß die Zeit Kambyes des Grausamen vorüber und die Rothschild des Grausamen gekommen ist, und daß, wenn auch gekrönte Häupter hin und wieder Kriegsgelüste verspüren, der Krieg selbst nur ein Geschäft ist, wie jedes andere. Die Frauen wissen daher ganz wohl, daß sie, um mit den modernen Männern gleichberechtigt zu sein, nicht Kriegerinnen werden müssen, sondern Volkswirtheinnen, und glücklicherweise brauchen die Damen zu diesem Berufe nicht jene grausame Verstümmelung ihres schönen Oberleibes vorzunehmen, zu welcher sich, wie dies Freunden der Geschichte bekannt ist, die Amazonen entschlossen, um den Bogen spannen zu können, denn die Volkswirthschaft hat mit dem Busen nichts zu schaffen.

Welchen Gegensatz wird die verwirthschaffende Frau der Gegenwart zu den volkswirthschaftlichen Damen der Zukunft bilden, einen Gegensatz wie *dolce far niente* und doppelte Buchhaltung, wie Liebesbriefe und Postrecepisse, wie *Boudoir* und *Komptoir*, wie Küsse und Siegellack, wie ein Stündchen bei der Geliebten und eine protokolirte firma, wie die Gedichte Emanuel! Heibel's und die Theorien des Adam Smith.

Die volkswirthschaftliche Erziehung der Frauen wird auf das familien- und gesellschaftliche Leben unbedingt einen großen Einfluß nehmen müssen. Der Jüngling ist freihändler, sein Ideal ist schutzzöllnerisch. Lange haben die beiden Liebenden nur Herzensfragen miteinander besprochen nach der bekannten Melodie: „Wirst Du mich auch ewig lieben?“ — „O ewig, ewig!“ Endlich eines Abends fragt Gretchen: „Heinrich, wie steht's mit Deiner

National-Oekonomie?“ und der schwärmerische Jüngling entwickelt nun der Heißangebeteten die Lehre von Angebot und Nachfrage, von den Werthen, von der Preisbestimmung, und macht sich über die „Theorie der produktiven Kräfte“ des Schutzöllners Friedrich List lustig. Verdient der gefühllose Jüngling die Liebe eines Weibes, welches die Klagen der Maschinenfabrikanten aufs tiefste rührt, und dessen heißester Wunsch auf den Schutz der inländischen Arbeit gerichtet ist? — Das Verhältniß ist für immer gelöst!

Eben geschlossene Ehen werden durch die widerstrebenden Ansichten von Mann und Frau über wichtige Fragen der Volkswirtschaftslehre in ihrem Bestande gefährdet werden. Die Frau zum Beispiel geht mit der neueren Schule, sie ist eine Gegnerin von Malthus und stellt die traurigen Folgen in Abrede, welche dieser an die immer wachsende Zunahme der Bevölkerung knüpfen will. Der Mann steift sich mit Händen und Füßen gegen die Ansichten seiner Gattin, und was ist die Folge — die Scheidung.

Den Industriellen kann die Gründung eines volkswirtschaftlichen Frauenvereines nur in höchstem Grade erwünscht kommen. Wenn sich eine Deputation von Volkswirthinnen zu Sr. Excellenz dem Herrn Handelsminister begibt, und ihn um seine Verwendung, sagen wir zu Gunsten der einheimischen Seifensiederei bei Abschluß eines Handelsvertrages, bittet, so kann der Herr Handelsminister dieses Begehren nicht rundweg abschlagen, sonst läuft er Gefahr, daß die Sprecherin in Ohnmacht fällt, und daß die ganze Deputation den Weinkrampf bekommt.

Sowie die Frauen bis jetzt große Pianisten, weiche Lyriker, tragische erste Liebhaber, graziöse Tänzer bevorzugt haben, so werden sie, nachdem sie an der Volkswirtschaft Gefallen gefunden haben, in Zukunft auch den National-Oekonomen ihr Herz nicht verschließen, und eine junge interessante Wittwe verliebt sich vielleicht in einen Volkswirth, weil er eine hinreißende Broschüre über die Brauntweinsteuer geschrieben, oder die Nothwendigkeit der Herabsetzung der Eisenbahnfrachtsätze für Kohlen unwiderleglich dargethan, oder für die Einrichtung von Viehversicherungsanstalten neue Gesichtspunkte aufgestellt hat.

Glücklicher landesfürstlicher Kommissär, dem die angenehme Aufgabe zufällt, den Sitzungen des volkswirtschaftlichen Frauenvereins beizuwohnen!

Tag Kombinations-Genie.

1866.

Die Unsicherheit der politischen Lage, die Ungewißheit, ob der nächste Tag uns Krieg oder Frieden bringen, ob Napoleon mit oder gegen uns sein wird, ob Bismarck die Ministertoga mit der Landwehrmajors-Uniform tauscht oder nicht, ob die Berliner Wien oder die Wiener Berlin erobern werden, ob den Großdeutschen in Kleindeutschland oder den Kleindeutschen in Großdeutschland aufzugehen bestimmt ist, diese Unsicherheit und Ungewißheit hat endlich einem bisher im Verborgenen duftenden Genie zur Anerkennung verholfen — dem Kombinations-Genie.

Das Kombinations-Genie ist ein ganz gewöhnliches Genie mit einer hohen, faltenreichen Stirn; aber in diesen Falten ruhen die Keime künftiger Ereignisse, denn aus denselben fällt, wenn es den Kopf schüttelt, eine Kombination über Krieg oder Frieden. Das Kombinations-Genie hat eine bedeutende Nase, mir der es die Weltgeschichte vierzehn Tage vorher wittert, und es hat endlich

ein Lächeln, welches das Vielsagende mit dem Nichts-sagenden glücklich zu kombiniren versteht. Die Toilette dieses Genies ist eine Kombination zwischen den hohen Vatermördern eines Diplomaten und den bestaubten Stiefeln eines Kouriers, alles dazwischen Liegende ist von einer unbestimmten Farbe, die sich nicht erkennen, nur kombiniren läßt.

Dem Kombinations-Genie zuzumuthen, daß es etwas wisse, würde es beleidigen, es weiß gar nichts, es kombinirt Alles und das ist sein Stolz. Wenn ein Diplomat in Florenz eine Prise Tabak nimmt und in Hessen-Kassel Einer auf der Straße verzweifelt „Helf Gott!“ ausruft, so kombinirt das Genie diese beiden Thatfachen, und überrascht die Welt mit der Neuigkeit, daß Hessen-Kassel die Vermittlerrolle zwischen Oesterreich und Italien übernommen habe.

Archimedes hat nur einen Punkt außerhalb der Erde verlangt, um diese aus den Angeln zu heben, dem Kombinations-Genie braucht man nur die Nase des Portiers aus dem Ministerium des Auswärtigen zu zeigen und es kombinirt, ob die Welt morgen in Brand stehen werde, oder nicht. Je mehr sich die Fäden verwirren, desto schärfer sieht das Kombinations-Genie, und wenn Louis Napoleon ausruft: „Jetzt kenne ich mich selbst nicht mehr aus!“ erklärt das Kombinations-Genie im Wirthshause: „Nunmehr ist Alles klar!“

Das Sprichwort sagt: „wenn man Jemandem einen Finger gibt, so verlangt dieser gleich die ganze Hand“; bei dem Kombinations-Genie kommt das nie vor, denn

gibt man ihm einen Finger, so hat es schon die ganze Hand, den einen Finger, den man ihm gibt, und die vier anderen Finger, die es dazu kombinirt.

Je unbedeutender eine Thatsache dem gewöhnlichen Menschen erscheint, desto wichtigere Folgen weiß das Kombinations-Genie daran zu knüpfen. Der gewöhnliche Mensch erzählt vielleicht ganz ruhig: „Als ich heute Cigarren in der Trafik kaufte, hat der preussische Gesandte dort gerade fünfundzwanzig Stück trockene Londres begehrt.“ Wenn das Kombinations-Genie Zeuge dieses Einkaufes war, so erzählt es: „Wie ich mit Bestimmtheit versichern kann, hat der preussische Gesandte seine Pässe verlangt.“ Denn das Kombinations-Genie kombinirt: Weshalb kauft der preussische Gesandte gleich fünfundzwanzig Cigarren auf einmal? Weil er sich auf längere Zeit mit Cigarren versehen will. Nur deshalb, um die Cigarren „besser ablagern“ zu lassen, kann er den Vorrath nicht kaufen, sonst hätte er nicht trockene Londres verlangt. Auf einer Reise von Wien nach Berlin raucht ein halbwegs starker Raucher ungefähr fünfundzwanzig Londres — der preussische Gesandte hat daher seine Pässe verlangt.

Bleibt der preussische Gesandte doch in Wien, so hat sich das Kombinations-Genie deshalb wahrhaftig nicht geirrt, vielmehr kombinirt es aus der Thatsache des Dableibens die neueste Wendung in der preussisch-österreichischen Frage: Der preussische Gesandte hat seine Pässe verlangt und bleibt. Weshalb bleibt er? Weil er von Bismarck die Instruktion hiezu erhalten hat. Bismarck

sieht daher ein, daß er zu weit gegangen ist, er sieht ein, daß sich Oesterreich durch Drohungen nicht ins Bockshorn jagen läßt, und Abends erzählt das Kombinations-Genie: „Wie ich mit Bestimmtheit versichern kann, ist die Abreise des preussischen Gesandten noch unbestimmt, da der Konflikt zwischen Oesterreich und Preußen nahe daran ist, beigelegt zu werden.“ Hat das Kombinations-Genie, wenn am Tage darauf die Preußen in Sachsen einrücken, etwa falsch kombinirt? Lächerlich, wir stehen vielmehr am Vorabende einer Ministerkrisis — wie konnte auch das frühere Ministerium den Friedens-Versicherungen Bismarcks Glauben schenken!

Kommt es daher zum Kriege, so ruft das Kombinations-Genie triumphirend im Kreise seiner Gesellschaft: „Nun, was habe ich Ihnen vor vier Tagen gesagt!“ Kommt es nicht zum Kriege, so ruft er eben so triumphirend: „Nun, was habe ich Ihnen vor drei Tagen gesagt!“ Und wenn der Sinn für Gerechtigkeit in der Gesellschaft nicht ganz ausgestorben ist, so muß sie zugeben, daß das Kombinations-Genie scharfsinnig zu kombiniren versteht, daß es immer den Nagel auf den Kopf trifft, und vollkommen den Thatsachen entsprechend vor vier Tagen den Krieg, vor drei Tagen den Frieden prophezeit hat.

Das Kombinations-Genie haßt das fait accompli, aber es liebt die Anhaltspunkte, es zieht eine magere, aber unverbürgte Nachricht der fettesten officiellen Mittheilung vor. Es verachtet deshalb den amtlichen Theil der Wiener Zeitung, denn es sieht denselben als ein

Zugeständniß an die Schwäche an, als einen Eingriff in die Sphäre des Genies, welches die Nachrichten, die jener bringt, längst kombinirt hat. Ist es nicht eine Verletzung des geistigen Eigenthums, wenn das Kombinations-Genie bereits vor drei Monaten eine Mittheilung kombinirt hat, und der amtliche Theil bringt dieselbe jetzt, ohne das Kombinations-Genie als Quelle anzugeben?

Wenn die Wiener Zeitung je die Mittheilung bringt, daß die Königin der Sandwich-Inseln, welche gegenwärtig Italien bereist, demnächst zu ihren treuen Unterthanen wieder zurückzukehren gedenkt, — ich bin Zeuge, daß das Kombinations-Genie diese Nachricht schon gestern mit Bestimmtheit versichert hat.

Die Prater-Ausstellung.

Mai 1866.

Am 21. Mai, am Pfingstsonntage, saß ich „zur Seite des wärmenden Ofens“ und las die „Theorie der deutschen Frage“ von Franz im letzten Hefte der Cotta'schen Vierteljahrschrift. Der deutsche Himmel hatte wahrscheinlich in einem Anfälle von Zerstretheit Wien mit Kamtschatka verwechselt, daß er mitten im Frühlinge Winter machte, und so hielt ich mich für entschuldigt, wenn ich ungeachtet der kriegerischen Zeit, mir einen gemüthlichen Bundestag bereitete und im tiefsten Negligée mich mit der deutschen Frage beschäftigte.

Ich hatte mir jedoch fest vorgenommen, am Pfingstsonntage die Prater-Ausstellung zu besuchen, und so zog ich den Winterrock an, indem ich seufzend daran dachte, wie gemüthlich es in Deutschland wäre, wenn dieses wieder einen deutschen Kaiser, und so außer seinen Landesvätern noch einen Landesgroßvater hätte. Wir würden dann nicht auf einander schießen, sondern im tiefsten Frieden leben, die Prater-Ausstellung wäre ein Kapitel deutscher Kulturgeschichte, und der Feuilletonist, der darüber schriebe, so etwas wie der Mann des Tages.

Ach, als ich in den Prater einbog, zogen Soldaten mit Kanonen vor mir vorüber, hinaus in den Krieg um die deutsche Einheit. Links der Krieg, rechts die Ausstellung; links muthige Soldaten, rechts friedliche Arbeiter; links Kanonen, rechts Maschinen; links der Hader der Regierungen, rechts die Eintracht der Völker!

Als ich bereits bei den „landwirthschaftlichen Hausthieren“ stand, sah ich immer noch im Geiste die funkelnden Kanonen. Meine Phantasie war so aufgereggt, daß ich das Massschwein vor mir, diese Gesamt-Ausstellung von Ruhe, Ordnung und Sicherheit, für einen Mörser ansah, und glaubte, daß man nur eine brennende Lunte hinzuhalten brauche, damit es losginge. Doch nein, gib dich zur Ruh', bewegt Gemüth! Eine Mutterfau ruht hier mit einer rührend einfachen Lebensbeschreibung: sie heißt „Rahel“, und wiegt sechs Zentner. Rahel, Rahel, du wirst doch keine Trichinen haben? Nicht weit davon ist eine „Esther“, ihrem Charakter nach ebenfalls Mutterfau. Sie blickt schwermüthig vor sich hin, und grunzt seufzend: „Ihr staunt mich an und bewundert mich, aber ich wollte, ich hätte nie diese Bretter betreten, ich müßte nicht die „Esther“ darstellen, und wäre noch ein ganz unberühmtes Spanferkel ohne Katalogs-Biographie, und brauchte mich nicht nach der Bantingcur zu sehnen. O weh, ich rieche schon den Krautsalat, und wenn es noch lange fortgeht „in der Dicke“, wird mich der Abasverus nächstens abstechen.“ Da ist auch ein Abgesandter des fröhlichen Alt-England, sein Name ist „Falstaff“. Muß auch schon lange her sein, daß er seinen Bauch nicht

gesehen hat. Daneben wohnt eine Tochter Albions „Beauty“. Das Ideal hat seine sechs Zentner, wer sich in die Miß verliebt, muß einen guten Magen haben.

Ebenso mögen die Schafe, nicht nur dem rationellen Viehzüchter, sondern auch dem gebildeten Politiker Stoff zum Nachdenken und zu interessanten Vergleichen bieten. Ich sah Schafgesichter, die man nur photographiren zu lassen und in die Auslagekasten zu hängen brauchte, um zu reizenden Verwechslungen Anlaß zu geben. „Das ist ja der ganze — doch stille davon, die Wände haben Ohren und das Rindvieh daneben könnte es mir übel vermerken.“

Eine Notabilität unter dem Rindvieh ist die „Zwit-tauer Eiesel“ — Louise, du bist gescheckt! Im Jahre 1864 gab Louise, wie der Katalog erzählt, noch 4800 Maß Milch, doch ist es weise eingerichtet in der Natur, daß nicht alle Kühe so viel Milch geben, sonst hätten wir, so lange die „Wasserversorgungsfrage“ nicht gelöst ist, nicht einmal genug Wasser, um sie zu fälschen. Noch gegenwärtig liefert sie täglich acht Maß, doch hat sie seit 1863 nicht gekälbert. Wenn solche Köpfe feiern u. s. w. Nicht weit davon ist die Frucht der Liebe zwischen einem holländischen Stiere und einer böhmischen Kuh. Ich rief ihr mehrere Male leise tschechische Kosennamen zu, die Kuh aber wendete nicht einmal den Kopf um, sie war schon vollständig germanisirt. Noch eine Kuh fiel mir auf, sie hieß „Pepita“. Sie tanzte jedoch nicht wie die gefeierte Tänzerin El Ole und verstand kein Spanisch, so daß es schien, man habe ihr jenen Namen nur gegeben, weil sie so sehr dekolletirt war. „Lebt wohl, Sennora, mich friert!“

Glücklicherweise winkte aus der Ferne freundlich ein Ofen, und da ich meinen Ausstellungs-Katalog als vorsichtiger Mann nicht benutzte, fand ich die Wärmemaschine auch sogleich. Ach, dachte ich, gewiß eine geistvolle Äpfelbrat-Maschine, mit der man auf einmal zwei Millionen Äpfel braten kann, oder ein scharfsinnig ausgedachter Verbrennungs-Apparat, zum Gebrauche für Don Juans, mit welchem man tausend und drei Liebesbriefe in der Minute verbrennen kann. Ich hatte mich geirrt; es war ein Ofen, welchem Herr Asmus, ein Amerikaner, die Eigenschaft verliehen hatte, immer dieselbe Temperatur zu geben, und das Alles durch einen sinnigen kleinen „Athmungsapparat“. Wenn man einmal einen Ofen athmen lassen kann, wird man es noch dahin bringen, daß ein Ofen auch „Papa“ und „Mama“ sagen wird.

Doch wohin jetzt? Soll ich mich wirklich in das Gewühle der Dampfmaschinen dort stürzen, die knarren, dröhnen, pfeifen und kreischen, als wenn sie eine Ouverture von Richard Wagner aufführten? Ich trat zu einer Maschine hin, neben welcher ein Mann stand, der sich mit derselben zu schaffen machte, und plötzlich ein Butterbrot aus ihr herauslangte. „Man muß nur genau beobachten“, sagte ich zu mir, „dann lernt man Alles, selbst die Maschinen kennen. Das hier ist ohne Zweifel eine Dampf-Butter-Auffreich-Maschine!“ Zu meiner Ueberraschung erfuhr ich aber, daß es eine Straßen-Lokomotive war, in welcher ein Arbeiter ein Butterbrot aufbewahrt hatte, und beschämt zog ich von dannen.

Ich flüchte in den hölzernen Industriepalast, ich gehe

auf und ab, rechts und links, ich versuche es stehen zu bleiben, aber wenn mein Blick auch wirklich an einem Gegenstande haften bleibt, so irrt doch meine Nase in die ferne, und unstät und flüchtig wandere ich, das Kainszeichen des Laien auf der Stirne, von der „Imperial-Zuckerrübe mit rothem Anfluge“ zu den „ungewaschenen Wollmustern“; von dem „Hirsch von Wölfen verfolgt“ zu den „weißen Fisoln“; von den „Theezwiebacken“ zu dem „Timotheus-Grasjamen“; von dem „f. l. priv. regulirbaren Maschinen-Selbstschmierer ohne Docht“ zu der „verbesserten Neu-England-Handmaschine mit Stepp- und Kettenstich“; von „Gemperle's Feigenkaffee“ zu den „Bauchbinden“; von der „Coiffür-Maschine“ zu der „Tätowirzange für Schafe“.

Da lacht mich die Idylle einer Aprikose freundlich an, o weh, es ist eine Rasirseife, und diese Gurke dort, die so heuchlerisch lockt, ist eine Waschseife für Damen. Sonderbar, wie es hier riecht! Gib deiner Nase keine unmöglichen Räthsel zu lösen, rechts liegt Groyerkäse, links Wagenschmiere, und aus der ferne winkt eine „Kollektion von Düngstoffen“.

Wie eine Geheimpolizei folgt die Industrie dem Menschen von der Wiege bis zum Grabe. Sie kennt seine Liebhabereien, Unarten, Leidenschaften und Bedürfnisse, und sorgt für sie. Hier steht eine reizende, blau tapezierte Wiege, in welcher der Säugling mit Seelenruhe nach den Anstrengungen seiner Reise in die Welt schlafen kann. Der Glückliche, er ahnt noch nichts von Steuern, Charakterbildern für's Volk, Schleswig-Holstein, Ulgio und Wechselrecht. Da kommen böse Menschen und lehren ihn

lesen und schreiben — o nimm dich in Acht vor jenem Tintenfaße, das so unschuldig aussieht, denn es gibt ein Prefsgeßel, wenn es auch nicht hier ausgestellt ist, und man erzählt sich von einer Wechselordnung, die dem Schriftgewandten oft gefährlich wird. Wenn du geschiedt bist, machst du der Tochter eines einflußreichen Mannes den Hof, dann kannst du dumm sein und bringst es doch zu Etwas. Züchtig, mit verschämten Wangen u. dgl., steht, um mit Schiller zu reden, die Jungfrau vor dir; heirate sie, wenn sie dir eine „Feuerfeste“ in's Haus bringt; eine reiche Auswahl der letzteren wird hier geboten. Auch das Hausgeräth findest du hier, sogar eine Bibliothek, du Heuchler!

Unglücklicher aber ohne Geld und ohne Gömmer, ohne Stellung und ohne Verbindungen, ohne Frau und ohne Kind, schleiche dich hinaus zur oberen Thüre in's freie und suche dir einen Grabstein aus, aus Portland-Cement oder Thon, für einen Spottpreis bekommt man dort „Glaube, Liebe und Hoffnung“.

Meine Uebersiedlung aus dem „Lokal-Anzeiger“ der „Presse“ in das Hauptblatt.

August 1866.

Es sind nun über vierzehn Monate her, daß ich das kleine Zimmer „für einen soliden Herrn“, wie unsere teutschen Wohnungsvermiether sich ausdrücken, im Parterre des „Lokal-Anzeiger“ der „Presse“ bezog. Das Zimmer war freundlich, wenn auch klein, es war ein Hofzimmer, hatte aber einen eigenen Eingang, und ich hätte somit alle Veranlassung gehabt, mich daselbst glücklich und zufrieden zu fühlen. Der Hausherr machte keine strengen Anforderungen, er gab sich zufrieden, wenn ich pünktlich „spazieren ging“, und erkundigte sich nicht einmal, wie andere Hausherrn, ob ich Kinder, Hunde oder Kanarienvögel besitze. Nur berührte es mich sonderbar, daß er mich gleich beim Einziehen mit einem bedeutsamen Lächeln fragte, ob ich nervös sei?

Bald sollte ich den Grund dieser Frage kennen lernen. Obwohl ich nämlich eine an Erfahrungen ziemlich reiche „Alfterpartei“ bin, und obwohl ich den Kelch des

Zimmerherrn bis auf die Neige geleert habe, muß ich doch gestehen, daß ich noch nie eine unruhigere Nachbarschaft kennen gelernt habe, als gerade in der Parterrewohnung des „Lokal-Anzeiger“.

Gleich am ersten Tage, da ich mich zu einem „Spaziergange“ entschlossen hatte, stürzte aus dem vierten Stockwerke ein Stubenmädchen, welches gerade die Fenster putzte; ein leichtsinniges vierjähriges Kind verunglückte, indem es Phosphorzündhölzchen naschte; ein herrenloser Kellner machte den Versuch, einem Herrn in die hintere Rocktasche zu greifen, und wurde dabei ertappt; ein Ochse wurde über die politische Lage wüthend und ging durch, und zwei Betrunkene gaben einen Erzeß zum Besten, bei dem schließlich die Polizei einschreiten mußte. Nicht genug mit dem, wurden dreizehn Kutscher wegen Taxüberschreitungen bestraft und ein slavischer Gesangverein feierte eine „Beseda“. Ja, zu meinem größten Schrecken waren auch der Gemeinderath und der Gerichtssaal über mir, und während auf der einen Seite ein Gemeinderath eine zündende Rede, ich weiß nicht mehr, ob über die Schwimmhosen- oder die Werksfrage hielt, wurde auf der anderen Seite ein Unglücklicher wegen des Verbrechens der Störung der öffentlichen Ruhe verurtheilt.

Jetzt sollte nur noch das Irrenhaus, sagte ich zu mir, eine Zweigniederlassung hier haben, dann wäre doch dieses Haus ein wahres Haus für Alles, und wenn ich schließlich in dieser Höllenwirthschaft überschnappe und mir einbilde, ich sei der Staatsanwalt, so finde ich doch gleich im Hause ein Unterkommen. Nun, von dem Irren-

hause war keine Spur zu merken, dagegen aber hatte sich die Akademie der Wissenschaften in meiner Nähe häuslich niedergelassen, und der Erfinder des Od, Freiherr von Reichenbach, hielt gerade einen Vortrag „über die Sensitiven“, als einige Schritte davon ein Kanalarbeiter durch eine Entwicklung schädlicher Gase verunglückte und besinnungslos in eine benachbarte Barbierstube geschafft wurde.

Vierzehn Monate verlebte ich in solcher Weise. Ich ging mit orkanähnlichen Stürmen schlafen und stand mit wüthenden Hunden auf, ich frühstückte Cyankali und speiste mit Selbstmördern zu Nacht, die, „der feinen Wäsche nach zu schließen, den besseren Ständen angehörten.“ Ich sah Feuersbrünste, bei denen glücklicherweise der Verlust eines Menschenlebens nicht zu beklagen war, und erlebte unzeitige Späße, die bald einen traurigen Ausgang genommen hätten. Ich begleitete Turner auf ihre Dauerläufe nach Hütteldorf, ich war dabei, wenn unbekannte Frauenspersonen aus der Donau gezogen wurden, und wenn ich mich erholen wollte, mußte ich Drillingsgeburten exzentrischer Hannakinnen durchmachen. Ich erlebte seltene Beispiele von Kaltblütigkeit, Kindesliebe, Appetit, Aufopferungsfähigkeit, raffinirter Gamerei, von schrecklichen Folgen des Genusses unzeitigen Obstes, von Scharfsinn und ungewöhnlicher Dummheit. Gewehre, die man nicht geladen vermuthet hatte, gingen unaufhörlich los, Laugen-Essenz wurde eimerweise getrunken, und die verwegenen Einbruchsdiebstähle hörten nicht auf.

Ich wurde zuletzt schwermüthig, ich griff in der

Zerstreuung oft nach lyrischen Gedichten, um sie zu lesen, und einer meiner Freunde, ein Maler, erbat sich als Günst von mir, ihm als „stillen Dulder“ zu „sitzen“. Wenn ich Abends allein war, seufzte ich: Jetzt wird gewiß ein Koch in einer abgelegenen Gasse von einem Strolch überfallen werden; an dem Arme meiner Bekannten wurde ich oft nachdenklich, und wenn diese mich fragten: Was haben Sie, worüber sinnend Sie? antwortete ich wohl: Ich denke, ob nicht eben eine Köchin einem Gefreiten, der ihr untreu wurde, Schwefelsäure in's Gesicht schüttet!

Sie brauchen Luftveränderung, sagte mein Arzt, die Aufregung im „Lokal-Anzeiger“ taugt nicht für Sie. Sie bedürfen daher vor allem der Ruhe und einer harmlosen Umgebung; trachten Sie, daß Sie unter einem Leitartikel zu wohnen kommen, wenigstens so lange, als noch der Belagerungszustand währt; nehmen Sie sich ein Zimmer mit der Aussicht auf die Lösung der ungarischen Frage. Vielleicht gibt Ihnen der Hausherr das schöne Gassenzimmer auf der ersten Seite? Ueber Ihnen wird gerade ein Ministerkabinet leer, und die Volkswirthschaft ist so stille geworden, daß Sie ganz ungestört sein werden. Auch der Staatshaushalt wird Sie nicht stören, Sie hören da keinen Silberzwanziger fallen. Wollen Sie sich einmal zerstreuen, so betrachten Sie sich das böhmische Gruppensystem, zünden Sie sich Ihren Tschibuk an, und schauen Sie den Ruthenen zu, wie sie russisch werden.

So bin ich denn aus dem „Lokal-Anzeiger“ in das Hauptblatt übersiedelt, aus dem kleinen Hinterstübchen in die Beletage. Ich wohne gesünder, aber ich laufe Gefahr,

daß mir jetzt vornehme Leute in meine Wirthschaft sehen, über die Einfachheit derselben die Achsel zucken und erklären: für einen Feuilletonisten mit der Aussicht auf die Gasse ist dieser Herr sehr bescheiden möblirt. Wie aber der Leser aus dem Vorhergehenden erfahren hat, bin ich von dem Arzte der „Presse“ hierher „kommandirt“ worden, und dem Kommando gegenüber müssen alle anderen Rücksichten schweigen. Hat doch der Soldat im Jahre 1848, als er gefragt wurde, ob er auf das Volk schießen werde, erklärt, er wolle unter keiner Bedingung auf seine Brüder Feuer geben, „außer es würde kommandirt.“

Neue Zigarren.

Oktober 1866.

Wenn man auch nicht der Lobhübler der „guten alten Zeit“ sein mag, kann man doch als Oesterreicher nur mit wehmüthiger Sehnsucht der vergangenen Zeiten gedenken. Ich weiß nicht, ob ich zur Begründung dieser Ansicht auf die Geschichte, auf den Kurszettel, auf die Speisekarte oder auf die Zigarren hinweisen soll.

Ja, es hat eine Zeit gegeben, wo uns Oesterreicher noch ein anderes Band umschloß, als das gemeinschaftliche Bewußtsein, zwischen dem 42. und 51. Grade nördlicher Breite geboren zu sein; es hat eine Zeit gegeben, wo man auf einen Silberzwanziger noch nicht wie gegenwärtig ein „Sonett an mein Ideal“ dichtete; es hat eine Zeit gegeben, wo jeder Oesterreicher, wie Valentin mit der Tugend Gretchens, mit der Vortrefflichkeit seiner Mehlspeisen prahlen durfte; und es hat eine Zeit gegeben, wo man für sechs Kreuzer Konventionsmünze dreißig Minuten im Paradiese erkaufen konnte, und der Kaufpreis war damals eine Milares.

O Zigarre, was warst du einst, und was bist du jetzt!

Einft erging ich mich in deinem Aroma und baute Trattner- und Heinrichshöfe in die Luft, diesen billigen Baugrund für arme Teufel; wenn ich deinen Duft athmete, gab mir die Nationalbank heimliche Rendezvous in ihren Kellern, und der Kaiser von China tauschte mit mir die Schwüre ewiger Freundschaft; in deine Eilringe zauberte ich, auf dem Sopha liegend, das Bild der Geliebten, die, umschlungen von den Rauchfesseln, meinen Redensarten nicht widerstehen konnte; ich ließ den Kahlenberg Feuer speien und jagte den Tiger im Halterthale; ich blies gegen die Zimmerdecke die Nullen der großen Zukunftsmillion: zuerst eine Null, um dem augenblicklichen Bedürfnisse nach Champagner abzuhelpen, dann Null auf Null, bis ich das Vermögen der Springer, Königswarter und Todescos hatte, und ich war unermüdlich und ausdauernd im Blasen der Rauchnullen, bis selbst der große Rothschild vor mir den Hut zog und überrascht fragte: Mit welchem Potentaten haben denn Euer Wohlgeboren so brillante Geschäfte gemacht? Und wenn dann zufällig mein Schneider als rauhe Wirklichkeit in dies Reich der Träume trat, staunte er über die Großartigkeit meiner Entwürfe für den nächsten Winterrock.

Die Zigarre der Gegenwart — brauche ich ihre Charakteristik aus dem Zeitungsblatt zu melden, da Jeder sie schauernd selbst erlebt?

Die österreichische Zigarre weiß nichts mehr von Poesie, Liebe und Träumen. Wenn man sie raucht, denkt man an die schlechten Zeiten und brennt sich Löcher in die Weste, und wenn die Rose von Schiras wie nasses

Stroh riecht, erfindet man keine romantischen Abenteuer, sondern höchstens ein neues Mittel zur Desinfektion der Kanäle. Und will man sich auch dem ungebundensten Rauchtraumleben ergeben, mag man seiner Phantasie noch so sehr die Zügel schießen lassen, es fällt Einem doch nichts ein, als wie oft man in diesem Jahre den Schnupfen gehabt und die Adresse der Frau, bei der man vor vierzehn Tagen seine Strümpfe gekauft hat.

Die Zigarre der Gegenwart entwürdigt die Nase zum Rauchfang und das Rauchen zur Manipulation. Wenn den Chinesen bereits das Beten langweilig geworden ist, und sie, um Zeit und Mühe zu ersparen, Papierstreifen, auf welchen die Gebete gedruckt sind, abhaspeln, so wird man bei uns, da das Rauchen langweilig geworden ist, vielleicht einen Apparat erfinden, der uns der Mühe des Rauchens schlechter Zigarren enthebt, einen Apparat, der die Zigarren fortirt, trocknet, ihnen die Spitze abschneidet, sie anbrennt, und dann — selber raucht.

Unter dem Ministerium Bach, wie unter dem Ministerium Schmerling, und jetzt unter Belcredi's „Ministerium der freien Bahn“ haben die Zigarren gerade so wie der Staat die berücktigten „Neugestaltungen“ erfahren, aber weder das Konkordat, noch die Wartekunst Schmerling's, noch die Bahnfreiheit Belcredi's haben die Zigarre „verjüngt“, wenn sie auch stets anders gewickelt erschien.

Die Politik übt auf die Finanzen Einfluß, von der Entwicklung der Finanzen hängt wieder die Wickelung der Zigarren ab, und die neueste Zigarrensorte, mit welcher wir in der vorigen Woche überrascht wurden, ist sie nicht ein

Ausdruck unserer finanziellen und politischen Situation? Es ist die Papierzigarre, die man leider nur auf freier Bahn zu rauchen im Stande ist.

Die Papierzigarre auf freier Bahn kostet drei und einen halben Kreuzer, auf dem Papier ist ein Adler gedruckt, aber das Versprechen der Nationalbank, sie einzulösen, habe ich trotz eifrigen Suchens nicht darauf gefunden. Drei und ein halber Kreuzer sind nun allerdings nicht viel für eine türkische Zigarre, und es ist wohl nicht gerecht, daß man diesem kleinen Betrage gegenüber, welcher auch den minder Bemittelten in den Stand setzt, türkisch zu rauchen, die Ansprüche sehr hoch spannt.

Allein wenn man bedenkt, daß uns die Regierung schon für einen Kreuzer ein Journal verkauft, das offiziöse „Wiener Journal“, daß man also für weniger als ein Drittel des Preises der neuen Zigarren so reichliche Nahrung an Geist, Gemüth, Wiß und Papier erhält, so wird man etwas verwöhnt, und der harmlose Mensch, der lieber Zigarren raucht als offiziöse Zeitungen liest, ist wohl zu der Frage berechtigt: Warum, o Regierung, bevorzugst du den Zeitungsleser so vor mir armen Türksichraucher? Warum unterrichtest du uns schon um einen Kreuzer über deine Intentionen, und erst um drei und einen halben Kreuzer über deinen Tabak?

Wie unschuldig ist das Vergnügen, eine Zigarre zu rauchen, dem gegenüber, welches Einem die erwähnte ärarische Zeitung verschafft, indem sie einen Roman bringt: „Die Hochzeitsnacht.“ Ich verstehe wohl nichts von diesem Thema, und es ist möglich, daß der Roman des

„Wiener Journal“ hierüber neue und interessante Aufschlüsse gibt. Wie ich jedoch bis jetzt die Anschauungen der Väter kennen gelernt habe, scheint es mir noch immer wahrscheinlicher, daß sie ihren Töchtern das so verpönte Rauchen von Zigarren gestatten werden, als die Lektüre dieses, ich zweifle nicht, höchst pikanten Romanes.

Man muß ja in Damen-Gesellschaften erröthen, wenn man ein Abonnent dieses Blattes ist und darüber ertappt wird; und wenn man sich nächstens hinreißen läßt, von Fräulein Geistinger etwas über Gebühr begeistert zu sein, antwortet Einem vielleicht ein kleines Dämchen schnippisch:

„Sie sind gewiß auch ein Offiziöser!“

Mein Freund!

Oktober 1866.

Ich habe bis jetzt nicht die Gelegenheit gehabt, alle Feinde kennen zu lernen, die ich mir durch meine Feuilletons gemacht habe; ich kenne nur einen, den schrecklichsten unter ihnen — meinen Freund!

Der Freund des Feuilletonisten denkt und fühlt für diesen, er unterhält sich statt seiner und erlebt Abenteuer, die dieser von rechts wegen hätte erleben sollen. Wenn mein Freund im Spiegel seine rothen Wangen bemerkt, wünscht er mir zu meinem Wohlbefinden Glück, und wenn ich über Kopfschmerzen klage, läßt er sich eine Limonade geben. Wenn mir etwas für mein Feuilleton einfallen soll, denkt er nach, und wenn er heiter gestimmt ist, so ist er über den glücklichen Erfolg desselben unbesorgt. Als Herder auf dem Todtenbette lag, erbat er sich noch einen großen Gedanken, um sich daran zu erquicken; armer Herder, wie gerne würde ich Dir meinen Freund abgetreten haben, der Dir nicht Einen, nein, hundert große Gedanken zur Auswahl überlassen und Dir so den Abschied vom Leben leicht gemacht hätte.

Wenn die Woche zu Ende geht, und die Feuilleton-Brütezeit beginnt, ist die wilde Freundschaft meines Freundes vollständig entfesselt, denn an solchen Tagen erzählt er mir dann zur freien Benützung für das nächste Sonntags-feuilleton Anekdoten ohne Pointen, Wortspiele, die bereits in den Gemischtwaaren-Handlungen der Pfahlbautenzeit häufig vernommen wurden, Skandale, welche in jeder Mädchenschule anstandslos als Gegenstand des Diktando gewählt werden könnten, und Wiße, nach deren Verzehrung die in einem Menschen etwa ruhenden Keime zu tödtlichen Krankheiten zur vollen Reife gelangen würden.

Mit den Worten: „Ah, gut, daß Sie da sind“, stürmt er im Kaffeehause auf den Feuilletonisten los, und obwohl derselbe noch nie etwas von dem, was ihm sein Freund jemals erzählte, benützt hat, oder benützen hätte können, fährt der unermüdlche Freund doch fort: „Ich habe schon wieder etwas für Sie“, und nun erzählt er eine Begebenheit, welche bereits Shakespeare als „Romeo und Julie“ zur allgemeinen Zufriedenheit der Welt behandelt, oder eine Scene, welche Goethe in den „Wahlverwandtschaften“ bereits weit ausführlicher erzählt hat.

Bemerkt man ihm, daß man bereits den Stoff für das feuilleton gewählt hat, so sucht er sich wenigstens um die Ausschmückung desselben Verdienste zu erwerben. Er fragt dann ganz harmlos: Darf man wissen, was Sie in dieser Woche behandeln werden? und erwidert man beispielsweise: Die neue Oper, die „Jesuiten“, das Deficit, oder was sonst immer, so ruft er aus: „Ah, da könnten Sie einen guten Spaß anbringen“, und erzählt

nun eine mit dem behandelten Gegenstande gar nicht in Zusammenhang zu bringende Geschichte von einem lüster- nen Pfarrer, oder von einem vertauschten Winterrocke, oder von einer verliebten alten Jungfer, oder irgend einen der zahlreichen von unseren Voreltern überlieferten Scherze.

Wenn der Feuilletonist schwermüthig auf der Straße wandelt, so wird er plötzlich aus seinen Träumen durch den Freund geweckt: „Warum sind Sie denn an solchen Tagen nicht zu Hause, ich war bereits zweimal bei Ihnen; wissen Sie schon, weshalb man jetzt den Soldaten rothe Hosen statt der blauen gegeben hat! Weil die rothen Hosen schneller — schießen.“

Der Freund ist unermüdtlich thätig. Wird ein neues Insektenpulver entdeckt, so flüstert er dem Feuilletonisten in's Ohr: „Das paßt gerade für Sie!“ Kommt in einer Zeitung ein ganz gewöhnlicher Druckfehler vor, und er entdeckt ihn, so bringt er ihn triumphirend und bemerkt: „Den dürfen Sie sich nicht entgehen lassen, er liegt ganz in Ihrer Feder!“ ja, als neulich von einer ältlichen, häßlichen Dame erzählt wurde, daß sie wieder zu heiraten gedenke, und dies komisch gefunden wurde, rief mich mein Freund auf die Seite und erklärte mir kurzweg: „Für die wären Sie der rechte Mann!“

Und dieser Mann ist mein Freund, der Freund des Feuilletonisten.

Die Entreprise des pompeß funèbreß.

April 1867.

Man kann jetzt in Wien um einen Spottpreis und doch auf das Eleganteste begraben werden.

Man hat als armer Teufel gelebt und wird wie ein „Gremialvorstand“ zu Grabe getragen; man hat ein kleines Zimmer als „Alfterpartei“ bewohnt, in dem man gefroren, gehungert und schlecht geschlafen hat, und bekommt jetzt um denselben Preis eine kleine Wohnung, in der man nicht friert und hungert, vortrefflich schläft und niemals gesteigert wird. Freilich kann man hier den Miethzins nicht mehr schuldig bleiben, und die Parteien, die diese letzte Wohnung beziehen, sind auch in der That sehr „solide Herren“, die keine Schulden machen, den Hausmeister nicht aus dem Schlafe wecken, und die Stubenmädchen der Nachbarn nicht küssen.

Wer so unscheinbar im Leben umherspaziert ist, daß ihm ein Fiaker gar niemals „fahr'n mer Euer Gnaden!“ zugerufen hat; wer so niedrig gestellt war, daß er einen Offizial der Staatsbuchhaltung einen hochgestellten Gönner nannte; wer so wohlfeile Zigarren rauchte, daß er es nicht wagte, einen Kellner bei Daum um Feuer zu ersuchen; wer einen so ordinären Schuster hatte, daß die Sprach-

reiniger, welche in Wien den Titel „Herr von“ abschaffen wollten, bei ihm den Anfang machten; wer so schlechte Ueberröcke trug, daß man über seine Witze niemals lachte, und so einfach zu Mittag speiße, daß ihn der Tischnachbar zudringlich nannte, wenn er diesem „zur Genesung“ wünschte; der kann das im Leben so kostspielige Bedürfnis nach Comfort, Eleganz und höflicher Begegnung nunmehr im Tode um ein Billiges befriedigen, wenn er sich durch die Entreprise des pompes funèbres begraben läßt.

Seinen Leichenwagen ziehen dann Trauerpferde, die nur aus angeborener Schüchternheit nicht beim Handicap-Steeple-Chase mitrennen, seinen Sarg schmücken Kränze, wie sie selbst die Phantasie einer ersten Liebhaberin in der Theaterschule nicht größer winden kann, gutgenährte Trompeter traben hinterher und blasen den Trauermarsch aus „Dom Sebastian“ so feierlich, als wenn Dom Sebastian eine „doppelte Löhnung“ hätte auszahlen lassen, und ich zweifle nicht, daß die Unternehmung koulant genug ist, um gegen einen kleinen Mehrbetrag auch Leidtragende zur Verfügung zu stellen, welche die Nasen in Taschentücher besserer Qualität stecken, und etwa noch, wenn man eine gute Kundschaft ist, eine blasse Dame mit zwei Kindern dreingeben, die am Allerseelentage das Grab besuchen und bitterlich weinen. Wenn man ein kleines Kapital zur Verfügung hat, so kann man es wahrhaftig in dieser schlechten Zeit nicht besser und sicherer anlegen, als indem man in's Wasser springt und sich von der Entreprise des pompes funèbres begraben läßt.

Bei der Beliebtheit, deren sich der Selbstmord seit

geraumer Zeit in Wien erfreut, kann vielleicht auch die *Entreprise des pompes funèbres* Manchen einen willkommenen Selbstmordanlaß geben.

Ein Herr, welcher durch seine eleganten Kravaten die Aufmerksamkeit des Theaterpublikums zu fesseln wußte, schießt sich, wie die Dinge gegenwärtig stehen, eine Kugel durch den Kopf, weil ein Engel in *Trifots* ihn nicht erhört; eine gefühlvolle Dame verschluckt, eines gewissen schwarzen Schnurrbarts wegen, alle Stecknadeln, die sie auftreiben kann; ein bürgerlicher Schlosser stürzt sich vom vierten Stockwerke herunter, weil das Küchenmädchen seines Herzens bei dem Auslaufbrunnen mit einem Jüngling liebäugelt, der der Militärbäcker-fahne folgt und für das Vaterland *Kommißbrod* bäckt; Köchinnen umgürten sich mit der *Krinoline* und springen in die *Donau*, weil ein *Guglhupf* nicht zu seiner vollen Entfaltung gelangen wollte. Man bringt sich heutzutage in Wien aus allen möglichen Gründen um's Leben, von *Appetit* angefangen bis hinauf zu verschmähter *Liebe*, aus *Trübsinn* über die politische Lage, bis herunter zu ganz gewöhnlichen *Krampf*-*adern*, aus *Blasirtheit*, oder weil die Rente aus *Paris* niedriger kam, weil einem die Haare ausgehen, oder blos um seiner Familie zu den *Osterfeiertagen* eine *Uebers*-*raschung* zu bereiten.

Warum soll man sich nicht auch aus *Eitelkeit* selbstmorden, um durch ein solennes *Begräbniß* mit *pompes funèbres* Aufsehen zu erregen?

Die ethnographische Ausstellung in Moskau.

April 1867.

Die ethnographische Ausstellung in Moskau wird demnächst eröffnet werden. Dieselbe hat bekanntlich den Zweck, Vertreter sämtlicher slavischer Stämme zu vereinigen und hierdurch dem Beschauer ein, wenn auch nicht schönes, so doch lehrreiches Bild slavischer Völker-Eigenenthümlichkeiten zu bieten.

Die Slaven Oesterreichs haben bereits beschlossen, die ethnographische Musterkarte in Moskau durch Entsendung von Prachtexemplaren, oder richtiger gesagt von „schönen Fällen“ zu bereichern, und so ist es vorläufig schon bekannt, daß der böhmische Reichshistoriograph Herr František Palacký und sein Schwiegersohn Herr Dr. Ladislaus Rieger aus eigenem Antriebe erklärt haben, in der czechischen Abtheilung als lehrreiche Ausstellungs-Objecte fungiren zu wollen.

Selbstverständlich und um ein übersichtliches Bild czechischer Volkseigenenthümlichkeiten gewinnen zu lassen

wird es wohl nothwendig sein, neben den zwei erwähnten, doch immer mehr oder weniger weltgeschichtlichen Czehengrößen auch die ordinäre Dugendwaare, welche den Deutschen in Böhmen die Fenster zererschlägt und die Juden aus „freier Hand“ plündert, aufzustellen, auszulegen oder aufzuhängen, je nachdem die Räumlichkeiten des Moskauer Ethnographie-Ausstellungs-Palastes für die eine oder andere Anordnung mehr geeignet sind.

Hoffentlich werden aber unter den österreichischen Slaven nicht nur die Czechen an dem ethnographischen Wettkampfe theilnehmen, sondern auch die erst durch neuere Ausgrabungen an das Tageslicht geförderten slavischen Stämme, wie die galizischen Russen, die Slovenen und andere in die offizielle Ethnographie eigentlich noch nicht eingereichte Winkelslovenen und Pseudoslovenen.

Es steht wohl zu erwarten, daß bis zum Schlusse der Anmeldeungsfrist unter den letztgenannten einige würdige Ausstellungs-Exemplare aufgetrieben werden können, denn vorderhand herrscht unter diesen Neoslawen eine große, allerdings durch die Ueberstürzung, mit der man bei der Schürfung zu Werke gegangen, leicht erklärliche Verwirrung. Dieselben sind bis heutzutage noch nicht einmal gehörig sortirt, und selbst die Berühmtheiten unter ihnen befinden sich in einem so großen National-Negligé, daß beispielsweise der Führer der Slovenen, Herr Bleiweis, bis jetzt nicht einmal Zeit gefunden hat, das Ei—ei aus seinem Namen herauszuwerfen, und auch der galizische Russe, Herr Sacher-Masoch, noch immer

ein sehr störendes U—a im Namen herumschleppt, so daß sie von Uneingeweihten leicht für Deutsche gehalten werden können.

Es ist mir leider nicht bekannt, ob unsere wasserpolaifischen Freiwilligen, die Wiener „Föderalisten“ nämlich, auf der Ausstellung der „slavischen Brüder“ ebenfalls durch etwelche struppige Karyatiden-Häupter vertreten sein werden, und ob sich unter ihnen einige opferwillige Mitglieder befinden, welche aus reinen Verbrüderungszwecken die Kosten einer für eine so weite Reise unerläßlichen Fußbedeckung nicht scheuen.

Ich weiß auch nicht, ob die Wiener föderalistische Partei eines ihrer Mitglieder auf längere Zeit entbehren kann, ohne dadurch gesprengt zu sein, und mit Rücksicht auf solche und anderwärts gewiß wiederkehrende Fälle erschiene es zweckmäßig, wenn die kleineren, nur in wenigen Exemplaren sich fortfristenden slavischen Stämme, um die Kosten einer würdigen Vertretung mit Fußbekleidung leichter zu tragen, eine Gesamt-Ausstellung veranstalteten, nach dem Muster jener, welche von den kleineren Gewerbetreibenden an manchen Industrie-Orten für die Weltausstellungen geliefert werden.

Es wären nach dem Angeführten einfach ein paar Unausprechliche auf gemeinschaftliche Kosten nach Moskau zu schicken, wobei ich wohl nicht hinzuzufügen brauche, daß ich hier „Unausprechliche“ nicht in der übertragenen Beinkleider-Bedeutung gebrauche, sondern mit Beziehung auf solche Personennamen der Abgesandten, die sich einer großen Ueppigkeit unartikulirter Laute erfreuen.

Wie interessant muß diese große Mannichfaltigkeit für den wissensdurstigen Ethnographen sein, der in Moskau eingehende Studien zu machen denkt! Alle slavischen Berufsarten werden dort vertreten sein: vom genügsamen Ziegelschupfer bis zum durstigen Posaunenbläser, vom hungrigen Geschirrflicker und Mausfallen-Industriellen bis zum selbstbewußten „Kolatschen“bäcker. Wie anregend muß die sich aufdringende Reichhaltigkeit der Physiognomien wirken: hier ein nordischer Frantissel mit kontemplativen Kartoffelzügen, dort ein südlicher Magazinowich mit einem blasirten Gurkenhaupte, zwischen beiden ein lächelndes Zwiebelgesicht. Welche reiche Fundgrube für einen denkenden Naturforscher! Wer weiß, ob nicht ein Darwin zu noch überraschenderen Resultaten gelangen würde, als zu der von ihm festgestellten erfreulichen Thatfache, daß der Mensch, wenn er die vielen Zweige seines Stammbaumes hinunterklettert, an der Wurzel desselben einen possirlichen Pavian antrifft, in dem er seinen ehrwürdigen Urahn zu begrüßen hat.

Wie bei der Abtheilung der österreichischen Sensen auf den Weltausstellungen immer auch eine Metallplatte bereit gehalten wurde, um die Unverwüstlichkeit unserer Sensen an ihr zu erproben, so wird auf der Moskauer ethnographischen Ausstellung bei der Abtheilung der vorhin erwähnten Unausprechlichen stets eine Talgkerze brennen, damit den Ausstellungs-Besuchern der Beweis geliefert wird, daß man keinen der hier vorkommenden Namen nennen kann, ohne das Licht auszublasen.

Man hat zwar viel von der Gefährlichkeit dieses panslawistischen Kongresses gesprochen, es kann ja aber doch nichts anderes beschädigt werden, als höchstens die Kultur. Doch nein, wir Deutsch-Oesterreicher sind abgestumpft gegen die Gefahren des Aufgefressenwerdens, und können auch die Drohungen des panslawischen Bären mit einem gemüthlichen Lächeln begrüßen. Wohl streckt dieser seine gewaltigen Taten nach uns aus, aber wer weiß, ob er uns zu erdrücken die Absicht hat, vielleicht will er uns blos umarmen.

Der Ausgleich mit Ungarn.

Juli 1867.

Der Ausgleich mit Ungarn ist eine Thatfache, der deutsche Kultur-Infanterist reicht dem Husaren der Weltgeschichte die Hand, und von seinem himmlischen Wohnsitze schaut Arpad herunter, mit einem wohlgefälligen Lächeln auf seinen finnisch-ugrischen Lippen. Vom Kahlenberg bis zu den Karpathen hat sich ein rührender Verbrüderungs-Enthusiasmus der Menschheit bemächtigt, und während der sanguinische Mensch seinem Herzensjubel in einem dreimaligen Eljen Ausdruck zu leihen sucht, begnügen sich kontemplative Naturen damit, ihren bisherigen Bedarf an Paprika um das Doppelte zu erhöhen. Das „feurige Schwert“, mit welchem der Abgeordnete Herr Dr. Mühlfeld vormals über die Leitha dringen wollte, ist ein Schaustück für die „Ambraser-Sammlung“ geworden, und die Paradies-Engel unseres Reichsrathes, die es getragen; spitzen jetzt ihre Lippen zum freundlichen Willkommgruße.

Schade, daß zu Adam und Eva's Zeiten die wunderthätige Kraft des passiven Widerstandes, der sich bei den Ungarn so bewährt hat, nicht näher gekannt war: der

Mensch würde dann heute noch als paradiesischer Rentier vollauf und in Freuden leben. Aber freilich, Adam war kein Deak, sondern der erste gemüthliche Deutsch-Oesterreicher, und im vorsündfluthlichen „Elaborat über gemeinsame Angelegenheiten“ ließ er das Paradies den Engeln, und behielt nichts für sich als den Schweiß seines Angesichts.

Ich möchte wissen, was Herr von Schmerling denkt, der, als die Ungarn nicht in den Reichsrath eintreten wollten, ihnen sein historisch gewordenes: „Wir können warten!“ zurief, wenn er nunmehr diese Ausgleichseligkeit sieht und hört, wenn er die ungarischen Garden in ihren gefleckten Tigerpaletots betrachtet, die Magnaten mit ihren jedes Posamentirerherz erfreuenden Prachtgewändern, den Krönungsschimmel oder gar den patriotischen Ausgleichsfestochsen, der für das Vaterland zu sterben mit Vergnügen bereit ist. Ob er dann wehmüthig an die Zeit zurückdenkt, in welcher er ganz Oesterreich auf Wartegeld gesetzt hatte, ob ein Gefühl wie Neid gegen seinen Portefeuille-Erben in seinem Busen erwacht, ob er vielleicht leise vor sich hinhurmelt: Das hätte ich auch gekonnt, wenn ich gewollt hätte! oder ob ihn die schmucken Gestalten nur an die Theresianisten gemahnen, die im Frührothscheine im Hofe des Theresianums vor ihm ergerzirt haben, und an die er dann einige schmeichelhafte Worte über ihre Haltung zu richten pflegte.

Und was Herr von Beust wohl fühlen mag!

Ob nicht sein höfliches Herz vor der wilden Leidenschaftlichkeit dieser strammen Pusztenreiter erschrickt, ob

sein an die Harmonien gezähmter Männergesangs-Vereine gewöhntes Ohr nicht zagend die wilden Elfenrufe vernimmt, ob er stolz sich selber sagt: Diesen Vesuv habe ich zum Speien gebracht, diese Löwen brüllen nach meinen Notenheften, der Enthusiasmus, der hier mouffirt, führt meine Etikette: „ganz echter Venst-Kabinet“, oder ob er aus der zitternden Luft die Fata morgana der Puszta sich erheben sieht, die ihm die königliche Hauptstadt Dresden vorspiegelt mit der Sixtinischen Madonna und der Brühl'schen Terrasse, und ob er dann nicht seufzend daran denkt, um wie viel leichter ein Volk zu regieren ist, in dessen Aldern Blümchenkaffee sanft dahinsiegt, als eines, dessen Pulse die Feuergluth des Tokaier jagt; welche Beruhigung der gesittete Bürger an der Elbe gewährt, der, wenn sein Nachbar niest, fragt, ob nicht ein Gewitter im Anzuge sei, gegenüber dem steuerrückständigen Naturmenschen an der Theiß, der, wenn dumpfe Donner grollen, ausruft:

Teremtette, zur Genesung!

Die Karrikatur der Karrikatur.

September 1867.

Es ist heutzutage schwer, keine Satire zu schreiben und keine Karrikatur zu zeichnen.

Von der Krinoline angefangen bis zu der Katholiken-Versammlung in Innsbruck, vom Schmerzensschrei der unterdrückten Nationalitäten bis herunter zum Cancan, vom Ausgleichsverfahren bis zu den unerwischbaren Dieben, von der bureaukratischen Langsamkeit bis zu der Heilung geheimer Krankheiten in vierundzwanzig Stunden, von den Heiraten im Luftballon, die jetzt in die Mode kommen, bis zu den unterseeischen Entbindungen, von denen wir vielleicht nächstens hören werden, fordert das nicht Alles zur Satire heraus, muß es Einem nicht in den Fingern prickeln, wenn man die Feder oder den Pinsel ergreift?

Es ist auch in der That ein tiefgefühltes Bedürfniß geworden, einander auszulachen, und in den Witzblättern, wie auf der Bühne herrscht eine unermüdliche Thätigkeit, um den gerechten Anforderungen der Zeit in dieser Beziehung zu entsprechen. Ja, auch diese Hast der Satire, diese wilde Uebertreibjagd der Karrikatur wird witzige

Köpfe bald anregen, und zur Satire der Satiriker, zur Karrikatur der Karrikatoren führen. Ein Schritt in dieser Richtung ist schon geschehen, indem ein witziger Zeichner eine Karrikatur des im Burgtheater so oft aufgeführten französischen Lustspiels: „die familie nach der Mode“, dieser Satire auf die Sitten und Lebensweise einer modernsten familie, oder richtiger einer in den öffentlichen Kirchenbüchern protokolirten familien-Aktien-Gesellschaft, in dieser Woche veröffentlicht hat.

Diese familie findet bekanntlich den Hausfrieden nur auf der Börse, sobald sie zu Hause ist, fängt sie zu zanken an. Die Hausfrau ist daher das Muster einer guten familienmutter, indem sie niemals zu Hause, sondern immer „ausgegangen“ ist. Auf der Börse ruhen diese familienväter von den familien-Geschäftsforgen aus, dort finden sie Theilnahme, dort werden sie verstanden, dort haben sie auch die Beleibtheit erlangt, die sie so kreditfähig kleidet, und gegen welche sie den häuslichen Herd als Bantingcur gebrauchen.

Während nun die Damen und Herren des Burgtheaters bemüht waren, die Toilette-Narrheiten der Mitglieder dieser familie auf der einen und die Geschäftsraserei derselben auf der andern Seite lächerlich zu machen, hat der Zeichner diese mimischen Satiriker bei der Arbeit überrascht und dieselben, während sie durch Lachen die Sitten geißeln wollten, selbst geißelt und dem öffentlichen Gelächter preisgegeben.

Der Zeichner, Herr Gaul, ist eigentlich Schlachtenmaler, kein Wunder daher, daß ihn manchmal die Lust überkommt,

selbst die Mordwaffe in die Hand zu nehmen und dreinzuschlagen. Wehe den Nasen, Armen und Beinen Derer, die er dann trifft. Zu bedauern aber ist es, daß er bis jetzt das Schwert nicht gegen die gefährliche Dummheit, gegen politische Schwachköpfe, ultramontane Dickbäuche und patentirte Protektionshelden geführt hat, sondern zumeist gegen Harmlose, gegen Dichter und Schauspieler, welche, wie der etwas beschränkte Erzeuger der „Jungfrau von Orleans“ ausrufen können: „Gott schütze Frankreich und den König, wir sind friedliche Landleute!“

So ganz gefahrlos ist aber das neueste Unternehmen des satirischen Zeichners denn doch nicht, da er es gewagt hat, Damen zu karrikiren, und indem er das schwache Geschlecht angegriffen, dem schönen den Krieg erklärt hat.

Frauen zu karrikiren ist auch wirklich ein Fehlgriff, ein noch größerer ist es, unversorgte Mädchen zu karrikiren und so die Männerwelt auf das Nichtschöne derselben durch dessen Uebertreibung aufmerksam zu machen. Nur das läßt sich zur Rechtfertigung unseres Satirikers vorbringen, daß man mit der Karrikatur von Frauen eigentlich doch nur die Männer trifft, deren größte Schwäche jene sind.

Vierzehn Darsteller der modischen Familie treten in der Zeichnung auf, sieben Damen und sieben Herren. Von dreizehn hätte Einer sterben müssen, von den vierzehn ist Einer leider schon gestorben — der unvergeßliche Komiker Friedrich Beckmann. Seinem Nachfolger in der Rolle des Benoiton, Herrn Förster, welcher in der Karrikatur noch nicht an die Stelle des lustigen Fritz getreten

ist, kommt auf diese Art das *de mortuis nil nisi bene* zugeute, auf das sein Vorgänger Anspruch gehabt hätte.

In dem volkswirtschaftlichen Familien-Kongresse, den Herr Gaul zusammenberufen hat, erscheinen auch Frau von Evry und Herr von Champrofé. Die Firma Benoiton würde wahrscheinlich nie in die schwierige Handlungskrisis gerathen sein, wenn sie nicht diese beiden Individuen, die von der Volkswirtschaft nichts verstehen, in sich aufgenommen hätte, denn diese Zwei, deren edlen Charakter der Dichter durch das „von“ vor ihrem Namen angedeutet hat, führen die tragische „Konjunktur“ herbei, der von Champrofé, indem er der Marthe Didier Geld leiht, und die von Evry, indem sie beweiskräftige Darlehens-Urkunden verbrennt.

Wenn man die Karrikatur des Darstellers Champrofé's, des trefflichen und so sympathischen Schauspielers Baumeister, näher betrachtet, so muß vor allem die große Kurve, welche die Nase desselben beschreibt, auffallend erscheinen. Der Zeichner wollte vielleicht durch diese körperliche Erhabenheit, welche er Herrn Baumeister in die Nase schiebt, und die vermuthen ließe, daß die tapferen Ahnen des von Champrofé unter anderm auch das Braavourstückchen ausgeführt haben, trockenem Fußes durch das Rothe Meer zu gehen, den Verdacht in uns rege machen, als wenn der junge Edelmann der Frau des Börsenmannes kein zinsfreies Darlehen gegeben hätte.

Herr Sonnenthal, der unglückliche Ehegatte, hat auch wirklich furchtbare Ahnungen bezüglich der Höhe der bewilligten Zinsen, die sogar sein kleines Kind in der Wiege

schreien machen könnte. Aber er schweigt, und den Sturm in seinem Innern verrathen nur die Faust, die er in's Herz zu graben versucht, und der Zylinder, welcher statt der Augen, die das verliebte Schmachten nicht lassen können, in unheimlichem Feuer erglänzt.

Die arme Marthe Didier weiß freilich, daß sie unschuldig ist, es scheint sogar, daß sie einen Anlauf nimmt, um wie ein Engel gen Himmel zu steigen, leider wird sie durch die zwölf Ellen Seidenstoff ihrer Schleppe verhindert, diesen Unschuldsbeweis auch wirklich anzutreten.

Seine ganze Bosheit hat aber der Zeichner der Darstellerin der armen Kamille gegenüber geübt, sein Stift geht hier weiter, als er hätte gehen sollen, und so dünn, daß sein Opfer fast nicht gehen kam. Fräulein Vaudius mag sich über diese Verleumdung trösten; wenn Rafael ein großer Maler geworden wäre, auch ohne Arme, so sind doch Viele unbedeutende Schauspieler geblieben, trotz ihrer dicken Beine.

In der Frisur, die dem Fräulein Röckel zu Theil wurde, liegt nur eine Bosheit gegen die Theater-Friseurin, und für den kleinen Théodule, welchen Fräulein Kratz spielt, werden sich die Eisenbahnen nicht länger blos die Hälfte zahlen lassen — wenn er fortfährt, die selbst den kräftigsten Busen anstrengenden Zigarren zu rauchen, wie ein Erwachsener.

Der Fälscher Pelka von Osorio.

Oktober 1867.

Der Fälscher Pelka war der Held der Woche!

Wie das Schulmeisterlein Wuz bei Jean Paul seine ganze Bibliothek sich selber schrieb, so hat dieser gewandte Nachahmer von Handschriften sich seine bureaukratische Karriere selbst geschrieben, indem er die Schrift hochgestellter Persönlichkeiten, die ihn angeblich zur Vorrückung in höhere Stellen empfahlen, nachahmte, und es so in der That vom Konzepts-Praktikanten der Zentral-Direktion der Tabakfabriken bis hart zum Rathe daselbst brachte. Aber die Göttin der Gerechtigkeit machte endlich von ihrer Wage Gebrauch, und sprach in strengem Tone:

„Ich habe unter meiner Binde geraume Zeit hervorgehakt und Dein frevelhaftes Treiben beobachtet, mein lieber Ritter Pelka von Osorio; ich habe meines Amtes nicht gewaltet, so lange es sich nur um Praktikanten-Stellen mit Adjutum und Theuerungsbeiträgen und selbst noch um Anstellungen mit höher bemessenen Quartier-

geldern handelte; aber Du watetest immer tiefer in den höheren Diätenklassen der ärarischen Rauchtobaks-Verwaltung, so tief, daß Du endlich beinahe mit dem Halse im goldenen Kragen stecken geblieben wärest.

Das geht denn doch nicht, daß Einer zuletzt Rechnungs-rath wird, ohne wirklich protegirt zu sein, daß ein Beamter vorrücken soll in eine Stelle, die man sonst nur im sauern Schweiß seiner Schwäger, Tanten und Geschwisterfinder erreichen kann. Die Familienbande würden ja gelockert und die Vorgesetzten brächten nicht mehr ihre häßlichen Töchter an die Subalternen, wenn sich Jeder die Empfehlungsbriefchen an den Herrn Hofrath selber schriebe.

Ha! wozu hab' ich den Göttingenkurs der Gerechtigkeit absolvirt, wo ist mein Schwert und die zimentirte Wage?

Noch bin ich Göttin trotz des Konkordats, noch weiß ich trotz unserer Steuergesetzgebung, was recht und billig ist. Ich schlafe nicht, wenn mich auch das fortwährende Lesen im österreichischen Strafgesetze schläfrig gemacht hat. Ich will an diesem Pelska ein Exempel statuiren und ihn drei Jahre lang die Gefängniß-Reformen des Justizministers Hye, der das gesottene Rindfleisch in die vaterländischen Kerker aus Humanitätsrücksichten eingeführt, praktisch studiren lassen, ja drei Jahre, also ungefähr so lange, als ein Gesuch, das den bureaukratischen Instanzenzug durchzumachen hat, bis zu seiner Erledigung braucht."

So sprach Themis, die approbirte Göttin der Gerechtigkeit.

Der Prozeß Pelka ist vorüber! Noch eine Zeitlang wird die Photographie dieses Mannes des Tages die Auslagekasten zieren, dann wird auch er vergessen werden, denn ein noch größerer Lump wird, mit Silber, Cyankali und Sonnenstrahlen bereitet, im Visitenkartenformat vor den Buden hängen und begafft werden. Der Himmel gebe, daß es wenigstens Einer sei, den schon die Strafe ereilt hat, und nicht Einer, der vielleicht lächelnd unter uns herumwandelt, und der, unsere Hände schüttelnd und unsere Achseln klopfend, straflos lügt, betrügt und fälscht.

Der Mann, dessen Treiben uns so lehrreiche Aufklärungen über das Protektionswesen, „das Elend läßt zu hohen Jahren kommen“, verschafft hat, ist vielleicht in diesem Augenblicke schon vergessen. Die Protektion aber, die Schutzpatronin der Dummheit, acht die unbehilflichen kleinen Vettern und Schwäger weiter, die noch nicht allein auf Raub ausgehen können, und mit offenen Schnäbeln auf die Ernährerin warten, und auf das Futter, das sie ihnen in's Maul steckt: Verwaltungsrathsstellen, Eisenbahndirektorien, rothe Strümpfe, gestickte Krägen und kleine Sinekfurchen aller Art.

Mit ihrem Adlerauge späht sie überall die warmen Nester aus, in die sie ihre Schützlinge setzen könnte, und es gibt kein Amt, für das diese nicht die besten Fähigkeiten mitbringen. Sie verstehen Alles: das Chinesische, auch das Taubstumme, wenn es sein muß, und taugt

zu irgend einem Posten nur ein Kretin, dann gibt es Keinen, der auf diese Bezeichnung mehr Anspruch machen kann, als der Sohn der Schwester des Herrn Hofrathes, als der Gemal der Nichte des Herrn Banquiers, als der Bruder der Frau des Herrn Direktors, welche, wenn es verlangt wird, die schönsten Zeugnisse über ihren Kretinismus beibringen können, und sogar ausländische Kretinanstalten mit bestem Erfolge besucht haben.

Eine Meyeradresse.

November 1867.

Die k. k. Reichshaupt- und Residenzstadt Wien dürfte, ungeachtet der in ihr mit so heftiger Wuth grassirenden allgemeinen Verjudung, dennoch wie die Dinge jetzt stehen, der Hölle, die schon mit offenem Rachen ihrer harrete, zu entgehen Aussicht haben.

Es hat sich nämlich, wie die Zeitungen berichteten, eine Gesellschaft von achthundertvierzig hier zuständigen, gottgefälligen Individuen zusammengefunden, welche dem Abgeordnetenhanse eine Adresse für die Aufrechthaltung des Konkordats überreicht hat. Achthundertvierzig „katholische Männer“ sind nun allerdings eine mehr als bescheiden auftretende Zahl, und es ist fast auffallend, daß in einer so großen Stadt wie Wien bei der Emission dieses Papiers keine „Ueberzeichnung“ stattgefunden hat. Die flauethheiligung an der Zeichnung wird jedoch dadurch wieder ausgeglichen, daß auf dieser Adresse alle Stände, mit Einschluß jenes, dem man es nachrühmt, wenn er „gesund entlassen“ wird, ihre Vertretung finden,

und nicht allein der Bildungspöbel, wie auf den gegen das Konkordat gerichteten Adressen.

Es ist überhaupt das Charakteristische der verschiedenen Adressen, welche zu Gunsten des Konkordats an den Reichsrath gelangt sind, daß die Unterzeichneten ein so „gemischtes Publikum“ bilden, daß auf ihnen der Graf Hand in Hand mit seinem Hausmeister das Jahrhundert in die Schranken fordert.

Hier findet man die Küchengehilfin oder, wie die Sappho vom Gasthaus zum „großen Zeisig“, die Volkslängerin Fräulein Mannsfeld, in ihren etwas zweideutigen lyrischen Gedichten diese bezeichnet, den „Kuchelhären“, dort ein Lämmchen des Severinus-Vereins, hier den goldenen Kragen außer Diensten, der aus den Steuerbeiträgen der von ihm verfluchten Konkordatsstürmer eine Pension erhält, dort einen Fettfleck als Facsimile des lichtspendenden „Kerzelweibes“, auf der einen Seite den hungerigen Meister des MBE, auf der Adresse der Acht-hundertvierzig endlich einen an die höchsten Perzentsätze erinnernden Samuel Meyer. Die Nationalbank soll allerdings erklärt haben, daß sie auf die Adresse der Acht-hundertvierzig keinen Pfennig leihen würde, da nur einer von den unterzeichneten katholischen Männern einen dem Klange nach kreditwürdigen Namen besitze und zwar der katholische Mann — Samuel Meyer, die anderen acht-hundertneunddreißig insgesammt aber wögen keinen einzigen Moses auf.

Dieser Samuel Meyer hat in den Wiener Meyerkreisen eine bedenkliche Aufregung hervorgerufen, und

tausend Meyer beschloßen, eine Adresse an das Abgeordnetenhaus zu richten, in welcher sie erklären, daß Keiner von ihnen der Konkordats-Meyer sei, der sich wie durch ein Wunder unter die achthundertvierzig katholischen Männer verlaufen habe.

Es war uns gestattet, in diese alphabetisch geordnete Meyer-Adresse, die mit einem Aaron Maier beginnt, in einem Theophil Meier gipfelt und mit einem Christian Mayer schließt, Einsicht zu nehmen. Die Adresse lautet wie folgt:

„Hohes Abgeordnetenhaus!

Die unterzeichneten tausend durchaus steuerpflichtigen Meyer (Maier, Meier, Mayer) Wiens haben mit Schrecken vernommen, daß sich unter den achthundertvierzig katholischen Männern, die in einer Adresse um die Aufrechterhaltung des Konkordats petitionirt haben, ein Meyer befindet, und zwar, als wenn es mit diesem einen Schlage aus heiterem Himmel auf alle Meyer nicht genug wäre, ein — Samuel Meyer!

Das hohe Haus wird in seinem Gerechtigkeits-sinn erkennen, daß bald Jemand Meyer heißen kann, und wenn es sein muß, auch Samuel Meyer, und es wird sich daher gewiß fragen: was für ein Samuel Meyer ist der Samuel Meyer auf der Adresse, der alle Meyer Wiens in Verlegenheit bringt? Ist es einer von den hundertzwanzig Meyern, die auf die Börse gehen, ist es einer von den achtundsiebzig Meyern, die Produktenhändler sind, ist es einer von den sieben Meyern, die jeder einen großen Treffer gemacht haben, ist es einer

von den vier Meyern, die in diesem Jahre verrückt geworden sind, oder ist es einer von den acht Doktoren Meyer, die jeder ein Pulver erfunden haben?

Wir leben in einer bösen Zeit, heutzutage will schon Jeder Meyer heißen.

Hohes Abgeordnetenhaus!

Ebensowenig wie es auf die ganze große Bevölkerung Wiens ein schlechtes Licht werfen kann, wenn Acht-hundertvierzig (vielleicht auch Zugereiste) aus ihrer Mitte das Konkordat, welches Oesterreich in's Verderben geführt hat, aufrechterhalten wissen wollen, ebensowenig, hoffen wir, wird es dem Rufe der Meyer Wiens nachtheilig sein, daß ein Meyer sich eine so meyerwidrige Handlungsweise hat zu Schulden kommen lassen, denn was ist ein Samuel Meyer gegen uns Alle? Eins per mille!

Wir müssen im Namen der Humanität und der Toleranz gegen diesen Eins-per-mille-Meyer Protest leviren, denn Meyer heißt Duldung und Gleichberechtigung. Haben wir Meyer's nicht schon längst die chinesische Mauer niedgerissen, die noch die andern Menschen unter sich aufrecht halten, haben wir nicht allen Konfessionen unsere Arme geöffnet, haben wir nicht Katholiken unter uns Meyern und Protestanten, und wie sich das hohe Abgeordnetenhaus aus dem Schematismus überzeugen kann, sogar türkische Großhändler? Sind nicht alle Nationalitäten bei uns vertreten, sogar die neuerfundenen, denn es ist ja nicht lange her, daß der berühmte Slovener Mejar noch Meyer geheißten hat? Meyer ist daher der ideale Mensch, die Menschheit kann es nicht weiter bringen,

als es die Meyer schon gebracht haben, und der Marquis Posa hieße mit größerem Rechte: Herr Meyer.

Wir können also diese Meyerschande nicht auf uns ruhen lassen, denn wir sind der personifizierte Protest gegen das Konkordat, das zwischen Mayer und Meyer eine Scheidewand errichten will, das den kleinen Meier in der Schule gegen den kleinen Maier, der neben ihm sitzt, aufhebt, das die Hand des Meyer-Jünglings aus der Hand der Meyer-Jungfrau reißt und nicht gestatten will, daß Meyer und Meyer nebeneinander begraben liegen.

Indem wir uns schließlich der Hoffnung hingeben, daß der Konkordats-Meyer auf einem Mißverständnisse beruhen werde, zeichnen wir hochachtungsvoll: Tausend Meyer für Einen!" (folgen die Unterschriften.)

Der Schulz von Altenbüren.

(Zum ersten Male aufgeführt im Theater an der Wien zum Besten der
„Konfordia“.)

November 1867.

Wer heutzutage mit dem Zeitgeiste in Konflikt geräth, kann allenfalls noch im Lustspiele Karriere machen; der Held eines Schauspiels ist er eben so wenig, wie Einer, der den Vorsatz gefaßt, mit seinem harten Schädel gegen eine Lokomotive anzurennen.

Wer für die Theorie des beschränkten Unterthanen-Verstandes, für das Prohibitivsystem, oder für das Konfordat einsteht, wird einfach ausgelacht, und der Dichter, welcher den ultramontanen Regierungsrath Arndts zum Helden eines Schauspiels machen wollte, hätte daher einen Mißgriff gethan, wenn auch die erste Aufführung des Stückes zum Besten des Schriftsteller-Unterstützungs-Vereins „Konfordia“ erfolgte. Der kaiserliche Rath Mosenthal, wie er in bureaukratischen, „der talentvolle Verfasser der Deborah“, wie er in befreundeten Schriftstellerkreisen genannt wird, hat diesen Mißgriff gethan. Nicht etwa, daß der Professor des römischen Rechtes an der Wiener

Universität, Herr Arndts, der Held des Schauspiels wäre, welches Donnerstag im Wiedener Theater zum Besten der „Konfordia“ über die Breter ging! Nein, der „Schulz von Altenbüren“ ist wohl auch auf rother Erde geboren, wie Herr Arndts, und grob, eigensinnig und reaktionär, aber nicht Professor und Regierungsrath, wie dieser, und nach dem was Mosenthal aus ihm gemacht, hat er auch keine Aussicht, eine „europäische Berühmtheit“ zu werden, wie Herr Arndts eine nach seiner eigenen Aussage ist.

Der Schulz ist ein querköpfiger Bauer, ein Traditions-Grobian, der, sobald er von Neuerungen hört, wüthend wird wie ein Stier, dem man ein rothes Tuch vorhält. Ein solches rothes Tuch wird dem armen Schulzen von Herrn Mosenthal durch vier Akte vorgehalten. Nur ist das blinde Schimpfen der so genarrten löblichen Dorf-obrigkeit auf den Zeitgeist umsoweniger gerechtfertigt, als der uns vorgeführte einer der zahmsten Zeitgeister ist, die wir jemals kennen gelernt, ein Zeitgeist mit solchen Rücksichten nach „Oben“, daß er augenblicklich in jedes Ministerium als Konzepts-Adjunkt eintreten könnte, ein juste milieu-Zeitgeist für Kapitalisten, die ihr Vermögen in konvertirten fünfprozentigen angelegt haben, ein Geist der Zeit, der nach einem von der Statthalterei gebilligten Programme vorwärts geht, der gerührt ist, wenn er ein Belobungsdekret erhält, und nach vierzig Dienstjahren in den Adelsstand als „Edler v. Zeitgeist“ erhoben wird.

Der Schulz von Altenbüren, welcher als Erzkonser-vativer nicht geneigt ist, das gute alte dramatische Her-kommen zu verlegen, hat eine Tochter, und in diese ist

ein freiherrlich Spiegel'scher Oberjäger vernarrt. Der Dichter brauchte denselben nicht charakteristischer zu zeichnen, da es die gütige, Vorsehung bereits gethan hat, indem sie ihn mit brennrothen Intrigantenhaaren auf die Welt setzte. Der Oberjäger erscheint zeitweilig mit einem teuflischen Grinsen und einem geladenen Stutzen auf der Bühne; mit dem ersteren verschuecht er die Mädchen, mit dem letzteren die Wildddiebe. Es ist daher kein Wunder, daß die Schulzentochter die Liebe dieses Mannes, der, wie die Phrenologen zu sagen pflegen, ein Ohrfeigen-gesicht hat, unerwidert läßt.

Das schöne Mädchen wird deshalb nicht sitzen bleiben, denn wenn alle Stricke reißen, bleibt doch noch der — — Onkel aus Amerika. Derselbe ist zwar auch vor einigen Jahren ausgerissen, und hat des Schulzen Schwester mitgenommen, der liederliche Strick, aber er und sein Weib haben das nach Kräften gut zu machen gesucht, und sind gestorben. Der Onkel aus Amerika hilft auch hier aus der Noth; er erscheint zwar nicht als Geist, aber sein Sohn erscheint als Zeitgeist am Gartenzaune mit blauweißgestreiftem Hemde und weit über alle europäischen Begriffe ausgeschlagenem Hemdfragen, mit einem Matrosenhut auf dem freien Haupte und einem Revolver im Gürtel, kurz jeder Zoll ein sogenannter „Sohn der freien Republik Amerika“.

Der Nefte aus Amerika und die Cousine aus Europa sehen sich an jenem Gartenzaune, verlieben sich unbekannterweise in einander, und bald steht der rowdy boy vor dem Schulzen, der nun zum erstenmale in seinem

Leben eine Entdeckung von Amerika macht, indem er einen Neffen von dorthier kennen lernt. Um nicht aus der Rolle zu fallen, schimpft der Schulze eine Weile, und will von der transatlantischen Sippschaft nichts wissen; aber endlich schließt er den Schwestersohn, da sich dieser über Auftrag der sterbenden Mutter auf rother Erde ansiedeln soll, also weniger aus Herzens- als aus geologischer Neigung, in die Arme.

Der Junge will das Eisen schmieden, so lange es warm ist, und hält stante pede um die Hand seiner Cousine an, drei besonnene Familienväter im Parterre errathen aus den gerührten Zügen des Vaters dessen Einwilligung, und stecken bereits die zehn Kreuzer für die Garderobe in die Westentaschen; während der Schulze dem Neffen die Hand der Tochter gewährt, holen sie sich den Winterrock, und eilen keuchend auf ihre Sitze zurück, um Tag und Stunde der Trauung zu erfahren.

Ein anderer Theil des Publikums will jedoch für sein theures Geld kein einaktiges Lustspiel, sondern das versprochene vieraktige Schauspiel, und erklärt, daß es Sache des Dichters sei, die fehlenden drei Akte herbeizuschaffen. Der Dramatiker habe allerdings die Konflikte vor der Sperrstunde zu beseitigen, aber das Publikum nicht anderthalb Stunden vor dem Nachtessen nach Hause zu schicken.

Man verlangt Auskunft von dem Dichter und ruft ihn, aber es war nicht nöthig, der Vorhang geht in die Höhe, das Stück nimmt seinen Fortgang. Es erscheint nämlich auf der rothen Erde ein Herr im schwarzen Frack,

mit taubengrauen Handschuhen und einem funkelnden Zylinder. Die neue Figur des Stückes ist ein sogenannter „gemischter Charakter“, er hat den rothen Bart des Intriganten des Dramas, er trägt Brillen, wie sie nur ein Zeitgeist trägt, er ist ein Bureaukrat wie der Schulze und naiv mit einem Anfluge von Sentimentalität wie des Schulzen Töchterlein. Der gemischte Charakter verbeugt sich graziös vor den Logen links, sodann vor den Logen rechts, endlich vor dem Parterre, schließlich richtet er einen Blick voll Innigkeit auf die Galerien und preßt dabei gerührt die Taubengraue auf's Herz.

Nach dieser „ingelegten“ mimischen Soloszene fällt der Vorhang wieder, und jetzt erst erfahren wir, daß der Mimiker Herr Mosenthal war, welcher durch das geschilderte stumme Spiel den Beifallspendern die Versicherung ausgezeichneter Hochachtung erneuern wollte.

Der Schwiegerohn aus dem Urwalde benützt den Zwischenakt, um einige nothwendige Drainage-Arbeiten vorzunehmen und einen Sumpf in ein Getreidefeld zu verwandeln. Der Schulze will dem Neffen noch vor der Hochzeit die Schulzenwürde übertragen; während der feierlichen Uebertragungs-Zeremonien jedoch springt ein vom Intriganten gehegter Eber in das Feld, und der Amerikaner, um anzuzeigen, daß er keine Konvenienz-Heirat schließe, schießt mit seinem mehrläufigen Pistol den Eber nieder. Er soll als Wilddieb verhaftet werden; der Schulze läßt die Partie zurückgehen, wird grob gegen alle Neuerer und hält sich nur mit Mühe zurück, das von Professor Arndts wieder in Kurs gesetzte Wort

„Bubokratie“, welches ihm auf der Zunge liegt, auszusprechen. Ein Fuhrmann, der große Sympathien für den Zeitgeist an den Tag legt und, wenn er kutschirt, jedenfalls auf der äußersten Linken sitzt, hält in Würdigung des ungezwungenen Benehmens des Amerikaners während jenes feierlichen Aktes den Moment für geeignet, um das Verbrechen der Störung der öffentlichen Ruhe zu begehen, und läßt Sturm läuten. Das Publikum ist so einsichtsvoll, nicht „Feuer“ zu rufen, und es ist daher glücklicherweise kein anderes Unglück zu beklagen, als daß Frau und Tochter des Schulzen diesem Lebewohl sagen, um durchzugehen.

Von nun an ist es mit der Handlung aus, und der Schluß wird nur durch gütliches Zureden herbeigeführt; der Schulze redet sich zu, seine Frau, die wahrscheinlich den Postwagen versäumt hat und wieder zurückkehrt, redet ihm zu, der weggejagte Bräutigam redet ihm zu, die Tochter desgleichen und ebenso der Excellenz Spiegel, der inzwischen aus der Stadt die französische Revolution mitgebracht hat. Der Schulze will die Sache nicht hinausziehen, und anstatt dem Baron zu antworten: Was gehen mich Polen, Juden und Franzosen an! wie er dies noch um halb neun Uhr gesagt hätte, läßt er sich beschwichtigen, und es bleibt wieder Alles beim ersten Akte — die Beiden bekommen sich!

Der Dialog des Stückes ist gemeinverständlich und der Dichter hat dies namentlich durch die Aufnahme vieler allgemein gangbarer Redensarten in denselben erreicht. Besonders reich an Wendungen ist der Dichter, sobald er

von der Macht der „Zeit“ spricht. Der „Geist der Zeit“, „das Schwungrad der Zeit“, „der Wagen der Zeit“ sind mit Vorliebe gebrauchte Bilder — den „Zahn der Zeit“ hat sich Herr Mosenthal leider entgehen lassen, und man sollte doch denken, daß auch dieser bereits in weiteren Kreisen bekannt geworden ist. Nur in der letzten Szene wird der Dialog klassisch, anstatt nämlich mit den Worten: „Eile mit Weile!“ zu schließen, schließt der Dichter mit den, einen antiken Charakter an sich tragenden Worten: „Maßhalten!“ Glücklicherweise gehört auch diese Redewendung zu den bekannteren.

Der Sonnenaufgang im Beginne des vierten Aktes gehört zu den schönsten Sonnenaufgängen Mosenthal's.

Das Frühmeß und das Sturmläuten genügen bescheidenen Anforderungen.

Der Prozeß Ebergénni.

April 1867.

Man muß gestehen, das Repertoire unseres Gerichtssaales bietet eine reiche Abwechslung; Tragödienschreiber, welche es studiren, können um Schufte nicht mehr in Verlegenheit sein, und die Jagos und Franz Moore werden sich im Grabe umkehren, wenn sie von ihren Epigonen so überragt werden. Betrug, Fälschung, Raub und Mord stehen an der Tagesordnung, und es wird den ehrlichen Leuten bald nichts mehr übrig bleiben, als sich in die „böhmischen Wälder“ zu schlagen und das Gebiet der Stadt Wien den Schurken zu überlassen.

Es ist noch nicht lange her, daß das Mörderliebespaar Troll-Petersilka unseren Abscheu erregt hat, und schon wieder hat sich vor den Schranken des Gerichts einer jener scheußlichen Sensations-Romane abgespielt, dessen letztes Kapitel das Werk des Richters ist. Wenn eine schmutzige Phantasie es hätte unternehmen wollen, Rousseau's „Neue Heloise“ zu travestiren, sie

würde nach dem Liebesroman in Briefen, welchen der Protokollführer des Gerichts im Prozesse Ebergényi vorgelesen, zu spät kommen, denn die Travestie ist fix und fertig; nicht einmal die Episoden-Figur des „Frauenarztes“ fehlt zu einer solchen.

In einem jener „separirten Zimmer für eine einzelne Dame, oder auch einen Herrn“, in welches gewöhnlich eine einzelne Dame und auch mehrere Herren einziehen, wohnt Julie v. Ebergényi, eine Stiftsdame.

Es muß bemerkt werden, daß das Stift, welchem diese Dame angehört, nicht zu jenen Jungfernstiften gehört, welche sich, wie Lessing in einem Epigramme vermuthet, besonders gesunder klimatischer Verhältnisse erfreuen dürften, weil „seit Menschen sich besinnen, starb keine Jungfer drinnen“. Das Stift, von welchem die Rede ist, zählt vielmehr zu den adeligen Damenstiften, die sich nur um die Zahl der Vorfahren, nicht aber der Nachkommen ihrer Mitglieder kümmern. Obwohl daher diese Julie nichts verabsäumt, um selbst einmal Vorfahrin zu werden, und zu diesem Behufe nicht den Weg der Zivilehe, sondern jenes schlüpfrigen Gewerbes betritt, als welches offenerzige Kanzelredner die Zivilehe in neuester Zeit bezeichnet haben, stand ihr dennoch nichts im Wege, die nicht käufliche Stelle eines Mitgliedes jenes Stifts für ihre käufliche Person zu erhalten.

Man ersieht daraus, daß die schlechte Gesellschaft, welche bei ihr zusammenkam, sich stets in guter Gesellschaft befand, wenn auch diese Stiftsdame sich nur durch sehr feine, mit freiem Auge fast nicht wahrnehmbare

Nuancen von den Straßendirnen des Neudorfer Stifts unterschied.

Diese Dame nun, die Jeder, der sie sah, auch besiegte, wenn er kam, sah der Sprößling eines edlen Geschlechts, und bald schmückten auch ihn die Lorbeern des — — Ankönnlings. Sie wurde seine Julie, er ihr Gustav; sie warf sich an ihn weg, er sich an sie; er fing sie und sie ihn; beide Theile aber konnten den Fang, den sie gemacht, auf ihr moralisches Verlustkonto schreiben, der heruntergekommene Graf wie die gefallene Stiftsdame. Sie blieb ihrem Berufe treu und ließ sich von ihm lieben, er dem seinigen und ließ sich von ihr seine Schulden bezahlen. Aber sie, die nicht umsonst liebte, zahlte noch weniger umsonst Schulden, und die „angebetete Jüdi“ strebte danach, die Gattin ihres geliebten Gustav zu werden, oder, um in der Sprache der zwischen beiden gewechselten Briefe zu reden, Fräulein Ebergényi wollte das „Weiberl“ des „Männerl“ Chorinsky werden.

Einer solchen Verbindung stand die unglückliche Frau des Grafen im Wege, die dieser erbittert haßte.

Man schwankt, ob in seiner Liebe oder in seinem Haß eine tiefere Verworfenheit sich offenbart, man empfindet den Ekel, den man vor einer Kröte hat, ob diese lüstern ist, oder von Gift aufschwillt. Er schreibt unklar und sinnlos, so bald er von andern Dingen spricht, als von den Trieben, die ihn beherrschen, seine Sprache ist so liederlich, wie seine Gedanken es sind, und er findet nie das Wort, welches er braucht. Nur wenn er seine Liebe oder seinen Haß ausschütten will, weiß er mit

anwidernder Raffinirtheit die bestialischsten Worte dafür zu finden, welche die Sprache hat, ja er beschmutzt diese mit neuen Wörtern eigener Erfindung.

Und dieser Mensch lebte in der „Gesellschaft“, seine Unwissenheit, Rohheit, Eiederlichkeit und Verworfenheit schlossen ihn nicht von dieser aus, und wenig hätte gefehlt, so hätte er auch Fräulein v. Ebergényi als Gräfin Chorinsky in diese geführt, denn die Familie Ebergényi ist von altem Adel, und wenn auch die Ehe mit einer Bürgerlichen eine Mißheirat ist, so ist es doch nicht die Ehe mit einer Gefallenen, deren Blut vergiftet, aber „blau“ ist.

Fräulein v. Ebergényi hatte, wie wir aus der Verhandlung erfuhren, schon ihre Taschentücher mit der Grafenkrone stecken lassen, und warum nicht? warum sollte sie nicht die Gräfin eskomptiren, hatte doch der Graf längst den Gemal eskomptirt?

Die arme Gattin des Grafen muß sterben; er dingt in der Geliebten deren Mörderin, und diese sucht ihr Opfer in dem stillen Schlupfwinkel auf, in welchen es sich zurückgezogen. Die Giftmischerin langt in München an, und Mord im Herzen sinnend, wirft sie sich der Wollust in die Arme, als wollte sie noch einmal die ganze Schande der Gegenwart auf sich drücken lassen, um sich zu der Frevelthat zu stählen, durch welche ihr die Ehre in den Schooß fallen soll.

Arglos nimmt die mißhandelte Gattin die Fremde auf, welche sie besucht, und sie trinkt den Tod, während die Mörderin auf ihre Gesundheit anstößt. Das Hinderniß

ist hinweggeräumt; aber die „einzige angebetete Jüti“ kennt „ihren Gustav“, sie weiß, daß dieses „Mannerl“ sie aus Liebe nie zum „Weiberl“ machen wird, und auch auf sein Ehrenwort baut sie nicht, wohl aber auf seine Schuld. Der Mörder soll aus Furcht, von der Mörderin verrathen zu werden, sein Wort einlösen, sie heiraten und ihr endlich auch das Recht von Niemandem bestritten werden, ein Taschentuch zur Nase zu führen, an dessen Ende die Grafenkrone prangt.

Doch die Unvorsichtigkeit ist die Mutter der Polizei, diese entdeckt die Verbrecher und der Pitaval ist um ein „Extrablatt“ reicher.

Die Zeitungsnotiz.

Mai 1867.

Gegen den Materialismus der Gegenwart, haben schon zu wiederholtenmalen erfahrene Weltweise die warnende Stimme erhoben, und es läßt sich auch wirklich nicht in Abrede stellen, daß unserer Zeit zum großen Theile die „Süßlung“ mit den Idealen, wie man im Hauptquartiere zu Brüm gesagt hätte, abhanden gekommen ist. Auch der Feuilletonist, welcher freilich nur der Woche den Puls zu fühlen berufen ist, und dessen philosophirender Verstand höchstens dem letzten Grunde der Heiserkeit des Fräulein Gallmeyer nachzuforschen hat, findet in seinem beschränkten Wirkungskreise nur zu oft Gelegenheit, diese Besorgniß erregende Abnahme der idealen Schwungkraft einer Zeit zu konstatiren, in welcher selbst die Staatspapiere sich seit Langem nicht über $55\frac{1}{2}$ zu erheben vermögen.

Die Zeitungsnotiz ist die Kulturgeschichte der Gegenwart, und wer sie studirt, wird nur zu bald die traurige Wahrnehmung machen, daß der Mensch es seit geraumer Zeit aufgegeben hat, mit seinem Palmenzweige an des Jahrhunderts Weige zu stehen.

„Zwei Strolche überfielen gestern Abends einen in ein Pissoir eintretenden Herrn in räuberischer Absicht“, so lautet die Nachricht, welche in dieser Woche von den Wiener Journalen gebracht wurde.

Ist da nicht mit einem Schlage das Vischen von poetischem Nimbus zerstört, welches um den romantischen Beruf des Räuberstandes bisher noch geschimmert hat! Anstatt in die böhmischen Wälder zu eilen, oder wenn die beschränkten Mittel für die Kosten einer so weiten Reise nicht hinreichen, einen ja auch den geringer Besteuerten zugänglichen Höhlweg, oder die erste beste verfallene Ruine aufzusuchen, machen die modernen Räuber Räumlichkeiten, in welche der Mensch nur „hinkommt mit seiner Qual“, und die vor keuschen Ohren gar nicht näher zu bezeichnen sind, zum Tummelplaze ihrer Thätigkeit.

Wie scharf hätte Karl Moor, dieser edle Räuber aus Ueberzeugung, eine solche Taktlosigkeit bei seinen Berufsgenossen gerügt, und selbst der biedere Schweizer, dem gewiß nichts ferner lag als weichliche Sentimentalität, hätte ein solches augenfälliges Außerachtlassen jeden Deforums mit einer empfindlichen Zurechtweisung geahndet, nicht blos aus Rücksichten auf die Amalia seines Freundes und Hauptmanns, sondern dem Prinzipie zuliebe. Hat dieser doch schon durch seinen bekannten Ausruf: „Daß Du in der Kloake ersticktest!“ zur Genüge seine Abneigung gegen solche und ähnliche Sammelpunkte zu erkennen gegeben.

Sonst war der von Räubern Ueberfallene der Held der Gesellschaft, und wenn er mit geflügelten Worten

erzählte, wie er die Angreifer kühn in die Flucht geschlagen hatte, mochte manches dunkle Mädchenauge bewundernd zu dem tapferen Ritter aufschauen. Wer weiß, wie oft durch solche Heldenthaten innigere Bande um zwei Herzen geknüpft wurden. Wie die Verhältnisse jetzt sind, kann man, ohne die ganze Damengesellschaft in Verlegenheit zu setzen, von seiner Tapferkeit gar nicht reden, denn diese Schauderromane sind nur „für Herren“, und wenn man schon in einem Inserate, der gegenwärtig so beliebten Art von Liebes-Korrespondenz, die „heißangebetete Sophie“ von dem räuberischen Ueberfalle in Kenntniß setzen will, ist man profaisch genug, aus Anstandsrücksichten hinzuzufügen gezwungen: „Wo? sagt die Expedition dieses Blattes.“

Selbst beherztere Naturen muß jetzt, wenn sie eine solche kleine Hütte des Anstandes betreten, ein Gefühl der Zaghaftigkeit beschleichen, als wenn sie sich einer filiale der Kreditanstalt näherten. Wenn man mit einem Freunde geht, und mit einem flüchtigen „Pardon!“ jenem beschaulichen Plätzchen zueilen will, fällt einem dieser vielleicht mit dem Warnungsrufe hindernd in den Arm: „Bedenken Sie, Sie haben Frau und Kind!“ Dem harmlosesten Staatsbürger, der täglich um zehn Uhr Abends auf seinem Lager ruht, und dem, wenn er schon träumt, höchstens Nummern träumen, kann es jetzt widerfahren, daß ihm eine etwas satirische Schwiegermutter bemerkt: „Man sieht Sie ja jetzt an den verrufensten Orten, Herr Schwiegerohn!“ während er doch nur ein Habitue dieser Kabinen der Schicklichkeit ist.

Ich habe vorhin die Zeitungsnotiz die Kulturgeschichte

der Gegenwart genannt, und ist es nicht kulturgeschichtlich höchst interessant, wenn in dieser Woche sämtliche Zeitungen eine Notiz brachten, daß „zwei den gebildeten Ständen angehörige Herren“ in den Hallen des gerade eröffneten Kursalons im Stadtparke sich mit weithin schallenden Ohrfeigen begrüßten, und mit einer solchen Konsequenz eine Reihe pugilistischer Kämpfe zum Besten gaben, daß bereits im Publikum die Anschauung Raum gewann, es habe die städtische Medilität zur Feier der Eröffnung ein Preisboren veranstaltet, während von anderer Seite mit einer gewissen Zähigkeit die Behauptung aufrecht gehalten wurde, es seien die beiden Faustkämpfer Patienten, welchen der Arzt Leibesübungen zur Wiederherstellung ihres geschwächten Nervensystems verordnet habe, und die daher die Eröffnung des Kursalons zum Behufe der orthopädisch-gymnastischen Kur sogleich benützten.

Die Zeitungsnotiz ist das Brouillon, welches Klio entwirft, bevor sie zu einer größeren „Konzeptarbeit“ schreitet; die Zeitungsnotiz klagt an und vertheidigt; sie spricht mit der beredten Kürze des Tacitus, und verurtheilt unerbittlich wie dieser mit einem Worte; in einer „dreimal gespaltenen Petitzzeile“ sagt sie mehr als ein Leitartikel, der „auf die andere Seite geht“, und wenn die „Wiener Abendpost“ die rosigsten Hoffnungen ausspricht, dementirt sie die Zeitungsnotiz durch die kleinste nackte Thatsache.

Es gibt Berühmtheiten, von denen unausgesetzt gesprochen, über die fortwährend geschrieben wird, und die doch nie über eine dreizeilige Zeitungsnotiz hinausgekommen sind; es gibt Persönlichkeiten, von denen man immer

wieder und wieder, aber nichts weiter liest, als daß sie aus Linz angekommen oder nach Preßburg abgereist sind, man weiß nicht, wer und was sie sind, aber sie treffen in jeder Woche glücklich aus Prag hier ein, und gehen regelmäßig mit dem Schnellzuge nach Brünn ab — es ist ein fortwährendes Gehen und Kommen, an das man sich zuletzt so gewöhnt, daß man besorgt wird, wenn der Herr, den man nicht näher kennt, nicht mit dem Frühzuge aus Großwardein hier eintrifft. Erst wenn sie gestorben sind, erfährt man, daß sie einen neapolitanischen Orden gehabt haben, und daß die Zeitungen deshalb deren Reisetagebuch so genau geführt haben.

Wie die Tragödie erregt die Zeitungsnotiz Furcht und Mitleid. Sie erregt Furcht, indem sie von einer neuen dramatischen Schrecklichkeit erzählt, welche einer unserer gefeierten Dichter unter der Feder hat, und sie reinigt die Leidenschaften, da sie erzählt, daß die Kontrakte mit unseren greisen Ballerinen wieder verlängert worden sind.

Die Höflichkeit beim Exerzieren.

Mai 1867.

Unsere rauhen Sitten verfeinern sich von Tag zu Tag und die Höflichkeit macht ungeheure Fortschritte. Selbst der Hausknecht kann einem inneren Bildungsdrange nicht länger widerstehen, und man wird bald von dem „letzten Grobian“ mit demselben ehrfürchtigen Erstaunen reden, mit dem man jetzt vom „letzten Mohikaner“ oder vom „letzten der Barone“ spricht.

Auch die durch ihre biedere Barschheit bekannten alten Haudegen, welche schon lange, bevor Darwin's Theorien die wissenschaftliche Richtigkeit der Sache darthaten, ihren Mitmenschen instinktiv mit dem zoologischen Familiennamen seiner Ur-Ahnen apostrophirten, und die dafür von subalternen dramatischen Schriftstellern „prächtige Soldaten-Naturen“ genannt wurden, sterben nach und nach aus, und es tritt an deren Stelle ein neues wehrhaftes Geschlecht mit Distinktionszeichen auf dem Kragen, welchem die neue Dienstesgrammatik die Höflichkeit zur Pflicht macht.

Die Mannschaft vom Feldwebel abwärts hat nämlich eine grammatikalische Gratislöhnung erhalten, indem

nach der neuesten Verordnung der Gemeine künftighin nicht mehr mit „Er“, sondern nur mehr mit „Sie“ angesprochen werden soll. Von heute an werden also in Oesterreich schon in Friedenszeiten um eine halbe Million „Sie“ mehr gebraucht; wie man aber in Kriegszeiten den größeren Bedarf an neuen persönlichen Fürwörtern decken wird, weiß ich nicht, denn die unbedeutende Ersparniß, welche in dieser Beziehung durch das neue Avancementsgesetz erreicht wurde, indem das persönliche Fürwort der Regiments-Inhaber aufgehoben wurde, kommt wohl nicht in Betracht.

Die Höflichkeit eilt im Galoppschritt vorwärts; das „Sie“ ist eine Station, bei welcher sie nicht stillehalten wird, und wer weiß, ob nicht schon in der nächsten noch höflicheren Generation an dessen Stelle das „Euer Wohlgeboren“ getreten sein und in den Kreisen der „Deutschmeister“ allgemeine Aufnahme gefunden haben wird. Wie man jetzt in einem Fremdling an einem gewissen Uebermaß von Leutseligkeit und Trinkgeldern den infognito reisenden Fürsten zu erkennen glaubt, so dürfte man in Zukunft einen Herrn, der durch seine gewählten Umgangsformen hervorragen wird, für einen Feldwebel in Zivil zu halten sich berechtigt glauben.

Wie jede Neuerung, wird auch diese militärisch-grammatikalische nicht gleich Anfangs ihre wohlthätigen Wirkungen offenbaren. Der vernünftig Denkende wird aber deshalb ihre Nothwendigkeit nicht verkennen, weil sie vielleicht, so lange sie noch nicht gehörig einexerciert worden ist, und so lange also selbst der „Mann mit

Kapitulationszeit“ dem neuen grammatischen Reglement als Rekrut gegenübersteht, zu gewissen Irrthümern und Mißverständnissen Anlaß geben könnte.

Wie sollte auch der gemeine Mann, dem möglicherweise die geistige Fassungskraft von der Natur nur in homöopathischer Verdünnung zu Theil wurde, eine Gesprächswendung seines Vorgesetzten, wie: „Sie sind ein Schafskopf!“ sogleich in ihrer ganzen metaphorischen Bedeutung zu erkennen im Stande sein, nachdem eine mehrjährige Gewohnheit ihn bisher nur eine solche Bemänglung seiner geistigen Richtung und Anschauungsweise in der grammatischen Form: „Er ist ein Schafskopf!“ erkennen ließ.

Ich verstehe zu wenig von den militärischen Wissenschaften, um beurtheilen zu können, inwieferne durch diese jedenfalls auf die Exerciermethode Einfluß nehmende neue grammatische Adjustirung auch Aenderungen in der Taktik sich als nothwendig herausstellen dürften; aber ich kann mir eine solche Möglichkeit immerhin vorstellen, nachdem bekanntlich auch das System der Hinterladung taktische Reformen zur Bedingung macht. Dreyse hat diesen Zündnadeltriumph noch gesehen, die Götter haben ihm zu schauen erlaubt, wie die von vorne ladende Menschheit anbetend vor den Wundern seiner Zündnadel auf die Knie sank. Wie schade, daß es nicht auch den Gebrüdern Grimm gegönnt sein durfte, diesen militärischen Erfolg der neuhochdeutschen Elementar-Grammatik zu erleben, und in ihr Wörterbuch zu verzeichnen.

Ein Zimmer für einen Herrn Reichsrath.

Mai 1867.

Wir sind wieder konstitutionell geworden, Juchhe! Wir haben wieder die in Verlust gerathenen verbrieften Rechte, Halleluja! Der Reichsrath ist eröffnet, Vivat! Redet bis ihr heiser werdet, interpellirt bis die Minister Kopfweh bekommen, wer einen Dringlichkeitsantrag auf dem Herzen hat, heraus damit, und freut euch der Verfassung, so lange das Lämpchen glüht. Lacht nicht mehr, wenn der Ordner des Hauses den Schluß der Debatte beantragt, denn es ist dies ein memento mori, das euch an den großen Schluß der Debatte von 1865, an die Sistirung der Verfassung gemahnen soll.

Wie hat sich mit Einem Male die Lage geändert! Man fragt nicht mehr: Haben Sie die „Herzogin von Gerolstein“ gehört? sondern: Haben Sie die Rede Giskra's gehört? Man kümmert sich nicht mehr um den Plan des „Generals Bumbum“, sondern nur um den Plan zur Befestigung von Wien, nicht mehr um die diplomatischen Kniffe des Baron Grog, sondern um die nächste diplomatische „Fühlung“ der Regierung, und lange nicht so sehr um die schönen Toiletten des Fräulein Geisinger,

wie um die lichten Beinkleider des Baron Rothschild, des Einzigen, der bei der Eröffnung des Herrenhauses in diesen fleidsamen Farben erschien, und für die Rechte des Frühlings mannhaft eingestanden ist.

Die Photographen nehmen die Sonne nur mehr für die Volksvertretung in Beschlag, und die Damen vom Theater haben schon in den Schaufenstern den Vertretern des Volkes Platz machen müssen. Hier ist Dr. Mühlfeld, der sein Gesicht unter der Stirne verbirgt, dort ein slovenischer O'Connell, in dessen Gesichtszügen bereits ein höhnisches „Oh“ gährt, rechts ist ein Demosthenes, dem ein Ehrenplatz in der Walkalla von St. Pölten nicht entgehen wird, links der große Palacky, dessen Lippen ein breites Slava verschweigen.

Und erst die Zeitungen, wie haben sie sich geändert: die Reden der Abgeordneten und Reflexionen über diese füllen ihre Spalten, und selbst das Inserat hat politische Reife erlangt. Ja, auch das Inserat trägt einen konstitutionellen Charakter, und gewissenhafte Zeitungsleser werden beobachtet haben, daß unter den angekündigten Wohnungen „ein Zimmer für einen Herrn Reichsrath“ eine hervorragende Rolle spielt.

Ich bin aus den Zeiten unserer politischen Mundsperrre her gewohnt, die Inserate mit aller Aufmerksamkeit durchzulesen. Während nämlich in dieser Zeit der Preßklaverei die Gedanken im Leitartikel Versteckens spielten, und ein kühneres Wort sich dort nur im Gewande der Charade an's Tageslicht wagte, hatte einzig und allein das Inserat der Freiheit der Diskussion einen Zufluchtsort

geboten. Hier sprach Jeder seine Meinung frei und unverhohlen aus. Ohne etwas zu vertuschen, erklärte der Eine, daß er eine gesunde Amme suche, und ein Anderer verhehlte es nicht, daß er den Augenblick sehnlichst erwarte, in dem Jemand seine „radicirte Schankgerechtigkeit“ ablösen wollte; Jener durchtönte ein Duzend Petitzellen mit der Klage um einen entlaufenen Hund, Dieser appellirte an die öffentliche Meinung bezüglich seiner den Nachwuchs der Haare befördernden Pomade.

Und ich las dies Alles, und sog es in mich, obwohl mir die gesündeste Amme von der Welt nicht hätte von Nutzen sein können, und jede auch noch so festgewurzelte Schankjustiz mir vollkommen gleichgiltig war, obgleich der Drang der Hunde nach Freizügigkeit mich nicht weiter berührte, und meine Haare zu faul waren, um zeitlich auszugehen. So blieb mir die Gewohnheit, die Inserate zu durchstöbern, und mein Inseraten-Kennerauge verweilte überrascht auf diesem „Zimmer für einen Herrn Reichsrath“. Wenn Jemand ein Zimmer angekündigt hätte, in dem man ungehindert Cyankali verzehren oder der Bereitung von Orsinibomben mit Muße obliegen konnte, ich würde es begreiflich gefunden haben; aber ein Zimmer, das nur „ein Herr Reichsrath“ zu bewohnen geeignet war, reizte meine Neugierde, und ich entschloß mich, ein solches Zimmer in Augenschein zu nehmen, um meine kulturgeschichtlichen Kenntnisse zu erweitern.

Ein Blick in den Spiegel überzeugte mich, daß nur ein sehr scharfer Beobachter errathen konnte, ich sei kein Reichsrath, sondern ein ganz gewöhnlicher „solider lediger

Herr" und kühn schritt ich dem Hause zu, das sich, wie in dem Inserate mitgetheilt wurde, vor dem Schottenthore befand. Sollte vielleicht gar, so dachte ich, das Zimmer für einen Reichsrath eine Holzhütte sein, und hat etwa diese Blutsverwandtschaft des Baumaterials mit dem des Abgeordnetenhauses den Vermiether auf die Idee gebracht, nur immune Aflterparteien aufzunehmen?

Doch nein, da lag das Haus vor mir, und so sehr ich dasselbe auch musterte, es war nichts Auffallendes zu entdecken, wenn man nicht so überreizte Nerven besaß, um das Wirthshauschild „zum braunen Hirschen“, das einladend winkte, oder den „bürgerl. fragner“ im Erdgeschoße zu den Auffälligkeiten dieses Lebens zu rechnen. An dem Haushore prangte ein Zettel, welcher in Frakturschrift der Welt das Ereigniß verkündigte, daß hier ein Zimmer für einen Reichsrath „mit oder ohne Möbel“ zu vermietthen sei.

Ein parlamentarischer Schauer erfaßte mich, als ich vor der Wohnung des Hausmeisters anlangte; aber unerschrocken erklimm ich fünfundvierzig Stufen, und wurde nun durch eine reizende Aussicht belohnt, denn gerade vor mir im zweiten Stocke war die Thüre 13, welche in die Wohnung des Freundes reichsräthlicher Zimmerherren führte. Ich muß gestehen, daß die Thürnummer, welche an den verhängnißvollen, so oft besprochenen § 13 unserer Verfassung erinnerte, mich etwas zaghafter stimmte, und ziemlich schüchtern zog ich die Glocke. Desungeachtet erscholl ein sehr eindringliches und lautes Geklingel, als wenn der Vermiether mich ob der Verletzung seines Hausrechts hätte zur Ordnung rufen wollen.

Ein Herr mit einem Schmerling'schen Backenbarte, mit Hasner'scher Brille und einem ständischen — nämlich rothen — Schlafrocke öffnete die Thüre, und betrachtete mich mit dem prüfenden Blicke eines Mitgliedes des „Verifikations-Ausschusses.“

Endlich begann er im Geschäftstone, als wenn er das Protokoll der gestrigen Sitzung gelesen hätte:

„Was wünschen Sie?“

„Ich habe“, antwortete ich, „den politischen Tagesblättern liberaler Färbung entnommen, daß hier ein Zimmer zu vermietthen sei.“

„Ganz richtig, sehr wahr“, bemerkte der Zimmervermietther, indem er freundlich grüßte, „erlauben Sie mir nur „zur Fragestellung“, sind Sie ein Reichsrath mit oder ohne Möbel?“

Von dem jesuitischen Grundsatz ausgehend, daß der Zweck die Mittel heilige, ging ich über die erste Frage „zur Tagesordnung“ über, und antwortete nur auf die zweite Frage: „Ich besitze keine Möbel!“

Der Vermietther führte mich nun in das parlamentarische Zimmer, dessen frühere Bewohner sich wahrscheinlich unziemlich benommen hatten, denn es war fast vollständig — „geräumt“. Von Möbeln fanden sich nur ein Waschkasten, ein Tischchen mit einer Glocke und ein Strohsessel vor. Auf dem Ofen stand ein Schnellkasser, der im Nothfalle als „Wahlurne“ verwendet werden konnte, und eine kleine Büste Schmerling's mit einem Lorbeerkränzchen.

Ich nahm den einzigen Sitzplatz ein, während der Vermietther sich vor das Tischchen gestellt hatte und „von

der Tribüne“ aus sprach. Aus dem Nebenzimmer war ein Geflüster weiblicher Stimmen zu vernehmen, welches mich auf die Vermuthung brachte, daß die Damen ein kleines „Skrutinium“ vornahmen.

Meine Schwiegermutter und meine Schwägerin plaudern mit meiner Frau wahrscheinlich über die heutige Sitzung, bemerkte der Vermiether „zur Richtigstellung der Thatsachen“. Meine Schwiegermutter wohnt nämlich auch im Hause, fügte er seufzend hinzu.

Ich erhob mich zum Zeichen des Bedauerns von meinem Sitze.

Sehen Sie, fuhr er dann fort, hier auf die „äußerste Linke“ kommt ein schönes Bett, welches einmal in der Woche frisch überzogen wird, „in das Centrum“ kommt ein großer Schreibtisch mit der für den Redner so unentbehrlichen Brockhaus'schen Real-Encyclopädie, der Februar-Verfassung und dem Oktoberdiplom, und auf die „äußerste Rechte“ kommt ein Kleiderkasten mit der Büste des Führers der Linken im Schmerlingsformat, dabei wies er auf die Büste auf dem Ofen. In das rechte und linke Centrum aber kommt je ein Kaktus. Sie sind vielleicht, fuhr er fort, ein Ruthene, aber einerlei, der Waschkasten bleibt in jedem Falle stehen. Die Aussicht, dabei öffnete er das Fenster, ist eine freundliche, Sie können von hier aus die Tabak-Traffik sehen, in welcher der Präsident unseres Abgeordnetenhauses, Herr Dr. Gistra, seine Zigarren kauft. —

Sie besuchen wohl, interpellirte ich ihn, sehr häufig die Sitzungen des Abgeordnetenhauses?

Ich habe, erwiderte er, noch keine Sitzung versäumt,

ich bin auf der Galerie auch ziemlich bekannt, und ich bin Derjenige, der, wie Sie sich erinnern werden, in der letzten Session so unglücklich war, einen Bleistift hinunterfallen zu lassen. Ich habe auch sieben Ministerlisten entworfen, und arbeite jetzt eben an einer neuen, die hoffentlich die Völker Oesterreichs endlich befriedigen wird.

War vielleicht einer oder der andere Ihrer Kandidaten, unterbrach ich ihn, schon Ihr Alter „partei-Genosse“?

O nein, antwortete er, bis jetzt war das Zimmer überhaupt noch nicht vermietet. In der letzten Session war schon ein Pole nahe daran, dasselbe zu miethen, allein nachdem er es mit allen „Konsorten“, die einen Antrag von ihm unterzeichnet hatten, bewohnen wollte, und da meine Frau an Migräne leidet, bewog ich ihn, seinen Antrag, der ohnedies auf keine Stimme „im Hause“ rechnen konnte, zurückzuziehen. Die anderen Wohnungskandidaten aus dem Hause der Abgeordneten, fuhr er fort, waren bisher mit den Diäten nicht einverstanden.

Mit den Diäten? fragte ich.

Ich verstehe unter Diäten den Miethzins, der inklusive der Bedienung durch ein Stubenmädchen und einen Kleider „ordner“ fünfzig Gulden monatlich beträgt.

Ah, sagte ich, Sie gehören wohl der Fraktion Rothschild an, und Sie erwarten gewiß, daß einer Ihrer Konsorten aus Parteidisziplin das Zimmer miethet?

Im Gegentheil, antwortete der Vermieter, meinen politischen Anschauungen nach, sitze ich im Centrum. Was aber den Miethzins betrifft, so habe ich denselben so hoch gegriffen, weil mir, aufrichtig gestanden, nichts daran liegt,

das Zimmer zu vermiethen. Meine Frau und Schwiegermutter jedoch erwarten durch einen Zimmerherrn, der das Vertrauen des Volkes besitzt, zu den Soiréen und Bällen der Minister Zutritt zu erlangen, und ich kläre, indem die Abgeordneten aller Parteien unter meiner „Führung“ dieses Zimmer besichtigen, meine politischen Anschauungen. Finde ich aber einen Volksvertreter, der mir für dieses Zimmer wirklich fünfzig Gulden zu zahlen Willens und im Stande ist, nun so habe ich dann sicher einen vollkommen unabhängigen Abgeordneten vor mir und setze ihn auf meine Ministerliste als Finanzminister, denn das Portefeuille eines solchen habe ich leider bis jetzt nicht an den Mann bringen können.

Darf ich jetzt, fuhr er fort, Sie um Ihr „Programm“ ersuchen?

Verlangen Sie dies nicht, antwortete ich, Sie würden sich als „gemäßigt Liberaler“ entsetzen. Ich sitze so weit links, daß ich bisher im Abgeordnetenhaufe noch keinen Platz habe finden können, denn von der äußersten Linken zu meinen Anschauungen ist noch so weit, wie von Ihrer Wohnung zum allgemeinen Krankenhause. Wenn ich den mir entsprechenden Platz im Hause einnehmen will, muß ich mich auf die Bank vor dem Exerzierplatze setzen.

Das ist ja entsetzlich, rief der Vermiether; darf ich Sie um Ihren Namen bitten, vielleicht kann ich Sie in stürmischen politischen Zeiten auf meine Ministerliste setzen?

Gönnen Sie mir heute noch, antwortete ich, mein Inognito. Wenn Sie aber Sonntags die „Presse“ lesen, werden Sie mich kennen lernen.

Ein Hundstag.

Juli 1867.

Ich war müde, abgespannt und schlecht gelaunt, kurz alle Symptome kamen bei mir zum Vorschein, welche den kosmischen Aufgang des Hundsternes Sirius begleiten; ich war das, was das Vereinsgesetz in den Paragraphen 1 und 6 „staatsgefährlich“ nennt; wenn ich mich jetzt mit einem gleichgesinnten Berufsgenossen versammelt hätte, wir würden vielleicht um Abschaffung des Feuilletons petitionirt haben.

Alle projektirten siebenzig Honved-Bataillone! fluchte ich, wer kann diese tropische Hitze aushalten, die zum „Durchbrennen“ ist. Wenn ich denselben Schweiß, den mich der Weg vom Burgthor auf den Graben gekostet, in Afrika nutzbringend angelegt hätte, würde ich vielleicht schon die Nilquellen entdeckt haben, und jetzt photographirt auf dem „Graben“ in Ruhe hängen, statt über denselben mich fortzuschleppen. O, diese Regierung, rief ich, was geschieht hier für den Verschmachtenden? Die rumänische Regierung läßt wenigstens, wie die Zeitungen

erzählen, ihre mittellosen Unterthanen in's Wasser werfen, wenn sie sich mit einem Zeugniß über ihre Beschneidung und sonstigen materiellen Nothstand ausweisen, wir österreichischen Staatsbürger sitzen trotz unserer Defizite doch immer im Trocknen.

Ich war der einzige Spaziergänger auf dem Graben, doch nein, da kam ein zweiter; es war einer meiner Bekannten, ein Arzt ohne Patienten, der offenbar nur Jemanden suchte, den ein vom Himmel gesendeter Sonnenstich getroffen haben könnte.

„Was gibt es Neues?“ fragte er mich.

„Es kommen jetzt sehr häufig Schlagflüsse vor“, antwortete ich, um ihm eine Freundlichkeit zu erweisen.

„Ich fürchte“, bemerkte er, „die Cholera wird wieder unser Gast.“

Diese Heuchelei des Undankbaren verdroß mich, ich winkte ihm einen Abschiedsgruß.

„Warten Sie doch noch einen Augenblick“, rief er.

„Ich habe große Eile“, erwiderte ich, und kroch weiter.

Ich ging auf den Stefansplatz und erquickte mich mit der Erinnerung an einen Windstoß, der mir im Frühling einen Ziegel auf den Kopf geworfen hatte. Ein Studienfreund, der jetzt Advokat ist, stieg in einen Stellwagen. Der Aermste, sagte ich zu mir, fährt in das Dianabad, er hat schon früher an Rheumatismen gelitten, und muß gewiß jetzt Sumpfbäder gebrauchen. Als wenn aber mein rheumatischer Kollega meine Gedanken errathen hätte, rief er mir beschwichtigend zu:

„Ich habe eine Pfändung in der Leopoldstadt!“

Glücklicherweise, dachte ich, kann man bei dem gegenwärtigen Steigen des Quecksilbers bis auf das Hemd ausgezogen werden, ohne sich zu erkälten.

Mümmuthig ging ich zum Mittagessen. Der Tisch, an dem ich sonst in heiterer Gesellschaft gespeist hatte, war verwaist, denn die ehemals um ihn herumsaßen, hatten Wien den Rücken gekehrt. Der Tisch war zwar noch wie in seiner Glanzperiode „besteckt“, aber die Gabeln und Messer in den Gläsern erinnerten mich fast an Grabsteine, die zu sagen schienen: „Wanderer, setze dich nur nieder, die früher hier ruhten, sind jetzt in ein besseres Salzkammergut hinüber.“ Der Zehnkellner blickte verstört, das Dasein war ihm offenbar ein Räthsel geworden, und er schnupfte, um seine Finger, die an das Geldwechseln gewöhnt waren, zu beschäftigen. Er trat zu mir heran, und deutete melancholisch auf einen Herrn, der an dem entgegengesetzten Ende des Zimmers saß:

„Der Herr dort“, sagte er seufzend, „war sonst ein „guter“ Gast, seit vier Tagen ist er aber nichts als Gurken, und heute hat er schon die dritte Portion Gurkensalat verzehrt.“

Ich erröthete etwas, denn ich hatte soeben der von mir verzehrten Salzgurke eine Nachfolgerin bestellen wollen.

Die anderen Kellner gähnten, es flog ihnen aber kein Trinkgeld in den Mund.

Nach Karchofoucauld liegt etwas in dem Unglücke unserer besten Freunde, was uns nicht ganz mißfällt, und ich muß aufrichtig gestehen, daß das Mißgeschick der Kellner in der saueren Gurkenzeit mich etwas aufrichtete

und meinen Trübsinn milderte. Ein armes kleines Mädchen lief mir nach, als ich den Gasthof verlassen hatte, und bot mir eine Nelke an, ein Selam, der Sehnsucht nach Kupfermünze bedeutet. Ich steckte die Blumensprache in das Knopfloch. Ein Karrieremacher, der sonst immer stolz meinen Gruß abwartete, bevor er mich erkannte, hielt mich wahrscheinlich für einen neugebackenen Ritter des Franz-Josef Ordens und grüßte diesmal zuerst. Um den vorschnellen Grüßer zu ärgern, zog ich das duftende Ordensband aus dem Knopfloche, und roch daran.

Ich trat in ein Kaffeehaus, ein Herr las eifrig in der „Gartenlaube“ — es war der Billard-Marquieur. Ich besuchte ein zweites Kaffeehaus, offenbar aber hatten Philologen den Plafond und die Wände im Verdacht, Palimpseste zu sein, und suchten nun durch Kraben und Schaben zu den klassischen Originalen zu gelangen.

Gott sei Dank, es war halb sieben Uhr; wenn ich jetzt nach Hause ging und mich anleidete, wurde es sieben Uhr, und um diese Stunde erwartete mich Fräulein Seraphine. Fräulein Seraphine steht ziemlich verlassen in der Welt, und ich hatte geglaubt, mich der theilweise Allein-stehenden annehmen zu sollen. Sie hatte die Absicht, zur Bühne zu gehen, und ich gab ihr ästhetischen Unterricht, studirte Rollen mit ihr ein, und erlaubte mir hin und wieder, die Lücken ihrer Theater-Garderobe durch einen Hut oder eine Mantille auszufüllen. Seit zwei Wochen studirten wir die Birch-Pfeiffer'sche „Eorle“, für welche Fräulein Seraphine besondere Vorliebe an den Tag gelegt hatte.

Seraphine, sagte ich im Nachhausegehen, ist jedenfalls eine angenehme Bühnenerrscheinung, sie weiß hübsch Toilette zu machen, und was ihr vielleicht an künstlerischer Auffassung noch mangelt, ersetzt sie vollkommen durch eine reizende Art, sich zu chauffiren. Für die Rolle der „Lorle“ scheint sie mir allerdings nicht ganz geeignet, sie kann sich die koketten Augen nicht abgewöhnen, und statt sentimental zu sein, ist sie schnippisch, ein Tausch, der zwar mir, für meine Person, vollkommen zusagt, an dem aber der Maler „Reinhart“ möglicherweise keinen Gefallen findet. Auch das Schwäbeln trifft sie nicht, und ich fürchte, man wird den böhmischen Accent immer heraushören.

Während dieses Monologs war ich in meine Wohnung gelangt. Auf dem Tische lag ein Brief, welcher mich, der ich nur selten zu Hause Briefe empfangte, durch seine Anwesenheit etwas überraschte. Ich entsiegelte ihn schnell, er war von Fräulein Seraphine. Derselbe lautete, von einigen orthographischen Arabesken und grammatikalischen Eigenthümlichkeiten befreit, etwa folgendermaßen:

Lieber Freund!

Sie wissen nur zu gut, welche Anstrengungen mir die schwäbische Aussprache, die für die „Lorle“ vorgeschrieben ist, immer verursacht hat. Alle Mühe, die Sie sich gaben, mir das Schwäbeln beizubringen, war umsonst. Zum großen Theile lag die Schuld an mir, aber geben wir uns keiner Täuschung hin, zu einem großen Theile auch an Ihnen. Ihre Aussprache des Schwäbischen war nicht richtig, und das will ich Ihnen nicht zur Last legen, denn Sie sind leider kein Schwabe. Ich sage „leider“,

da ich das Glück gehabt habe, einen Stuttgarter kennen zu lernen, der das Schwäbische vortrefflich spricht und von seinen Renten lebt.

Er hat mich auch, an was Sie niemals gedacht haben, darauf aufmerksam gemacht, daß das Stadtleben in den Hundstagen für eine Schauspielerin, die sich doch auch auf die Theaterferien vorbereiten muß, nicht zuträglich ist. Ich bin deshalb heute Morgens mit meinem neuen Lehrer nach Reichenau gefahren, wo wir einige Wochen in ländlicher Zurückgezogenheit zubringen und den Kelch der Lorle bis auf die Neige leeren wollen. Als ich heute beim Frisiren das Lied der Lorle sang: „Muß i denn, muß i denn zum Städli hinaus, und Du mein Schatz bleibst hier“, konnte ich mich vor Freude kaum fassen, so sehr war mir das „und Du mein Schatz bleibst hier“ gelungen. Darum, lieber Freund, wenn Sie noch einen Rest von Theilnahme für mich haben, vergessen Sie mich.

für ewig Ihre Seraphine.

Der Hundstag war zu Ende, der Hundsabend war hereingebrochen, aber die Luft blieb schwül. Ich faltete den Brief, den ich erhalten hatte, sorgfältig zusammen, steckte ihn in Brand, zündete mir eine Zigarre daran an, und schlenderte gegen den Volksgarten, indem ich mir eine unbarmherzige Kritik der schauspielerischen Leistungen Seraphines als Rache-Arie vorsang.

Im Volksgarten spielte Militärmusik. Als ich ankam, verbeugte sich eben ein Subalterner aus dem „Expedit“ vor einer höheren Diätenklasse aus der „Registratur“ so

tief, daß ich über seinen Rücken weggesprungen wäre, wenn ich größeres Vertrauen zu meiner turnerischen Gewandtheit gehabt hätte. Kaffeehausmüde saßen mit gelangweilten Beinen an den Tischen, und benützten den letzten Rest von Kraft, der ihnen geblieben war, um ein Glas in's Auge zu schieben. Gepußte Frauenzimmer trieben ihr peripatetisches Gewerbe in den nicht beleuchteten Alleen, und warteten hier ihren täglichen Roman ab, zufrieden, wenn der Held des heutigen ein Lieutenant war.

Ich aber blickte hinauf zu den ewigen Sternen, um den „großen Hund“ zu suchen, und gegen meinen Feind in diesem Sternbilde, den Sirius, der mir so viele Leiden bereitet hatte, die Faust zu schütteln!

Er rächte sich, und ich schloß während der ganzen Nacht kein Auge.

Reisebriefe aus Slowenien.

I.

Klagenfurt, 9. August 1867.

Sie glauben gewiß, es sei angenehm, über den Semmering zu fahren? Vielleicht haben Sie Recht, wenn man nicht das Unglück hat, daß sich ein Herr mit einem Sez zu Einem in den Eisenbahnwagen setzt. Ich war höchstens auf ein Gespräch über die orientalische Frage gefaßt, als der Mann mit der griechischen Kopfbedeckung einstieg, aber ich hatte mich getäuscht, er sprach gar nicht über Politik, sondern fing gleich an zu schnarchen und schnarchte unausgesetzt fort „durch die Wälder, durch die Auen.“ Ich gewöhnte mich zuletzt daran, und bemühte mich, den eintönigen Schnarchrhythmus mit dem Finger zu scandiren; lang, kurz, lang, kurz — Gott sei Dank, wieder ein Daktylus!

In Mürzzuschlag rieb sich der Grieche die Augen, erhob sich und schaute zum Fenster hinaus.

„O, wir haben noch ziemlich weit bis zur Station Creta,“ bemerkte ich mit einem verbindlichen Lächeln.

Der Angesprochene sah mich etwas verdutzt an, und sagte dann im reinsten Wiener demotischen Dialekt: „I möcht' nur a Paar Würscht!“

Ich aber, theils um meinen Nachbar über das Ausbleiben dieser vergeblich ersehnten nahrhaften Speise zu trösten, theils auch, um ihn am Wiedereinschlafen zu hindern, erwiderte: „Es ist zu bedauern, daß sich die Pferde-Einkäufe der französischen Regierung bei uns immer fühlbarer machen; wenn unsere Regierung — —“ aber der falsche Grieche schlief schon wieder aus voller Brust.

Und da fürchtet sich das Ministerium noch, uns Oesterreichern ein liberales Vereinsgesetz zu geben, wenn der Eine schon schnarcht, bevor der Andere noch sich ausgesprochen hat, wie er über die Regierung denkt!

Ich entschloß mich, in Graz Halt zu machen, und ich muß gestehen, daß mich bei dem Gedanken an die Gasthofgefahren, denen ich entgegengehen sollte, ein gewisses Gefühl der Bangigkeit beschlich. Ich habe in dieser Beziehung zu viele traurige Erfahrungen gemacht, und weiß, welche Anforderungen der bürgerliche Gastwirth an die Börse der Reisenden macht, seitdem die gebildeten Leute anfangen, unter die Hausknechte zu gehen, und bei einmaligem Läuten ein blasirter Gentleman, bei zweimaligem Läuten eine Dame, welche dem Benehmen nach einem liederlichen Souverän auf die linke Hand getraut sein dürfte, und bei dreimaligem Läuten endlich ein Kapitän auf Halbsold erscheint, welcher sich geneigt zeigt, dem Läutenden die Stiefel zu pußen.

Vorzugsweise sind es die Rubriken „Service“ und „Bougies“, in welchen der Gasthofbesitzer des neunzehnten Jahrhunderts seine ganze satanische Bosheit zum Ausdrucke gelangen läßt. Ich habe, als ich vor zwei Jahren in Baden-Baden war, und das „Eicht“ der Hotelrechnung erblickte und bezahlte, berechnet, daß mich die Lecture von Kogebue's sämtlichen Werken, wenn ich sie nur bei der Beleuchtung der kostbaren Hotelbougies vornähme, auf fünfhundertundsiebzig Thaler zu stehen käme. Im heurigen Sommer insbesondere, in welchem die Monarchen alle auf Reisen waren, und die Gasthospreise in die Höhe getrieben hatten, war ich auf das Schlimmste gefaßt. Allerdings stand Graz als Zufluchtsort bureau- und kasernenmüder Pensionisten sonst im Rufe der Wohlfeilheit; aber ich wußte doch nicht, ob nicht vielleicht auch einige Regenten, von denen in jüngster Zeit so viele in Pension gegangen sind, sich nach dem steirischen Pensionöpel zurückgezogen hatten, um ihre landesväterlichen Renten zu verzehren und das Leben zu vertheuern.

Graz ist eine schöne Stadt, die Bewohner sind sehr wohlwollend und küssen den Kapuzinern, wenn diese auch keine Strümpfe tragen, die Hand. Die Fiafer sind nicht eigensinnig; auf dem Bahnhofe hörte ich, wie einer den Herrn, welcher ihm den verlangten Preis nicht zahlen wollte, „Esel“ nannte, und als dieser dagegen Einwendungen erhob, gar nicht den Versuch machte, seine erste Behauptung aufrecht zu halten, sondern denselben nachgiebig „Ochs“ titulierte. Die Klöster sind sehr wohlhabend, und wer das Gelübde der Armuth ablegt, ist für sein

ganzes Leben reichlich versorgt. Das Landvolk ist sehr religiös, nur an die direkten Steuern will es nicht glauben, so lange es keine „Ezekutionsmannschaft“ in's Haus bekommt. Außer den Kröpfen der Eingebornen bietet die Stadt noch manches Sehenswerthe, z. B. den Schloßberg, den Hilmerteich und die Offiziere der dortigen Garnison. Die letzteren werden insbesondere von der Grazer Damenwelt gern und häufig angeschaut.

Eine ganze pensionirte Walkalla Oesterreichs lebt in Graz, der Himmel hat aber glücklicherweise den Pensionsfonds in seinen Schutz genommen, denn es befindet sich nur ein sehr geringer Prozentsatz Unsterblichkeit in ihr. Unsterbliche Beamte? Vom fiskalischen Standpunkte aus schaudert man ja bereits, wenn man daran denkt, daß Tubalkain oder die anderen Herren aus dem alten Testamente, welche sich einer mehrhundertjährigen Lebensdauer erfreuten, österreichische Staatsbeamte gewesen und in Pension gegangen sein könnten. Für Unsterblichkeit hat das Pensionsgesetz keine Vorsorge getroffen.

Von Graz fuhr ich über Marburg nach Klagenfurt.

In Marburg, wo die Kärntnerische Bahn von der Südbahn sich abzweigt, wartet man eine Stunde auf die Abfahrt des Zuges nach Klagenfurt. Ich war schon daran, mir die Langweile des Wartens mit der „Grazer Tagespost“, die ich in Graz für den Fall der Noth eingesteckt hatte, zu vertreiben, als glücklicherweise ein sehr hübsches Mädchen mit einer älteren Dame, die auf den würdigen Namen Mutter hörte, in den Wartesaal eintrat. Die Damen nahmen Platz, und während die jüngere sich

daran machte, ein kleines Stilleben von Pflirsichen und Aprikosen, das sie in einem Tüchlein mit sich führte, zu lichten, versenkte die erfahrene Mutter „all' ihr Sehnen, all' ihr Denken“ in einen stillen Kalbschlegel.

Ich habe gefunden, daß Gespräche über das Essen sich auf Reisen sehr bewähren, und namentlich jungen Damen gegenüber, die mit Müttern reisen, auf's Beste empfohlen werden können, viel mehr als ein Gespräch über die schöne Gegend, mit dem man sonst Reise-Bekanntschaften einzuleiten pflegt, gegen welches aber halbwegs gereiste Mütter auf der Hut sind. Durch ein culinairisches Gespräch zeigt man sich der Mutter in dem schönsten Lichte eines gesezten Mannes mit ernstern Absichten, und durch die Kennerschaft, die man hierbei an den Tag legt, beruhigt man sie darüber, daß man kein romantischer Hungerleider ist, der von Primeln, Rosmarin und anderen Gemüsen zu leben gezwungen ist.

Der Mensch von Gefühl weiß aber dieses auch in eine gastronomische Plauderei zu legen, und durch die Küche den Weg in das Herz der Tochter zu finden. So habe ich auch diesmal, indem ich den Kalbschlegel der Mutter zu dem Ausgangspunkte eines Gesprächs machte, die angenehme Gesellschaft eines jungen, hübschen Mädchens genossen, und während ich in dem 666 Fuß langen Tunnel, welcher in das romantische Drauthal führt, der Mutter die Vorzüge der Wiener Mehlspeisen mit erhabener Stimme pries, war ich so glücklich, den Zeigefinger der Tochter heimlich an meine Lippen zu führen.

Das Drauthal ist wirklich schön, und ich glaube

nicht, daß irgend eine deutsche Eisenbahn durch so herrliche, amnuthige und groteske Landschaften zieht, wie die Kärntnerbahn. Die grünen Kuppeln der Schwanberger Alpen auf der einen, die grauen Felsenzacken der Karawanken auf der anderen Seite schließen das Thal, in welchem die Drau, hin und wieder durch das Zusießen eisenhaltiger Bäche dunkler gefärbt, ruhig dahinströmt. Zahlreich erheben sich die Schlösser kärntnerischer Ritter, aber sie sind jetzt nur noch landschaftliche Staffage, und das ärmste Bäuerlein braucht nicht mehr zu erzittern, wenn ihm die Zinnen derselben winken. Das Klappern der Mühlen und das Getöse der Hämmer, die aus der ferne herüberlärmten, geben Kunde von der fleißigen Arbeit des Volkes.

Sei getrost, das Auge des Steueramtes wacht über sie.

Die Fahrt von Marburg nach Klagenfurt währt fünf Stunden, aber das Auge ist fortwährend beschäftigt, so mannigfaltig wechselt das Bild, daß vor demselben vorüberzieht. Bis jetzt ist Kärnten nur wenig von Touristen besucht und auch der Koblenzer Anacharsis der Jüngere, Bäderer, behandelt es in stiefmütterlicher Weise. So lange nicht ein Engländer von irgend einem 7000 Fuß hohen Berg herunterfallen und den Hals brechen wird, ist keine Aussicht vorhanden, daß Kärnten in die Mode kommt.

II.

Bad Veldes, in Oberfrain, 14. August 1867.

„Haben diese Knochen nicht mehr zu unterhalten gekostet, als daß man Kegel mit ihnen spielt; meine thun mir weh, wenn ich daran denke.“ Ich bin mit der Post über den Loibl gefahren, habe am Fuße desselben, in Neumarkt, ein Mittagessen überstanden, und bin mit einem Einspänner hierher nach Veldes gestolpert. Uf, uf, sagen die Leute in den Lustspielen, wenn sie ihre Erschöpfung andeuten wollen.

Die Fahrt war ungeheuer romantisch, ich kam mich noch mit blauen Flecken darüber ausweisen! Wäre ich in Klagenfurt, wie es sich für einen verständigen Menschen geziemt, ruhig im Zimmer sitzen geblieben, und hätte dort die „Klagenfurter Zeitung“ gelesen, so wüßte ich ebenso gut Bescheid darüber, was in der Welt vorgeht. Aber ich bin auf dem Wörther See spazieren gefahren, bin in den Bergen herumgestiegen, und habe den berühmten slovenischen Agitator, den Schulmeister Pater Einspieler gesehen, und der Hochmuthsteufel ist mir in's

Herz gefahren, daß ich noch auf anderen grünen Seen rudern, noch tiefer in die Berge mich verlieren, noch mehr Slovenen erschauen wollte.

Jetzt habe ich das Alles zur Genüge: Wasser, Berge und Slovenen — die Welt ist hier mit Slovenen verschlagen.

Klagenfurt ist eine durch und durch deutsche Stadt; aber schon vor den Thoren derselben wird die Zunge schwer, und bringt nur noch slovenische Laute hervor. Das kärntnerische Slovenisch ist übrigens ganz und gar verschieden von dem krainerischen Slovenisch, und wenn der Slovener aus Kärnten den Slovener aus Krain nur schwer versteht, und umgekehrt, so ist doch Beiden das Hochslovenische, welches die Slovenissimi im Abgeordneten-hause sprechen, noch unverständlicher.

Wenn man die Verhältnisse hier kennt, begreift man dann leicht, weshalb jene Parteiführer für das Konkordat einstehen mußten. Ist es doch die Geistlichkeit in Kärnten und Krain, welche über alles Deutsche das Anathema ausgesprochen und die Bauern in den Slovenismus gehetzt hat. Die großen Slovenenführer hätten ohne die mächtige Beihilfe der Kirche nichts durchgesetzt, aber von der Kanzel herunter hat man gegen das Deutschthum gepredigt, und den Bauern, welche ihre Kinder nicht Deutsch lernen ließen, den Himmel, ja noch mehr, wohlfeiles Salz, versprochen. Wenn der Bauer begriffsstüchtig war und nicht glauben wollte, daß Deutsch und Satanas eins und dasselbe seien, der eine Beweis hat ihn immer überzeugt, daß ja das Steueramt deutsch sei.

Die Deutschen sind endlich doch nur freche Eindringlinge, denn die Windischen haben lange vorher, ehe noch ein deutsches Wort hier gesprochen wurde, das Land besessen, ja die Gailthaler rühmen sich, schon die Arrièregarde der Hunnen gebildet zu haben. Man muß zugeben, daß sie da ein gutes Stück Weg zurückgelegt haben, vom Nachtrab des Königs Egel bis zur Spitze der Zivilisation, an der sie jetzt marschiren. Diese historische Erinnerung dämmert freilich bei Einigen nur sehr schwach, und ein Wirth, den ich, um vielleicht interessante geschichtliche Aufschlüsse zu erhalten, fragte, ob er Attila kenne, besann sich eine Weile und meinte dann, es sei dieser, wenn er sich recht erinnere, Landesgerichtsrath in Klagenfurt gewesen.

Von Klagenfurt aus gelangt man längs des Kanals, welcher die Stadt mit dem Wörther See verbindet, in einer halben Stunde zu diesem. Wenn die Sonne im Scheiden war und in dem ruhigen Spiegel des Sees nur die längeren Schatten des Kirchleins Maria Loretto spielten, ließ ich mich von dem Fährmanne zum Maiernigg hinüberraufen und trank dort den sauren Kärntner Rothwein, den „Sittersdorfer“, welchen eine, wahrscheinlich von den Wirthen gedichtete Sage, mit dem Nimbus eines magenstärkenden Getränkes umgibt. Ich habe mich auch wohl in einen der Kähne, die am Ufer angebunden sind, hineingesetzt und den Seenigen die neuen Melodien aus Offenbachs „Großherzogin von Gerolstein“ vorgesungen: „Ach! wie schön ist's beim Militäre“ u. s. f., und das schöne Wassergeschlecht, welches dem zweifarbigen Tuche ebenso hold ist, wie das schwache Landgeschlecht, steckte dann den

Kopf aus dem Wasser, um besser zu hören — ich glaube wenigstens, daß es Niren waren, denn es könnten sonst nur Karpfen gewesen sein. In dem See liegt, wie ein „Gemischtwaaren-Händler“ in Klagenfurt zu mir ganz richtig bemerkte, eine Fülle von Poesie; ich weiß nicht, ob derselbe hierbei auch die k. k. Militär-Schwimmschule, welche sich im See befindet, einbezogen hat, sonst müßte ich diese Mittheilung ergänzen und hinzufügen, daß auch eine solche noch im See liegt.

Ich habe mich schwer von den 13,479 Einwohnern Klagenfurts und der hübschen Einwohnerin, die Kellnerin beim „Sandwirth“ ist, getrennt; aber die Post über den Loibl hat nur eine „bedingte Passagier-Aufnahme“, man muß sich sputen, wenn man hinüber will.

Ich hatte sentimentale Anfechtungen, als ich des Postwagens und des Schwagers mit den Gelbledernen auſichtig wurde. Ich erinnerte mich an die glücklichen Pfahlbautenzeiten meiner Jugend und setzte mich zu dem Ichthyosaurus auf den Bock. Und als dieser nun gar das Posthorn ansetzte, und die alte Schneckenmelodie hinaus-schmetterte, da wurde mein Herz weich, und im Ueberströmen des Gefühls reichte ich der alten Eidechse neben mir eine Kubazigarre. Der Postillon war ein Menschenkenner, obwohl er ein gebürtiger Steirer war, er merkte die konservative Richtung meiner Gedanken und fing an, von den guten alten Zeiten zu plaudern.

Er erzählte mir einfache Geschichten und Geschichten mit Vorspann, wie er unseren Kaiser Ferdinand und wie er Grafen und Fürsten gefahren hatte, und die Reise-

beschreibung endete immer mit einem harten Gegenstande, der in einem Papier eingewickelt war, und ihm in die Hand gedrückt wurde. Das war eine glückliche Zeit! Aber da fing man plötzlich an Schienen zu legen, statt der schmucken Postillons kamen die ruhigen Lokomotivführer an die Reihe und die Menschen wurden immer ungeduldiger und bauten immer mehr Eisenbahnen, die Poststraße, die mein armer Postillon befuhr, wurde immer kürzer, und die harten, in Papier eingewickelten Gegenstände immer seltener. Und als endlich die Lokomotive bis Triest und Venedig dampfte, da ging der arme Postillon nach Udine, und zehrte auf der dortigen Poststraße von seinen Erinnerungen. Nur einmal strahlte ihm noch das Glück, das war als der Großherzog von Toscana von seinen Völkern Abschied nahm, und er den Flüchtigen führen sollte. Damals zog er sein Feiertagsgewand an und blies so rein, wie er schon lange nicht geblasen hatte. Der Großherzog mochte wohl darauf nicht Acht haben, es drückten ihn schwere Sorgen, denn er führte zehn Wagen mit sich, die alle mit Silber bepackt waren. Der Postillon aber führte die Zügel mit sicherer Hand bergauf und bergab, und der Großherzog sah, daß ein österreichischer Postwagen nicht so leicht unwirft, wie ein italienischer Thron, und gab dem Postillon am Ende der Fahrt ein Trinkgeld von zehn Gulden in lauter Silberzwanzigern. Da schauten wieder einmal die Wirthe verwundert drein, und hatten wieder Respekt vor dem armen deutschen Postillon.

Wir fuhren die steile Hollenburger Straße herunter,

durch das Rosenthal über die hölzerne Draubrücke nach Unterbergen am Fuße des kleinen Loibl. Dort werden zwei Pferde vorgespannt, und ein neuer Postillon führt den Wagen. Der Steirer, der wieder zurück nach Klagenfurt sollte, setzte sich in's melancholische Wirthszimmer, ließ sich ein Seidel Wein geben und schlief ein. O Gott der Träume, schicke ihm ein gutes Trinkgeld! Sein Nachfolger trug keine Gelbledernen, keine hohen Stiefel und blies nicht; er ging verdrießlich neben dem Wagen einher und plauderte mit einem Bauer slovenisch. Die Straße wird immer steiler, senkt sich dann wieder und führt endlich den großen Loibl hinan. Zur Linken der Poststraße liegt Ferlach mit Eisenhämmern und Sensenwerken. Auch tüchtige Waffenschmiede sind in Ferlach zu Hause, und die Regierung läßt gegenwärtig Hinterladungsgewehre daselbst anfertigen.

Nur hin und wieder sieht man an der Straße eine Hütte, aber es wohnen doch etwa fünfhundert Menschen, arme Holzhauer und Wegbauer, auf dem Loibl, denen man jetzt auch eine Kirche hinaufgebaut hat. Nicht weit von dieser liegt ein kleines, schmutziges Wirthshaus, welches den Namen „Deutscher Peter“ führt. Kaiser Karl VI. soll nämlich, als er über den Loibl fuhr, in dem damaligen Wirth Peter den einzigen Deutschen auf dem Loibl gefunden haben. Ich war nicht so glücklich wie Kaiser Karl, und entdeckte in dem „Deutschen Peter“ einen übel gelaunten Slovenen. Der Postwagen kriecht nur noch weiter, so daß ich es vorzog, bis zur Paßhöhe zu Fuß zu gehen. Ich hatte diese lange vor dem Wagen

erreicht, und genoß oben eine prächtige Rundsicht in die Kärntner und Krainer Alpen. Die Straße, die nun bergab führt, steigt oft fast senkrecht hinunter, so daß das Fahren eigentlich ein fortwährendes Fallen ist.

Endlich nach siebenstündiger Fahrt erreichten wir Neumarkt; ein freundlicher Wirth empfing uns, hinter seinem philantropischen Lächeln aber lag ein hartgefotenes Rindfleisch und ein saurer Rother. Es ist dies der krainische Marwein, der dem kärntnerischen Sittersdorfer an Essiggehalt wenig nachgibt. Ich glaube, die Slovenen Kärntens und Krains verdanken diesen Rebenhügeln ihre große Virtuosität im Gesichterschneiden, welche als „melancholischer Gesichtsausdruck der Slaven“ in weiteren Kreisen bekannt ist. Ein Einspänner führte mich in drei Stunden durch das Vigaun nach Veldes, und als ich schlafen ging, wünschte mir die Kellnerin bereits lochke nuč.

III.

Bad Veldes, in Oberfrain, 21. August 1867.

Ein Narr, wer heutzutage auf Entdeckungen ausgeht! Ich habe mich darauf gefreut, daß ich Veldes erst entdecken würde, und habe schon eine Table d'hôte, eine Kaltwasser-Heilanstalt und einen Photographen hier vorgefunden. Die Table d'hôte und die Kaltwasser-Heilanstalt verfolgen den löblichen Zweck, die Abmagerung der Kurgäste herbeizuführen, und dem armen Photographen vererben sie dann nichts, als das kleine Stückchen Mensch, das sie übrig gelassen haben. Unter uns gesprochen, habe ich mich als eine Art Kultur-Missionär angesehen, und vielleicht war die Verfeinerung oberfrainerischer Sitten ein geheimer Zielpunkt meiner Bestrebungen. Lächerlich! Gleich am zweiten Tage meines Aufenthaltes in Veldes, da ich an den Ufern des Sees spazieren gehe, sehe ich vor mir einen Herrn in untadelhaften weißen Beinkleidern dahinwandeln. Ein anderer Spaziergänger eilt auf den Mann zu, und macht ihn in schonenden Ausdrücken auf einen Flecken aufmerksam, der das Lilienweiß der Hosen trübt. Der Gefleckte erschrickt

und ruft dann aus: „Also deshalb hat mich die Baronin heute so angeschaut!“ Wollen Sie da noch Sitten verfeinern, wo man durch Flecken auf den Beinkleidern die Aufmerksamkeit einer Baronin in so hohem Grade erregt?

Auch die Kulturmission befindet sich bereits in den besten Händen, denn ein Herr aus Graz, der mit seiner Gemalin das großstädtische Leben bei der Table d'hôte repräsentirt, schimpft auf die Rezensenten, welche keine Achtung vor der Kunst haben und den Mimen in Graz zu Leibe gehen.

Veldes ist erst in der Entwicklung begriffen, man ist hier auf eine größere Anzahl fremder Gäste noch nicht vorbereitet, und ich konnte daher, wie der unglückliche Gentleman in der „Zauberslöte“, der an alle Thüren klopft und überall mit einem „Zurück!“ empfangen wird, in keinem der drei Wirthshäuser, welche am See gelegen sind, ein Unterkommen finden. Ich mußte mich also bequemen, mein Glück in dem Dorfe, zu welchem eine schlechte, steinige und ziemlich steile Straße führt, zu versuchen. Aber auch in dem Dorfwirthshause waren alle Plätze vergriffen, und ich dachte schon mit Schrecken an eine herrliche Mondnacht am See, deren Genuß mir vielleicht von der Vorsehung zugedacht war, als ich glücklicherweise bei einem Dorfbewohner, welcher das Vermietthen von Zimmern als landwirthschaftliche Nebenbeschäftigung betreibt, einen Pfuhl für mein müdes Haupt fand. Ich will in keine nähere Beschreibung dieses Pfuhls eingehen, sondern nur bemerken, daß in mir beim Aufwachen der Verdacht rege wurde, als hätte ich die Nacht

auf einem Kornfelde zugebracht, über das man, um eine angenehme Täuschung zu erzielen, ein Leinentuch gebreitet hatte.

Um vier Uhr Morgens schon entwickelte ein kräftiger Haushahn seine unermüdliche Wirksamkeit und lockte mich aus den Federn. Ich sage absichtlich „federn“, denn der Hausherr nennt den Baum, welcher sich unter meinem Fenster befindet, „Garten“, und die Holzhütte, an welche sich drei gen Himmel strebende Bohnen lehnen, „Pavillon“; ich sehe daher nicht ein, warum ich mich nicht auch der Bildersprache bedienen und die Strohhalme, die mir gastfreundlich als Lager gedient hatten, dankbaren Gemüthes „federn“ nennen soll. Ich benützte die Morgenstunden zu einer Rundreise in meinem ziemlich großen Zimmer, in welchem man, um das Auge nicht durch die Einförmigkeit einer großen Fläche zu ermüden, eine bedeutende Anzahl von Schachteln und Körben aufgespeichert hatte. Auf einer Ruhebank lagen nachlässig hingestreckt acht Laib Brot. Aus dem Kasten schauten weibliche Kleidungsstücke hervor, und unter einem kleinen Tische standen Kinderschuhe, so daß Freunde des großstädtischen Lärms als Ersatz für diesen auf ein geräuschvolles slovenisches Familienleben rechnen durften. Auf dem Tischchen befand sich nur eine Glocke, an der zu meiner Ueberraschung der Klöppel fehlte. Die Zweckmäßigkeit dieser Verstümmelung lernte ich jedoch bald kennen, denn als ich darüber nachdenkend durch das Zimmer schritt, fingen unter meinen Schritten der Boden zu zittern und die Fensterscheiben zu klirren an, die Brotlaibe hüpfen

hin und her, die Flügel des Kastens öffneten sich, und die Kinderschuhe tanzten Menuet. Hätte man der Glocke nicht die Zunge ausgerissen, dieselbe würde bis an den jüngsten Tag geläutet haben. Ich befand mich offenbar in einem verzauberten Zimmer, aber ich hütete mich wohl, den Hausherrn hiervon zu verständigen, denn derselbe hätte in seiner hyperbolischen Ausdrucksweise behauptet, er habe mich in einen „Seenpalast“ einquartiert.

Das Mineralbad in Veldeß soll sich insbesondere bei Hautkrankheiten bewährt haben, ein Erfolg, der um so leichter zu erklären ist, als der ärztliche Leiter des Bades, bevor er unter die Hydropathen gegangen ist, längere Zeit unter den Rothgerbern gewelt hat und den reichen Schatz von Erfahrungen, welchen er bei der Therapie der Rindshäute gesammelt, nunmehr bei der Gerbung leidender Menschenhäute zu verwerthen im Stande ist.

Die Badegäste sind fast ausschließlich slovenischer Nation, und der appetitus socialis ist somit nur auf diese derbe Hausmannskost angewiesen. Aber Gott sei Dank, wer sich der Einsamkeit ergibt, der ist auch bald allein. Was kümmern die Hydropathie und ihre Wunder den Menschen, der mit heiler Haut hier ankommt; was scheren ihn Slovenen und ihr Schmerzensschrei? Vor ihm liegt der stille grüne See, der rings von Bergen umschlossen ist, ein Ruder Schlag führt ihn hinein, und er kann dann ungestört in die Berge schauen und so schön träumen, wie er will. Mitten im See liegt eine ganz kleine Insel mit Bäumen bewachsen, aus welchen ein Kirchlein heraus schaut. Hinter der Kirche stehen zwei Häuschen, das

Pfarrhaus und das Haus des Mefners, aber nur dieser wohnt auf der Insel.

Sonntag hat in dem Kirchlein im See ein Franziskaner, ein slovenisches Bauernkind aus dem Dorfe, Messe gelesen. Der Mönch hatte mich eingeladen, mit ihm überzufahren, und wir gingen am Ufer spazieren, bis der Mefner, der von der Insel nach der braunen Kutte auslugte, uns ersah, den Kahn losmachte und uns abholte. Eine hohe Stiege führt vom Insel-Ufer zum Kirchlein hinauf. Oben warteten bereits einige Bauern, und bald kamen auch Stadtleute herüber vom „Petran“, dem freudenreichen Wirthshause am See. Die Bauern knieten in den Bänken und buchstabirten ihre slovenischen Gebetbücher; die Damen falteten zwar die Hände, stellten aber offenbar ziemlich weltliche Betrachtungen an. In einer Nische kniete der alte blinde Geiger von Veldes und betete laut, inbrünstig den Rosenkranz mit Küffen bedeckend. Neben ihm spielte sein Führer, ein fünfjähriges lebensfrohes Bübchen, mit der Altardecke. Der Mefner ministrirte, aber er hatte die Bauerntracht, eine kurze, schwarze Hose, blaue Strümpfe und eine bis zur Hüfte reichende Jacke, auch für seine kirchlichen Funktionen beibehalten.

Als die Messe vorüber war, sah ich, wie Alles zu einem Stricke hindrängte, der von der Decke auf den Boden herunterhing, und schon früher meine Aufmerksamkeit erregt hatte. Mit diesem Stricke läutet man die „Wunschglocke“. Wer irgend einen Wunsch auf dem Herzen hat, gläubig zu dem heiligen Hansseile hintritt

und dieses zieht, bis die Glocke zu läuten beginnt, dem wird der delikateste Wunsch, dem er hierbei Ausdruck gibt, in Erfüllung gehen. Wenn Wallfahrer nach Veldes kommen, dann hört die Glocke nicht auf zu läuten, und mancher verwöhnte Stadtgast, den das Läuten nicht schlafen ließ, hat die Wunderglocke mitsamt Denen, die sie schwingen, zu allen Heiligen gewünscht. Ich sah selbst an jenem Sonntage, wie die Bauern und Bäuerinnen aus Leibeskräften läuteten, und wer weiß, wie viele kranke Kühe gesund, und wie viele gesunde Herzen krank an diesem Tage wurden. Auch die Stadtleute zogen am Seile, und ich nahm ebenfalls die Gelegenheit beim Schopfe und ließ die Wunschglocke ertönen — wenn das Silber-Agio nächstens um drei Prozent heruntergeht, werden Sie wissen, wem der Staat das zu verdanken hat. Ich habe mit einem geistlichen Herrn über diese Wunschglocke ein erbauliches Gespräch geführt; dieser glaubte aber meiner Weltlichkeit Zugeständnisse machen zu müssen und erklärte, daß das Läuten der Wunschglocke nur gegen Zahnschmerzen ersprießliche Dienste leiste. So kam es jetzt möglich sein, daß trotz meiner Anstrengungen nicht die Valuta-Kalamitäten gemildert werden, sondern nur ein hohler Zahn des Finanzministers in Folge meiner Verwendung in Veldes über Nacht von einem Schutzengel, dentiste, eine überirdische Plombe erhält.

Zu den Schrecken von Veldes gehören die Ferienreisen slovenischer Gymnasiasten dorthin — ich habe auch diese erlebt! Die „Studenten“ rauchten schlechte Zigarren und tranken das saure Veldezer Bier dazu, und als sie unwohl

wurden, begannen sie slovenische Lieder zu singen. Wenn diese Stimmen, welche in der goldenen Mittellage zwischen Sopran und Kagenjammer sich befanden, besonders laut erschallten, dann war dies ein Zeichen, daß die Herren vom Gymnasium sich soeben „an's Vaterland, an's theure“ angeschlossen hatten, und dasselbe im Gesange zu verherrlichen bemüht waren. Ein besonders schwungvoller Mann, dem Vernehmen nach ein Vertreter der ersten Bank in der Schule, stieg auf einen Stuhl und hielt eine Rede, in welcher er dem slovenischen Vaterlande das „Zeugniß der Reife“ ausstellte. Ich prophezeie, daß dieser O'Connell im „Visitkartenformat“, wie die Photographen vielleicht den Miniatur-Politiker nennen würden, in zwanzig Jahren, wenn der Himmel die slovenische Frage noch so lange am Leben und gesund erhält, in der Gegend zwischen Laibach und Krainburg eine Berühmtheit sein wird.

Abends wurde der See unruhig, da die Teilnehmer der nationalen Feier sich zu Schiffe begeben hatten, und daselbst den gefanglichen Theil ihrer Vaterlandsliebe fortsetzten. Sie hielten eine Flagge auf, welche sie extemporirt hatten, und die vor dieser tendentiösen Laufbahn bereits ziemlich lange unter einer Nase gedient hatte. Möge sie unverfehrt die Strapazen der Seereise überdauern!

IV.

Wurzen, 26. August 1867.

Ich habe seit einiger Zeit keine Zeitungen gelesen; hat vielleicht ein slovenisches Journal die Nachricht gebracht, daß die slovenische Sprache immer mehr Liebhaber findet, und hat es nicht etwa als Beweis hierfür angeführt, daß ein Wiener Feuilletonist eine Bildungsreise nach Krain angetreten und sich mit Eifer dem Studium der Landessprache ergibt? Wenn dies der Fall sein sollte, dann führen Sie, ich bitte, die Sache auf ihr richtiges Maß zurück. Ich habe allerdings von Veldes aus eine Fußreise durch slovenisches Gebiet unternommen, aber wenn nicht etwa das Bockfleisch, das man mir überall aufsticht, sich bei mir in Bildung umgesetzt hat, konnte doch von einer eigentlichen Bildungsreise nicht die Rede sein. Ich habe mir auch schöne Kenntnisse in der slovenischen Sprache erworben, aber dieselben beschränken sich doch hauptsächlich nur auf einige Ausdrücke „zur Fragestellung“, die ich mühsam erlernte, um Stege und Wege erfragen zu können. So weiß ich, wie „geradeaus“, „rechts“ und „links“ auf gut slovenisch heißen, und weil ich gerade von der Seite spreche, auf welcher sich bei halbwegs regelmäßig gebildeten Menschen

das Herz befindet, will ich lieber gleich gestehen, daß mir auch bekannt ist, wie die Slovenen „Liebe“ nennen. Liebe heißt „luba“, ich glaube aber, daß man unter luba auch „Eierspeise mit Speck“ versteht, denn als ich zu der etwas älteren Wirthin in Kronau, welche mir nur Wein und Brot vorsetzte, seufzend: luba sagte, lächelte sie, und brachte mir nach einer Weile die vorhin erwähnte nahrhafte Nahrung.

Ich habe auf dieser Fußwanderung den Terglou in seiner imposanten Pracht gesehen, ich habe die Save verfolgt bis zu ihrem Ursprunge in dem schauerlich grotesken Planigathale, wo sie von einem 400 Fuß hohen Felsen tosend herunterstürzt, und habe die herrlichen Weisenselsen am Fuße des Mangart geschaut, die geheimnißvoll mitten im Walde liegen, und in deren tiefgrüne Wässer die rauhen Felsen des Mangart trotzig hineinstarren. Einsam und verlassen sind die Wege, die von Wurzen in die beiden Thäler hineinführen, und nur manchesmal will man hier ein geisterhaftes „beautiful“ gehört haben, das ein Berggnom, der in seiner Jugend Albion bereist hat, oder der Master, der auf der Post zu Wurzen schon drei Wochen mit offenem Munde dasitz, geflüstert haben mag. Der Weg in das Planigathal führt aufsteigend durch Wiese und Wald, aber der Boden wird immer rauher, der Fuß tritt nur noch auf Steingerölle, die weißen Kalkfelsen rücken immer näher zusammen und die Luft wird kalt, denn die heißen Sonnenstrahlen finden nirgends mehr Zutritt. Plötzlich hört man zur Rechten das Rauschen der Save, die aus einem Felsenloch hoch oben herunterstürzt. Aber kein Weg führt hier weiter, senkrecht erheben sich am Ende des Thales

die hohen Kalkfelsen, in deren Höhlungen fast bis zum Fuße herunter Schnee liegt, und sperren das Thal.

Dort steht auch eine niedrige Holzhütte, wo Hirten, welche die Schafe in den Bergtriften auf die Sommerweide führen, süßen Käse bereiten. Die Hütte war von Rauch erfüllt, und drei erbärmlich aussehende Gestalten standen um einen großen Kessel herum, in welchem sie Schafmilch sotten. Von Zeit zu Zeit steckte einer einen riesigen Holzlöffel in das Gebräu, und reichte ihn, nachdem er den Schaum, den er herausgefischt, gierig verzehrt hatte, den Genossen zu gleicher Labung. Sterz mit Schafmilch ist die einzige Nahrung dieser Schäfer, und nur selten, wenn ein Schaf auf den Felsen einen Fehltritt thut und in die Tiefe stürzt, kommt der Festtag, an dem sie Fleisch genießen. Nachdem mich die Drei lange genug angestarrt hatten, schleppte einer einen großen Laib Schafkäse herbei, der einen halben Zentner schwer sein mochte, und richtete an mich das höfliche Ersuchen, denselben zu kaufen, und als Erinnerung an das Planitzthal mitzunehmen. Vergebens suchte ich den Umstand geltend zu machen, daß unter meinen näheren Freunden keiner sich mit dem Käsehandel befasse, und daß ich daher für diesen Denkkäse in der Heimat keine Verwendung wüßte. Vergebens wies ich darauf hin, daß ein Tourist allerdings auf Strapazen gefaßt sein müsse, daß es aber bei einem solchen geradezu als leichtsinnig bezeichnet werden müßte, wenn er außer seinem anderweitigen Gepäck noch einen fünfzig Pfund schweren Laib Käse durch die schönen Gegenden schleppte. Noch vergeblicher war meine Betonung des

kosmetischen Moments. Ich nahm endlich, da die Logik keinen Eindruck auf die Käse-Erzeuger machte, meine Zuflucht zur ultima ratio der Touristen, zur Scheidemünze, und erst dieses Argument wirkte auf die naiven Naturföhne.

Reizender ist die Wanderung in das Schlitgathal zu den Weigenfelseen, welche durch dichten Wald führt, bis vor dem überraschten Wanderer plötzlich der erste grüne See liegt, von dem man in zehn Minuten zu dem kleineren zweiten See gelangt. Nur eine kleine Fischerhütte steht an den Ufern des ersten Sees, sonst sind keine Spuren menschlicher Ansiedlung hier zu finden. Auch das Schlitgathal schließen weiße hochaufragende Kalkfelsen, welche den Weg versperren. Ich hatte außer den Schäfern im Planigathale keine menschliche Seele getroffen, und konnte keine ersehen, wohin ich auch blickte. Vergebens blieb ich zu wiederholten Malen stehen und rief mit lauter Stimme: Ich habe etwas Steuerbares bei mir! um wieder in ein holdes Menschenangeficht zu schauen — ach, nicht einmal Steuereinnehmer wohnen hier, so groß ist die Verlassenheit der Thäler des Mangart.

Den Weg nach Wurzen zurück nahm ich durch den kleinen Ort Weigenfels, den mir schon in der Ferne lautes Hämmern und das Geräusch der Mühlen verrieth. In Weigenfels befindet sich eine Sensengewerkschaft und der Ort wird nur von den Arbeitern und Werkführern dieser Gewerkschaft bewohnt. Das kleine Wirthshaus sorgt für die Bedürfnisse der Arbeiterbevölkerung, aber ich hatte leider die Speisestunde schon versäumt und erhielt nur noch Wein und Brot. Auch ein Fremder hielt sich, wie mir

die Kellnerin erzählte, in Weisensfels auf, derselbe schien aber, wie sie hinzufügte, „nicht recht geschaidt“ zu sein, denn er ging jeden Tag zu den Seen und malte dort. Mich hielt die Kellnerin schon für geschaidter, denn nachdem wir eine Weile geplaudert hatten, fragte sie mich, ob ich nicht ein Schlossermeister sei? Ja, eine Odyssee in Krain verändert den Menschen oft wunderbar!

Ich weiß nicht mehr, wie es kam, aber unser Gespräch hatte plötzlich eine sentimentale Wendung genommen, ich glaube, wir hatten über traurige Dinge gesprochen; die Kellnerin hatte mir, wenn ich mich recht entsinne, von einer Jugendliebe erzählt und ich hatte erklärt, daß ich meine Zechen bezahlen wolle. Sie hieß mich eine Weile warten, blätterte in einem Gebetbuche und kramte endlich ihre Photographie aus, die sie mir mit verschämtem Lächeln vorwies. Es war eine Photographie, wie man sich eine solche im Sommer nicht besser wünschen kann; mit Ausnahme der Nase war die ganze Gestalt in schwarze Schatten gehüllt.

„Haben Sie so geschickte Photographen hier“, rief ich aus, „Sie sehen ja auf der Photographie aus, als wenn Sie sich im letzten Grade der Verbrennung befunden hätten.“

Die Kellnerin hielt diese Bemerkung für ein Kompliment, welches ich der Geschicklichkeit des Photographen machte.

„O, der Photograph ist nicht hier,“ erwiderte sie, „der ist in der Stadt. Die vornehmsten Leute aus der Stadt lassen sich bei ihm photographiren, auch die hat er gemacht.“

Dabei langte sie geheimnißvoll unter die Schürze und

309, sich ängstlich umsehend, eine Photographie hervor. Nach der Heimlichkeit der Kellnerin glaubte ich schon, es handle sich um eines jener Bilder, die in den Jahrmarktsbuden nur gegen ein „Etradouceur“ gezeigt werden, und in welchem man dann nichts als eine stark heruntergekommene Venus zu sehen bekommt. Die Photographie aber war noch weit ungefährlicher, denn sie zeigte nur eine häßliche Dame in etwas verwahrloster Toilette.

„Das ist Alles“, sagte ich, „warum thun Sie denn so geheimnißvoll?“

„Die Wirthin“, flüsterte die Kellnerin, „darf das Bild nicht bei mir sehen, es ist die Komödiantin aus der Stadt, der alle Herren den Hof machen.“

Unter „Stadt“ verstand sie den Marktflecken Carvis, der eine Stunde von Weisensfels entfernt ist.

Auf dem Wege nach Würzen sieht man auch die Wallfahrtskapelle schimmern, welche hoch oben auf dem über 5600 Fuß hohen Euschariberge errichtet wurde. Ich weiß nicht, welche Wunder die theologische quantitative Analyse hier ergeben hat, aber so viel ist mir bekannt, daß diese Kapelle die besuchteste des ganzen Landes ist. Ich begegnete auch wallfahrtenden alten Weibern, welche die beschwerliche Bergpartie vorhatten, und laut betend einherzogen. Der Himmel gebe, daß sie den Himmel nicht um Regen bitten, denn ich brauche noch schöne, sonnige Tage!

Politische Dichtung.

September 1867.

Ich habe von meinen Wanderungen in Kärnten und Krain den Lesern in Reisebriefen erzählt; ich habe von den Leiden berichtet, die mit einem solchen Studium der Naturgeschichte des slovenischen Volkes verbunden sind, und von dem kargen Ausmaße der Freuden, das mir während dieser Tage beschieden war. Ich weiß es wohl, die Zeit der „Reisebriefe“ ist vorüber, und keinem Feuilletonisten ist mehr das herrliche Los beschieden, das Othello in den Schoß fiel, der mit der Erzählung seiner touristischen Erlebnisse das Herz der schönen Desdemona berückte, die selbst seinen Aufschneidereien Glauben schenkte, wenn er von „Leuten, deren Kopf hervorstößt unter'm Arm“, zu fabeln wagte. Ach, in den höheren Töchterschulen unserer Zeit lernen die Desdemonen alle anständigen Wissenschaften, und von der Anatomie wenigstens so viel, um zu wissen, daß sie den Verstand und den Schnurrbart nicht unter der Achsel zu suchen haben; die fromm-naive Gläubigkeit von früher ist ihnen, seitdem sie vom Baume der Pensionats-Erkenntniß genascht, verloren gegangen; sie glauben den Wundergeschichten keines Schwarzen mehr, den Katecheten ausgenommen; und ich bin überzeugt, jedes Backfischchen würde mich auslachen,

wenn ich mir beikommen ließe, ihm weiszumachen, daß den Slovenen der Kopf unter dem Arm hervorstößt. Nein, liebes Kind, wenn die Slovenen auch ihren Kopf aufsetzen, so können sie ihn deshalb doch nicht unter den Arm nehmen, und das ist es ja eben, was das Verständniß der Nationalitäten-Frage so erschwert, das macht den Schmerzensschrei der Slovenen so schwer begreiflich, daß sie Hunger und Durst haben, und Steuern zahlen, wie wir Anderen, und daß ihnen sogar der Kopf auf den Schultern sitzt wie uns.

So will ich denn nun wieder an der „schönen blauen Donau“ spazieren gehen, wie der Herr Hofkapellmeister Johann Strauß die schleichenden Sumpfwässer des Donaukanals in seinem neuesten Walzer mit feiner Ironie genannt hat, ich will mich wieder des weltstädtischen Lebens freuen, und wenn auch die todte Saison noch nicht aufstanden ist, mit dem Wenigen vorlieb nehmen, das sie bietet. Ich kann mich wahrhaftig ein Glückskind nennen, es hat während meiner Reise an keinem einzigen Tage geregnet, und kaum daß ich zurückkehre, brechen Diebe bei der Post ein und stehlen 16,000 Gulden. Hätte ich Pech, die Diebe würden im Finanzministerium eingebrochen haben, und da sie in den eisernen Kassen dasselbst nichts gefunden hätten, als Anlehens-Projekte, vom Alerar ausgelacht worden sein, und das Feuilletton wäre um ein Ereigniß ärmer.

In der Musik, in der Cholera und im Defraudationswesen können wir uns kühn mit jeder anderen Großstadt messen, namentlich hat aber die Diebschlaueheit so

große Fortschritte gemacht, daß man wohl darüber nachdenken darf, ob nicht das „laissez faire, laissez aller“ der Regierung, welches hier so schöne Früchte trägt, auch auf anderen Gebieten gleich ersprießliche Erfolge ergäbe. Unsere Diebe sind kluge, ruhige Leute, die still und zurückgezogen leben; sie kümmern sich nicht um Politik, und wissen, daß sich dann auch die Polizei nicht um sie kümmert; sie stören durch ihr behutsames Auftreten nicht die öffentliche Ruhe; sie befassen sich nicht mit der Journalistik, und reizen daher nicht zu „Haß und Verachtung“ auf; sie versammeln sich nicht in so großer Anzahl, daß das Vereinsgesetz daran Anstoß nehmen könnte; sie gehen auch in die Kirche, wenn dieselbe von einem anständigen Publikum, dem man gefüllte Brieffaschen zumuthen kann, besucht wird, und erregen daher nie den Verdacht der Bezirksvorsteher, als hätten sie keinen Beichtzettel; sie folgen den Weisungen der Behörden, und wenn auf einer Thür geschrieben steht: „Fremden ist hier der Eintritt verboten“, so nehmen sie ihren Weg durch den Schornstein.

Ich kann übrigens nicht umhin, zu gestehen, daß in mir der Verdacht rege geworden ist, als wenn unsere Diebe dennoch der Politik nicht so fremd wären, wie es der Polizei scheint, und daß diese daher gut daran thäte, der Wirksamkeit derselben größere Aufmerksamkeit zuzuwenden, als bisher. Ich will mich kurz fassen, mir erscheinen die großartigen Diebstähle, welche in Wien seit einiger Zeit von sich reden machen, ganz einfach als — politische Umtriebe.

Dieser geheimen politischen Vehme schien die neue Ausrüstung unserer Armee zu langsam vorwärts zu gehen, und sie stahl, wie man weiß, neulich im Arsenal so viel sie von der alten habhaft werden konnte, ebenso entwendete sie vor Kurzem im Hinblick auf den letzten Feldzug eine Generalstabskarte, um vielleicht dadurch die Militärleitung zu einem neuen, sorgfältigeren Studium des möglichen künftigen Kriegsschauplatzes zu veranlassen, sie hat ferner vor einigen Tagen einen hohen General seiner vielen Orden beraubt, um denselben zu zwingen, sich neue zu erwerben, und da man über die bureaukratische Langsamkeit Beschwerde führt, legt sie sich wieder in's Mittel, indem sie die Post bestiehlt, und man muß wirklich gestehen, daß die Geldsendungen nie so schnell befördert wurden, wie diesmal durch die Diebe.

Man sagt, die Abschaffung des Konkordats sei nur noch eine Frage der Zeit, ich wünschte, der Reichsrath würde sich in dieser Frage mehr spüten, sonst erleben wir die Schande, und lesen in der Zeitung, daß dieser unselige Vertrag durch freche Diebe entwendet worden sei. Trotz unserer finanziellen Bedrängniß müssen wir dann vielleicht in ähnlicher Weise, wie es die Polizei bei dem Diebstahle im Postgebäude that, einen Betrag von 500 Gulden Demjenigen versprechen, der uns das Konkordat wiederbringt, damit wir es vernichten können. Glücklicherweise haben einsichtsvolle Männer, wie ich gelesen habe, bereits angefangen, die Kirchengüter zu verüßern, sonst wären unsere rothwälschen Jakobiner im Stande und nähmen auch die Lösung der Kirchengüter-Frage in die Hand.

Die Donauregulirung.

1867.

Ueber die Nothwendigkeit der Donauregulirung herrscht nur Eine Stimme! Doch nein, strategische Dilettanten, welche die Errichtung einer chinesischen Mauer um Wien durch den geraden Lauf der Donau für gefährdet halten; Kanalräumer, welche durch das Verschwinden der Donaukanalpfütze ihre Existenz und somit das Heil der Welt bedroht sehen; Melancholiker, welche in der Betrachtung der Sisyphusarbeit des Baggerschiffleins im Donaukanale für ihre Schwermuth Nahrung finden, und endlich Herr Ministerialrath v. Pasetti, nach dessen Ansicht die Donau schon längst regulirt ist, wollen von einer Aenderung des gegenwärtigen Laufes der Donau nichts wissen. Selbstverständlich reihen sich hier noch die allezeit Conservativen an, die Ueberzeugungszöpfe, welche, jeder Aenderung zu Land und zu Wasser abhold, über jene Neuerer die Achsel zucken, die plötzlich von dem Kaiserwasser etwas Anderes als Sand, und von dem Donaukanale etwas Besseres als Miasmen

verlangen. Wie? Wien verlangt die Regulirung der Donau und es hat noch nicht einmal einen Porzellanthurm wie Nanjing, die Hauptstadt der chinesischen Provinz Kiang-su! Die mäandrischen Windungen, in welchen die Donau von Nuszdorf an sich dahin schlängelt, die Auen, Sandbänke und Schlammreservoirs, welche sie bildet, und selbst jene Brücke, deren weltgeschichtliche Bedeutung die Verbindung von Nord- und Süd-Europa sein soll, die aber der Volksmund mit rührender Naturwahrheit „die schlamperte“ getauft hat, sind zu malerisch, interessant und stimmunggebend, als daß wir sie leicht hin aufgeben könnten.

Was geht uns die Erleichterung der Schiffahrt an, was liegt uns an den paar lumpigen Millionen, welche wir jetzt für Zu- und Abfuhrkosten beim Gütertransporte jährlich hinauswerfen, was haben wir davon, wenn die Donaudampfschiffahrt-Gesellschaft, die gegenwärtig zwei Landungsplätze bei Nuszdorf und den Kaisermühlen haben muß, nach der Regulirung nur eine Landungsstation in der Nähe der Stadt brauchte; was kümmert uns die Anlage von Entrepots oder Docks; und die Ueberschwemmungsgefahr, ist diese wirklich in Betracht zu ziehen in einer Zeit der — Trichinen? Wie, ihr wollt die Donau der Stadt näher legen, etwa gar den Wurstsprater von ihr durchschneiden lassen, und der steuerzahlende Bürger soll Gefahr laufen, wenn er hier Erholung von des Tages Mühen gesucht hat, in den Strom zu fallen und in den Pontus Euxinus zu schwimmen! Soll es Wien hindern, sich zu einer Weltstadt emporzuschwingen, weil

es statt an einem Strome an einem Sumpfe liegt; fliegt denn nicht auch Trygaios in der Komödie des Aristophanes auf einem Mistkäfer zur Wohnung des Zeus empor?

Doch wir wollen nicht all den Gründen nachspüren, aus welchen die Donauregulirung durch fünfzig Jahre, denn so lange steht diese Frage auf dem Tapet, verzögert worden ist; wir wollen nicht nachforschen, warum seit dem Jahre 1850, da eine eigene Ministerial-Kommission zur Regulirung der Donau berufen wurde, bisher nichts geschehen ist, warum nach siebzehnjährigem Berathen, Kommissioniren, Ventiliren und Inerwägungziehen bis zum heutigen Tage nichts geschehen ist, da doch der beschränkteste Verstand, der doch meint: Oesterreich über Alles, wenn es nur Hinterlader will! von der Nothwendigkeit der Regulirung bereits durchdrungen ist.

Es wird wohl Niemand so unbillig sein zu verlangen, daß wir so rasch vorwärts gehen sollen wie die Amerikaner, Engländer oder Franzosen, welche letzteren jetzt toll genug sind, die Seine derart reguliren zu wollen, daß Schiffe vom atlantischen Ozean direkt bis vor die Fenster der Pariser fahren können, und welche diesen Wahwitz vielleicht schon in Szene gesetzt haben, während unsere Fachmänner sich noch den Kopf darüber zerbrechen werden, wo das „Schüttelbad“ der Zukunft denn am zweckmäßigsten stehen könnte. Nein, nein, wir sind Feinde der Ueberstürzung und vollkommen einverstanden damit, wenn man bei Lösung der Donauregulirungsfrage, die freilich eine Lebensfrage für Wien ist, nur immer ruhig Blut

bewahrt. Aber sollte es denn die Regierung nicht doch für zweckmäßig halten, ihre Meinung über diese so wichtige Angelegenheit laut werden zu lassen und uns wenigstens darüber zu beruhigen, daß die Sache nicht wieder vertagt oder gar völlig eingeschlafen ist?

Es ist noch nicht lange her, daß wir es mit Genugthuung gelesen haben, wie Herr Prange bei Abschließung des englisch-österreichischen Handelsvertrages in der General-Versammlung der Liverpooler Handelskammer Sr. Excellenz den Freiherrn v. Wüllerstorff den „erleuchteten und energischen“ Handelsminister genannt hat, welcher bereit sei, der in Oesterreich „herrschenden Stagnation ein Ende zu machen“. Nun man sollte glauben, die Frage der Donauregulirung sei ein solches herrliches Muster herrschender Stagnation, der ein Ende zu machen unser „erleuchteter und energischer“ Handelsminister sich freuen sollte. Wohl haben bisher die Zeitungen immer getreulich berichtet, wie der Herr Handelsminister neuerdings eine Deputation, welche sich wegen der Regulirung der Donau an ihn gewendet, huldvoll empfangen und ihr die Versicherung gegeben habe, daß ihm diese Angelegenheit sehr am Herzen liege. Wir haben jede solche Antwort als einen Beweis der „Erleuchtung“ Sr. Excellenz angesehen, sollte es nicht vielleicht an der Zeit sein, wenn Herr v. Wüllerstorff uns auch einmal einen kleinen Beweis seiner „Energie“ gäbe und die Donauregulirung wirklich in Angriff nähme?

Herr Wolfgang Menzel und Oesterreichs innerer Verfall.

1867.

„Der deutsche Krieg im Jahre 1866 in seinen Ursachen, seinem Verlauf und seinen nächsten Folgen“, so nennt Wolfgang Menzel sein neuestes, zwei Bände umfassendes geschichtliches Werk, dessen erste Lieferung vor Kurzem erschienen ist. Wenn man nach dieser ersten Lieferung, welche die Ursachen des traurigen Bruderkrieges erörtert, schließen darf, wird weniger die historische als die grobianische Literatur dem Verfasser eine Bereicherung zu verdanken haben; aber nein, auch die grobianische nicht. Die Grobheit des Herrn Menzel hat sich nicht entwickelt, sie ist die alte geblieben, denn er schimpft auf Advokaten, Zeitungsschreiber, Juden, Franzosen und Liberale in denselben Ausdrücken, die er vor vierzig Jahren gebraucht hat, als man noch im Postwagen fuhr — die Wunder des Dampfes sind an ihm spurlos vorübergegangen! Er sagt den Advokaten immer noch nach, daß sie das Volk beschwägen, und der periodischen Presse, daß sie sich in den „unreinste[n] Händen“ befinde; die

Juden bewuchern wie in den schönsten Tagen des Herrn Menzel Volk und Regierung; er frißt die Franzosen nach den alten Ragoutrezepten; und die Liberalen sind wie früher „ganz dumme zweckessende Gewohnheitschreier.“ Es wäre Blasphemie, die Grobheit des Herrn Menzel eine göttliche nennen zu wollen, sie ist so verschieden von dieser, wie ein Artikel der „historisch-politischen Blätter“ von dem Anti-Göthe, und wie eine Polemik in der „Augsburger Postzeitung“ von einer Streitschrift Hutten's; ja jede Kirchenzeitung ist heute schon fortgeschrittener grob als Herr Menzel.

Kirchlich und politisch ein hartgesottener Reaktionsär, glaubt Herr Menzel noch immer, ein guter deutscher Patriot sein zu können, oder richtiger ein Monopol auf den Deutschpatriotismus zu besitzen; aber der Patriotismus ist nicht Ueberzeugung, er ist nur eine fixe Idee bei ihm. Es erregt fast Mitleiden zu sehen, wie der nun bald siebenzigjährige Mann seine politischen und kirchlichen Rückschritts-Phantasien eigenjünnig ausspiunt und dabei glaubt, den Fortschritt, welchen Deutschland gemacht hat, begreifen zu können. Er schildert, nachdem er im ersten Buche das alte System Oesterreichs und den Bundestag besprochen, im zweiten Buche „Oesterreichs inneren Verfall“, er findet aber „die Wurzel alles Unheils“ nicht nur in der Vernachlässigung des deutschen Volkselements, sondern auch darin, daß dem Reiche nicht der „katholische Charakter“ bewahrt wurde, daß die Kirche „Magd des Staates“ blieb, daß man es selbst unterließ, der Akademie der Wissenschaften in Wien „einen spezifisch katholischen Geist

einzuhauchen“. Armes Oesterreich, dessen Loos es von jeher war, verkannt zu werden, du besitzest ein Konkordat und hast der Kirche den Ehrenplatz im Staate eingeräumt, du hast Gott gegeben, was des Kaisers ist; an der Wiege, an dem Brautbette und selbst noch am Sarge des Oesterreichers steht die kirchliche Mahnerin und macht ihren Vertrag geltend und Herr Menzel weiß nichts von diesem Konkordat; er erwähnt es nicht einmal, er schweigt die schweren Opfer, welche Du der Kirche gebracht hast, todt, und sucht Dich anzuweisen, der Verläumder, obwohl Du Dich jeden Augenblick schwarz waschen kannst vor der Welt!

Nur in einem so verfallenden Staate wie in Oesterreich, in einem Staate, welcher so seinen katholischen Charakter verleugnet, konnte das Protestanten-Gesetz erlassen werden, konnten die Grundsätze der Toleranz zur Geltung zu kommen suchen. Auffallend ist es, daß Herr Menzel stets das sogenannte Protestanten-Gesetz und die sogenannte Toleranz schreibt, während es ihm doch niemals beifällt, von sogenannten Turnern, oder von einem sogenannten Patriotismus zu sprechen. Es scheint, daß diese Buchstaben „f. g.“ vor den gottlosen Worten Protestanten-Gesetz und Toleranz eine Art Drudenfuß sind, mit welchem Herr Menzel den Teufel bannt, wenn er von dessen Schöpfungen spricht. Das Protestanten-Gesetz „schmeichelte nur den Liberalen und dem Unglauben“, und der Tiroler Landtag zeigte die edlen Gefühle, welche ihn beseelten, wenn er dies Gesetz in seiner Adresse „den Pesthauch der schlechten Zeit“ nannte. Es ist uns nicht

mehr erinnerlich, was der Tiroler Abgeordnete Dr. Fischer im Reichsrathe über diese Adresse sprach, aber der vor- malige Statthalter von Oberösterreich wird jedenfalls in seiner Rede dem Pesthauche verwandte Bezeichnungen für das Protestanten-Gesetz gebraucht haben, da Menzel anerkennend hervorhebt, daß er „in demselben Sinne ernste und schöne Worte sprach“. Herr Menzel ist ent- zückt von den glaubenseinheitlichen Tirolern, „welche die Sündfluth von sich abwehrten, die unter dem schönen Namen der Toleranz zum dritten Male gegen ihre Berge heranwogte. Denn hinter der s. g. Toleranz verbirgt sich der wüthendste Haß gegen die alte Kirche, die Ver- läumdung und Verhöhnung ihrer Priester, die Auflockerung altehrwürdiger Sitte und die Vergiftung des Volksgeistes durch die schlechte Presse.“ Für die Tiroler Ziegenmelker mag diese Erläuterung der sogenannten Toleranz hin- gehen, wir rathen aber keinem tirolischen Missions-Pre- digen, den Rothhäuten gegenüber davon Gebrauch zu machen, wenn ihm sein Skalp halbwegs lieb ist. Was soll übrigens mit solchen Kapuzinerspäßen, die der Papagei Menzel nur nachplappert, erzielt werden? Wollen die Vorkämpfer der Glaubenseinheit wieder den Religions- krieg in Deutschland entfachen, damit noch mehr Leben „in die Bude“ kommt? Oder wagen sie nur für Tirol die „Einheit in Glauben, Sitte und Tracht“, wie es in der Geschäftssprache der Tiroler Seligmacher heißt, zu begehren, weil dort die Bewohner noch — nein, lassen wir die Psychologie, weil dort die Berge noch hoch genug sind?

Wirklich überrascht hat uns, daß Herr Menzel die österreichische Finanzwirthschaft gar keiner Berücksichtigung werth hält, obgleich hier ein Grobian aus Temperament hinlänglich Gelegenheit zur Erleichterung seiner Gefühle finden könnte. Der Gibbon Oesterreichs spricht nur vorübergehend von „Papierfetzen“, und erzählt, daß in Kroatien „der edle Ban Jellacic aus Kummer sterben mußte“, weil die Eichen, ohne die das Volk „seine Schweine nicht füttern kann“, besteuert wurden, eine Bemerkung, die weder als finanzgeschichtliche Thatsache, noch als Epitaph weitere Verwendung finden dürfte. Herr Menzel erwähnt wohl auch noch, daß „am 9. Oktober 1865 Herr v. Wüllerstorff das sorgenvolle Ministerium der Finanzen übernahm, und nach vieler Mühe ein neues Anlehen von 90 Millionen in Paris zu Stande brachte“, allein Herr v. Wüllerstorff hat, so weit wir unterrichtet sind, wohl das sorgenvolle Ministerium für Handel und Volkswirthschaft, niemals aber das sorgenvolle Ministerium der Finanzen übernommen. Ein Geschichtschreiber, der selbst so liederlich wirthschaftet, thut freilich am besten, einer Beurtheilung unserer Finanzwirthschaft vorsichtig aus dem Wege zu gehen. Weil wir aber schon einmal die Autorität des Herrn Menzel in so wichtigen Dingen zu bestreiten wagen, so sei es uns auch gestattet, gleich hier unsere bescheidenen Zweifel in die Verlässlichkeit des Herrn Menzel in einer anderen, weit delikateren Angelegenheit auszusprechen. Unser Historiker spricht nämlich davon, daß die Wiener durch ihre Gemüthlichkeit selbst an dem Troße der Ungarn Schuld getragen, und ruft

bei dieser Gelegenheit aus: „Wie viele Wiener Damen verliebten sich in wie viele ungarische Dichter!“ Sollte es nicht richtiger statt „Dichter“ „Husaren“ heißen?

Während Oesterreich innerlich verfiel und seinen deutschen Beruf nicht erkannte, wuchs die Bedeutung Preußens für Deutschland immer mehr, und hiervon handelt das dritte Buch der Menzel'schen Geschichte. Herr Menzel zeigt uns, wie auch Preußen einem inneren Verfall günstige Chancen geboten hätte, wie auch die preußische Presse in den Händen der Juden war, wie selbst Humboldt mit den Juden „koffettirte“, und Lachmann das Christenthum negirte, wie das „zu christlicher Bestimmung zurückgekehrte Ministerium Eichhorn“ verhöhnt wurde, und „die Frechheit, mit welcher Ruge, Bruno Bauer, die Deutschkatholiken, die Lichtfreunde, die Protestmänner auftreten durften.“ Allein glücklicher Weise „erstarkte gegen diese Sündfluth die christliche Reaction immer mehr“ und fand eine Stütze in der Kreuzzeitungs-Partei, „welche nicht leiden will, daß ein eitler Professor, den der Staat bezahlt, ein französisch zugeschulter Advokat, ein ganz dummer, zweckessender Gewohnheitsschreier, oder gar ein frecher und boshafter Jude statt des Königs den Staat regieren wollen.“ Diese Partei „vertritt das edelste Volkselement in Preußen“. „Hier ist der Kern des preußischen Volkes zu suchen, noch nicht zerfressen von Advokaten, Zeitungsschreibern und Juden.“

Doch brechen wir ab, unsere Aufgabe ist lange erschöpft. Wir wollen nur zeigen, worin für Herrn Menzel die Ursachen liegen, daß Oesterreich so „madenfräßig“ ist,

um ein Epitheton, mit welchem unser Reichshistoriograph, Hofrath Hurter, so gerne Frankreich zierte, wieder zur Geltung zu bringen. Wie die Geistlichkeit in Italien nach der schwarzen Pest die gedrückte Stimmung und die Zerknirschung des Volkes für ihre Zwecke zu benützen wußte, so haben unsere Mucker nach dem großen Bruderkriege, da kaum noch die Todten begraben sind, nichts Eiligeres zu thun, als ihr Proffitchen im Trauerhause zu suchen und den Leidtragenden ihre albernen Traktätlein in die Hand zu drücken.

Das zweite Parterre.

1867.

Wieder ist ein Stück von einem „Stück Alt-Wien“ abgebröckelt worden. Das zweite Parterre des Burgtheaters hat nämlich eine Neugestaltung erfahren, indem die Sitze in den drei vordersten Bänken desselben, „außertourlich“, wie es in dem neuen Militär-Avancement-Gesetze heißt, in die höhere Rangstufe der Sperrsitze vorrückten. So fiel denn auch das zweite Parterre, in welchem bisher die Sperrsitze nur wild als „Stockerln“ wuchsen, ein Opfer der alles beledenden Kultur; die Romantik ist wieder um einen elenden Schlupfwinkel ärmer geworden, und flieht, den Strickstrumpf in der Hand, ängstlich vor dem Klappern des Sperrsitzechlüssels. Ach, es wird nicht lange dauern, so werden auch die anderen Sitzplätze des zweiten Parterre im Burgtheater unter den gierigen Händen einer rationellen Finanzgebarung „gesperrt“ werden, und nach Jahren wird vielleicht die letzte Rothhaut aus dem zweiten Parterre auf einer Holzbank im vierten Stock kauern, träumend von der

früheren Herrlichkeit und dem alten Feldgeschrei der in den Zwischenakten umherwandelnden Buffetdiener: Eimnade, Mandelmilch, Gefrornes!

Wie oft habe ich ironisch über Dich gelächelt, Du armes zweites Parterre, wenn ich Deinen ästhetischen Gesprächen lauschen mußte, wenn Dein Herz zwischen den Thränen des Fräulein Bognár und der ausgeschnittenen Weste des Herrn Sonnenthal, zwischen dem Pathos des Herrn Wagner und den Schleppeidern des Fräulein Wolter schwankte, wenn aus Deinen Reihen der Ruf: Mosenthal! Mosenthal! zuerst erscholl, sobald ein neues Stück dieses Dramatikers unter Wolkenglühen und Abendgeläute vorgeführt wurde, und Deine Neugierde erst dann befriedigt war, als Du des glänzenden Seidenhutes des rasch erscheinenden Dichters ansichtig wurdest. Und jetzt, wo auch Deine Tage gezählt sind, erinnere ich mich erst der schönen Stunden, die Du mir einst botest, der lieben blauen Augen, denen das Loos der unglücklichen Königin Maria Stuart hier Thränen entlockte, und der rothigen Lippen, denen wie Honigseim das Wort entquoll: „Pst, ein Glas Wasser!“

„O lieb', so lang Du lieben kannst!“ Ich ärgere mich auch nicht mehr wie ehemals über alle unsere ererbten alten Uebelstände, im Gegentheil, ich hätschele sie mit einer gewissen Wehmuth, wenn ich daran denke, daß ich auch einmal von ihnen Abschied nehmen müßte, und daß sie doch auch nur zu dem Stück „Alt-Wien“ gehören, das immer kleiner wird. In solcher Stimmung möchte ich jeden Ober-St.-Weiter Stellwagen um Verzeihung

bitten, daß ich ihn jemals geschmäht ob seiner Langsamkeit, denn seine Tage sind ja auch gezählt; auch er wird es nicht überleben, das große „Tramway“, das ihm droht; wenn ich bei der Kreditanstalt am Hof vorübergehe, dann bitte ich ihr im Stillen all' die Kränkungen ab, die ich ihr seit Jahren zugefügt, denn ach, wer weiß, ob nicht ein ränkevoller Cassier sie über Nacht ganz und gar davonträgt; selbst beim Anblick der Salamimänner, die gnomenhaft mit Wurst und Messer durch die dunklen Laubgänge des Praters huschen, kam ich eine tiefere Rührung von mir nicht abweisen, wenn ich daran denke, daß der Magistrat neulich deren Gesuch um Verleihung einer Salamivertriebs-Konzession „abweislich verbeschieden“ hat, weil sie wie Catull und Cornelius Nepos nach Verona zuständig sind. „Die Stunde kommt, die Stunde kommt, wo Du an Gräbern stehst und klagst!“ Ja sogar unsere ehrwürdige, alte österreichische Staatsschuld, schwindet nicht auch sie immer mehr dahin — im Vergleiche zu der neueren!

Das Lotto.

1867.

Hat nur eine hungrige lithographirte Korrespondenz die Nachricht erfunden, oder ist es wirklich wahr, daß das K. K. Lotto aufgehoben werden soll? Die volkswirthschaftliche Nothwendigkeit einer solchen Maßregel kann nicht in Abrede gestellt werden, aber ach, was beginnen wir armen Phantasiemenschen jetzt mit unseren schönen Träumen, wenn wir dieselben nicht mehr „setzen“ können; die Lotto-Kollektur, diese Durchgangstation aus dem Reiche der Träume in die Wirklichkeit plötzlich geschlossen wird, wenn das „Riskonto“, der kleine Silberpfandbrief, mittelst dessen man seine Luftschlösser hypothekarisch belasten konnte, aus der Welt verschwindet und die Logarithmentafel unserer nächtlichen Hirngespinnste, das ägyptische Traumbuch, für immer zugeklappt werden soll!

Bedauernswerther Jüngling, der Du hoffnungslos geliebt und bereits die Zielscheibe des Spottes der Beamten auf der Poste-restante-Abtheilung warst, die Deiner stereotypen Frage, ob kein Brief unter der Adresse:

„Wundes Herz Nr. 13“ angekommen sei, nur noch mit einem schadenfrohen Lächeln antworteten. Im Traume fandest Du Erhörung, da hat Dir die stolze Geliebte zugenickt, ihre kleine Hand gereicht und Dich, wenn Du auch noch so rothe Wangen hattest, gefragt, warum Du so blaß bist. Du hast dann auf Dein wundes Herz Nr. 13 gedeutet und gestanden, daß Du unglücklich liebst, weil das Wasser viel zu tief ist, welches Dich von der Tochter eines privilegierten Großhändlers trennt, worauf sie erröthend bemerkte: „Warum lieben Sie unglücklich? Haben Sie nicht einen schönen Schnurrbart und ein nettes lyrisches Talent? Unser Herzenstausch geht nicht das Großhandlungs-Gremium an, wir lieben uns ja en détail. Ich habe Ihren Liebesbriefen nicht geantwortet, weil ich mich vor der Adresse fürchtete, denn 13 ist eine unglückliche Zahl.“ Und 13 ist wirklich eine unglückliche Zahl, denn nach diesen Worten wachtest Du auf, statt der kleinen Hand der Geliebten hieltest Du Deine Nase in der Hand, so daß Du nach Luft schnapptest, und die vernünftigen Ansichten der Angebeteten über Großhandels-Privilegien waren nur die Ausgeburt Deiner wirren Phantasie. Da warfst Du Dich dem „kleinen Spiel auf Einz“ in die Arme, das Traumbuch in der Kollektur gab Deiner unglücklichen Liebe ziffermäßigen Ausdruck, und wenn die Einzer fortuna, auf welche Dir die Lotto-Direktion einen blauen Check ausstellte, guter Laune war, konnte Dein im Viertel unter dem Wiener Walde verunglücktes Herz in der Hauptstadt Oberösterreichs auf den „ersten Ruf“ herauskommen

und ein Terno das tiefe Wasser zwischen Dir und der Unerreichbaren überbrücken.

Das Lotto war die Zufluchtsstätte der Träumer. Brennende Liebe und rothe Haare, Ohrfeigen und Kanarienvögel, unvermuthete Erbschaften und Nasenbluten, Schneiderrechnungen und Vergißmeinnichte, Undankbarkeit und Theaterzettel, alle Leidenschaften und Einrichtungsgegenstände fanden hier ihre Deutung und ihre Nummer, und der Glückliche, dem Morpheus heute eine geschwollene Backe schenkte, konnte, wenn er deren tieferen Zusammenhang mit der Ziffernwelt verstand, dieselbe acht Tage später baar ausgezahlt erhalten.

Wenn das Lotto wirklich aufgehoben wird, dann ist das Loos jener würdigen Matronen ein höchst trauriges, welche bis jetzt die Stammgäste der Lotto-Kollekturen waren, und die nur für die schlafende Menschheit eine regere Theilnahme empfanden, während ihnen der wachende Mitmensch ein unbehilfliches Wesen war, welches Strümpfe trug und zerriß, und sich solche von ihnen stricken ließ. Sie boten dem Unerfahrenen, welcher rathlos vor dem reichen Nummerschätze stand, hilfreich die Hand, und so Mancher, der von dem Weinbruch einer Tante nur nebenbei sprach, wurde belehrt, daß dies ein Traum sei, der ihm, als einem Anfänger im Träumen, alle Ehre mache, und zu den schönsten Hoffnungen für die Zukunft berechtige.

Arme vergeßliche Träumer, welche den Inhalt eines Traumes vergessen hatten und nur noch wußten, daß derselbe sehr schön gewesen sei, suchten sie durch ein

scharfsinniges System von Fragen auf die Spur des verlorenen Schatzes zu leiten. Ich war selbst einmal Zeuge, wie ein solches gedächtnisloses Individuum in Folge eines peinlichen Verhörs seitens einer erfahrenen Traumdeuterin den schon verloren geglaubten Traum wieder auffand. Nach einer langen Reihe von Fragen, welche sich auf das Alter des Träumers, auf seine Familienverhältnisse, sowie auf seine Gewohnheiten und Affekte bezogen, und unter welchen die delikate Frage, ob der Träumer verliebt sei, und in wen, und ob der Gegenstand seiner Zuneigung Sommersprossen besitze oder nicht, namentlich meine Aufmerksamkeit erregte, entsann sich der noch jugendliche Träumer plötzlich, daß ihm geträumt habe, wie er mit der Geliebten in einem hellerleuchteten Zimmer gewesen, und die Kerzen plötzlich verlöscht seien. „Ein sehr schöner Traum!“ rief ich. — „Im Gegentheil“, bemerkte die Traumdeuterin, indem sie mir einen strafenden Blick zuwarf, „der Traum ist sehr schwach, und er läßt sich gar nicht „beseßen“, wenn wir nicht erfahren, „wie viele Kerzen gebrannt haben.““

Spaziergänge. Pfui! Die neue Aera der Intelligenz.

1867.

Obwohl ich den Fortschritten der Neuzeit huldige, und mich, um nur ein Beispiel anzuführen, darüber freue, daß die k. k. Schlagfertigkeit unserer Armee durch die Einführung des Systems der rothen Hosen bei unserer Kavallerie so zeitgemäße Fortschritte gemacht hat, bin ich doch im Spaziergehen konservativ. Ich mag die alten Straßen und Gassen nicht mit der prozigen Ringstraße vertauschen, mit ihren neuen Häusern und neuen Menschen. Wenn ich in der inneren Stadt lustwandle, dann fliegen mir alte, liebe Erinnerungen zu, die Häuser winken mir mit vertraulicher Banfälligkeit, die Menschen, mit denen ich doch nie ein Wort gesprochen habe, sehen mich wie alte Bekannte an, es heimelt mich an, wenn ich in die Verkaufsläden eintrete, und diejenigen als backenbärtige Kommiss wiederfinde, die ich schon in der Sturm- und Drangperiode ihrer Lehrjungenjahre dort gesehen habe, und manchmal, wenn ich zu einem Fenster hinaufschaue und an gewisse blonde Locken denke, die mich so an-

genehm unglücklich gemacht haben, werde ich aus meinen süßen Träumen erst durch die verschämte Frage eines Neugierigen geweckt: „Ich bitte, brennt es vielleicht dort oben?“

Auf der Ringstraße verliert das Spazierengehen allen Reiz, man fühlt sich dort wie in der Fremde, man greift in der Zerstretheit an seine Brusttasche, ob man seine Legitimationspapiere bei sich habe, und erschrickt, wenn man zufällig kein Geld bei sich hat. Die Häuser, die sich im Bewußtsein ihrer Zinserträge stolz aufsteifen, riechen nach jungen Maurer-Rechnungen, die Spaziergänger machen den Eindruck von Verirrten, die Polizeimänner sehen melancholisch drein, als wenn sie verlorene Posten wären, und es drängt sich einem die Ueberzeugung auf, daß auf der Ringstraße nur das neue Geschlecht wird spazieren können, das bereits unter der Staatsschuld von 4000 Millionen geboren wurde.

Als ich vorgestern Nachmittags auf dem Graben wie gewöhnlich spazieren ging, wohnte ich einer Szene bei, die auf jedes Feuilletonistenherz, das bekanntlich in der Saison morte keine Blüthen treibt, erhebend wirken mußte. Ich war nämlich Zeuge, wie zwei Staatsmänner, die sich dort begegneten, einander die Hände schüttelten, und auf die Frage: „Was giebt es Neues?“ die sie sich zu gleicher Zeit zur Begutachtung vorlegten, gleichzeitig mit einem wohlwogenen: „Nichts!“ antworteten. Wie voreilig war ich in den Vorwürfen gegen mich, da ich mich der „Vernachlässigung der pflichtmäßigen Obforge“ über alle interessanten Wiener Neuigkeiten beschuldigt

hatte. „Du liest, hörst und siehst zu wenig“, hatte ich zu mir gesagt. „Wenn Dich zum Beispiel Jemand über die neueste Wendung in der Affaire Gallmeyer-Mscher fragt, mußt Du erröthend Deine Unwissenheit eingestehen, denn Du besitzest keine Nachrichten darüber, ob in dem Busen jener Schauspielerin bereits versöhnlichere Gefühle gegen ihren Direktor Platz gefunden haben, oder ob sie dessen „gerechte Empfindlichkeit“, wie der Kaiser der Franzosen in diesem Falle sagen würde, vielleicht durch eine neue Grobheit verletzt hat. Du besuchst regelmäßig“, fuhr ich in meinen Invectiven gegen mich fort, „die Konzerte im Volksgarten, hast Du aber je schon eine Neuigkeit dort gehört?“

Auf Neuigkeiten aus dem Reichsrathe zu warten, haben wir Alle ja längst aufgegeben. Es scheint, daß der gute, alte Bundestag, der in Frankfurt selig entschlief, bei uns vor dem Schottenthore wieder aufgewacht ist, um hier ein neues Schläfchen zu halten — gute Nacht!

Es ist möglich, daß das „Pfui“, mit welchem der Naturmensch Pater Greuter während der Rede des Abgeordneten Mühlfeld über das Religionsedikt, sein übervolles Herz erleichtert hat, von den Tiroler Politikern bereits als geistvolle Rede aufgefaßt wird, und daß die Wähler des parlamentarischen Pfuirufers demselben wegen dieser patriotischen Meinungsäußerung eine Vertrauensadresse überreichen, oder daß sie ihm wenigstens, da das Verfassen solcher Schriftstücke gerade jetzt, wo das Vieh auf die Alpen getrieben wird, zu viel kostbare Zeit in Anspruch nehmen würde, auf sein einmaliges „Pfui!“

ein dreimaliges „Juhu!“ telegraphisch darbringen. Uns Thalschwächlingen, deren Umgangssprache noch nicht siebentausend Fuß über die Meeresfläche sich erhebt, hat nur die gedrängte Kürze imponirt, mit welcher dieses klerikale Aelplergemüth seine Anschauungen in der Sprache, „die für uns dichtet und denkt“, Ausdruck zu geben wußte; ja der Abgeordnete Herr Kuranda soll bereits Bedenken geäußert haben, in der Konkordatsfrage das Wort zu ergreifen, weil er fürchtet, die Herren Natursöhne auf der Tirolerbank könnten unser „geliebtes Deutsch“ dazu benützen, um ihn bei diesem Anlasse mit einem, den Bewohnern dieses anmuthigen Berglandes geläufigen, noch kräftigeren Ausdrucke zu begrüßen.

Solche Szenen sollten in der neuen Aera der Intelligenz, die für Oesterreich offiziell verkündigt worden ist, doch nicht mehr abgespielt werden. Oder wird diese neue Aera nur die große Zahl der verschiedenen anderen Aeren, welche wir Oesterreicher schon hinter uns haben, und nach welchen das Arndt'sche „an Ehren und an Siegen reich“, richtiger „an Aeren und an u. s. w. reich“ lauten würde, zu vermehren bestimmt und „ephemer“ sein, wie nach der bescheidenen Behauptung des Herrn Justiz-Unterrichtsministers von Hye dessen Portefeuille ist. Ich werde nur hierdurch neuerdings in der Anschauung bestärkt, die ich seit Langem hege, daß die Intelligenz in Oesterreich vor Allem bei der Intelligenz in Oesterreich eingeführt werden müßte.

Wir Oesterreicher haben „Pech“ mit den Neuerungen, die wir einführen; ich fürchte, es wird uns mit dem

Einpfropfen der Intelligenz nicht besser gehen. Die Durchführung erfolgt bei uns so langsam, daß das Neue nicht mehr gut ist, wenn wir es besitzen, und wenn endlich die Intelligenz, die man bei uns in ganz gleicher Weise wie die Hinterlader einführen zu können glaubt, wirklich einmal vorhanden sein wird, ist dieselbe vielleicht schon wieder ein ganz veraltetes System, und wir humpeln immer noch mit der Intelligenz nach, während man diese „draußen“ schon längst wieder aufgegeben und dafür die „Brutalität“ eingeführt hat. Und wenn wir wieder lernbegierig das neue System annehmen, werden wir wieder viel zu spät zeitgemäß dumm sein und von der Brutalität auf's Haupt geschlagen werden.

Polnischeß.

1867.

Die Haltung der Polen im Abgeordnetenhanse hat Viele überrascht; man war verblüfft darüber, daß sie gegen die Staatsgrundgesetze und für das Konkordat gestimmt, und die große Bosle Reaktion „unverzuckert, unversäuert, unverwässert“, mit so erhabennem Gleichmuth „geschlückert“ haben. Es ist nun einmal schon so, die Polen sind nur als Rebellen halbwegs genießbar, in nichtrebellischem Zustande sind sie unverdaulich. Sie glühen nur dann für die Freiheit, wenn sie von der Unmöglichkeit, sie zu erlangen, überzeugt sind, sie kämpfen nur dann für sie, wenn es der Mühe werth ist und sie die Gewißheit haben, daß sie dafür wenigstens auf zwanzig Jahre nach Sibirien kommen, und sie lieben die poetische Freiheit allein, bei der es nur eine unglückliche Liebe giebt, aber nicht die hausbackene, prosaische Freiheit, in deren Besiß man durch einfaches Abstimmen gelangt. An dem großen Polen-Renommée sind wohl zunächst die deutschen Eyrifer schuld, welche Jahrzehnte hindurch mit ihren

11*

Polenliedern unsere Druckmaschinen gefüttert haben, und uns so lange das Polenweh einbläuten, daß endlich jeder honeste deutsche Knabe irgend einen Krapulinsky in die Galerie seiner Ideale aufnahm, und jedes achtzehnjährigen Jünglings erste Flamme ein polnisches Heldenweib war, dessen zwölf Söhne für Freiheit, Vaterland, Branntwein-Propination, und wie sonst die edelsten Güter der Nation heißen, in den Kampf gezogen waren. Ach, wie ganz anders waren diese edlen Freiheitshelden, in der Nähe besehen, als sie statt in deutschen Reimen in ihren vaterländischen Pelzen vor uns erschienen, mit den Reaktionären liebäugelten und mit den Ultramontanen Hand in Hand gingen. *Finis Poloniae*, die Polen sind fertig.

Aber nicht alle Polen sind Freunde der Ultramontanen, obwohl unter den polnischen Juden junge Damen sind, welche zu Hause gestohlen und nun viel Sinn für das Kloster haben. Als solche Schwärmerin für klösterliche Abgeschiedenheit haben wir das Fräulein Sarah Radamski kennen gelernt, welches in dieser Woche zu so lebhaften Debatten im Abgeordnetenhaus Anlaß gegeben, wie weiland die schöne Helena im Rathe der Griechen. Die jugendliche Hausdiebin ist trotz ihrer jungen Jahre schon Schuld daran, daß sich zwei so bedächtige Männer, wie Pratobevera und Mühsfeld, ihretwegen in den Haaren gelegen und prahlerisch darüber gestritten haben, in wessen Anträgen „mehr Kraft und Muth“ liege.

Der Depeschenwechsel in dieser cause célèbre ist noch immer ein sehr lebhafter, und tagtäglich erfahren wir, daß der Rabbiner von Lemberg der Oberin des

Klosters neuerdings seine Aufwartung gemacht hat, um für den bestohlenen Vater eine kleine Unterredung mit dem vielversprechenden Töchterlein auszubitten. Man muß zugeben, daß unter so bewandten Verhältnissen für einen israelitischen Mann große Unerfrohenheit nothwendig ist, um sich an einen Ort zu begeben, an welchem man junge Israeliten gewaltsam zurückhält, um sie für den Himmel abzurichten. Mit Kleinem fängt man an, mit Großem hört man auf, und eines schönen Tages kann die Frau Oberin auf den wehrlosen Rabbi losgehen mit der kategorischen Erklärung: „Herr Rabbiner, Sie sind mein Gefangener!“ Will dieser Einwendungen dagegen erheben, so antwortet sie ihm daselbe, was sie der Behörde erwiederte: „Sie haben nichts zu reden, ich habe nur dem Erzbischof zu gehorchen.“ Eine solche Gefangennahme von Israeliten hat aber sehr bedenkliche Folgen, die im Abgeordnetenhaus nicht zur Sprache gekommen sind, und auf diese muß man namentlich Herrn Pratobevera, sowie alle Jene, welche die Befreiung israelitischer Gefangener aus Klöstern auf Umwegen erreichen wollen, aufmerksam machen. Jede Woche Säumniß kann nämlich hier unheilbare Wunden schlagen, denn inzwischen können auf der Speisefarte des Klosters dreimal Schweinscotelettes gestanden haben.

Der Abgeordnete Zyblifikiewicz hat sich darüber gewundert, daß das Abgeordnetenhaus dieser Frage mit solchem Interesse entgegengekommen ist, während es Angelegenheiten von größerer Tragweite, „die ganz Galizien in Trauer versetzen“, nur obenhin behandelte. Der Mann

hat Recht; man sollte meinen, es gebe in Galizien nur ein Judenmädchen, daß man so viel Aufhebens davon macht, während doch andererseits bei der Frage der Aufhebung des Branntwein-Monopols, die gewiß ganz Galizien, die kleine Minorität der Schnapstrinker ausgenommen, in Trauer versetzen würde, von Seite der gefühllosen deutschen Abgeordneten eine seltene Gemüthsverhärtung und Herzlosigkeit an den Tag gelegt wurde. Doch genug der Polen, Juden, und — bald hätte ich gesagt: Franzosen — der Konkordatsfreunde. Die Aermsten sind ohnehin zu bedauern, Alles ist gegen sie, der Himmel, die Regierung, das Volk; was Waffen tragen kann, hat sich gegen sie gewaffnet, alle Zungen und alle Federn sind gegen sie; die Gegenwart ist kaum zu ertragen, aber noch gefährlicher droht die Zukunft. Wenn wir, deren Sache der Himmel in seinen Schutz gegen die konkordatlichen Dränger genommen hat, jetzt boshaft wären, weil wir stark sind, könnten wir eine fromme Miene annehmen, den Frommen im Lande gegenüber auf die gerechte Strafe von Oben hinweisen, zur Umkehr ermahnen und Buße predigen, aber wir sind nicht boshaft.

Das Comitéfieber.

1867.

Seit dem kurzen Bestande des neuen Vereinsgesetzes haben sich in Wien bereits zwei neue Vereine gebildet, ein gefährlicher und ein ungefährlicher — der deutsch-demokratische Verein und der Eislaufverein. Der letztere ist der gefährliche Verein, denn die Mitglieder desselben laufen Gefahr, sich die Nase blutig zu schlagen; dagegen ist der deutsch-demokratische Verein ganz ungefährlich, denn sonst wäre die Bildung desselben in Gemäßheit der Vorschriften des Vereinsgesetzes von der Behörde nicht gestattet worden. Was den Eislaufverein anbetrifft, so findet auf ihn das schöne Wort Anwendung, welches Herr v. Schmerling bei Gelegenheit der Erschießung Robert Blums aussprach: „Wer sich in Gefahr begibt, hat sich die Folgen selbst zuzuschreiben!“ Was den deutsch-demokratischen Verein betrifft, so behaupten die Aerzte, daß eine mäßige Bewegung den Appetit befördert. Eine schöne demokratische Seele und ein ebenmäßiger gewandter Körper sind beneidenswerthe Dinge, aber die Polizeinoten

und die Frostbeulen sind schon Manchem unangenehm geworden, und wer daher ein gutes Gedächtniß oder eine gründliche historische Bildung besitzt, bleibt fein zu Hause.

Außer den genannten sind in Wien noch mehrere Vereine mit fertigen oder unfertigen Programmen in der Bildung begriffen und wenn Alles normal abläuft, wird in der Bevölkerung Wiens ein erfreulicher Ueberschuß an Präsidenten, Vice-Präsidenten, Vorstehern und Schriftführern wahrgenommen werden. Bei allen Vereinen aber spielt das „Comité“ eine Hauptrolle, und sehr viele Ehrgeizige, die nicht in der Lage sind, durch Würden, Reichthümer, Orden, schöne Bärte oder elegante Ueberwürste unter ihren Mitmenschen hervorzuragen, wählen die Laufbahn des Comité-Mitgliedes, um sich wenigstens durch ihr administratives Genie der Welt bemerkbar zu machen. Wer die Naturgeschichte der Vereine kennt, weiß, daß sich unter solchen Comité-Mitgliedern nicht selten Herren befinden, die sich selbst in jenes Amt gewählt haben, nichtsdestoweniger aber bei passender Gelegenheit auf die Tribüne steigen, um mit gerührter Stimme ihren Mitbürgern für das ehrenvolle Vertrauen, dem sie durch jene Wahl Ausdruck gegeben, zu danken. Die anfangs verblüfften Mitglieder haben mittlerweile Erkundigung eingezogen, wie der Mann ihres Vertrauens auf der Tribüne sich nennt, und da es ihnen gleichgültig ist, wen sie durch ihr Vertrauen zu Thränen rühren, klatschen sie dem bescheidenen Fremdling Beifall. Dieser ringt vergebens nach Fassung, da jedoch Uebung den Meister

macht, zeichnet er sich schon nächstens durch seine Unverschämtheit aus, und in einigen Köpfen dämmert bereits die Ueberzeugung, dieser und kein Anderer müsse Vice-Präsident werden, wenn der Verein sich auf der Höhe seiner Aufgabe befinden solle.

Sehr bedenkliche Symptome des Comité-Fiebers haben sich bei dem Wiener Schützenvereine gezeigt, der in dem gewiß nur lobenswerthen Bestreben, den deutschen Schützentag in Wien festlich zu begehen, aus dem reichen Füllhorn seiner Vorbereitungen uns vorläufig eine schwindelerregende Menge von Comités gespendet hat. Man findet da ein Empfangs-, ein Wohnungs-, ein Wirthschafts-, ein Schieß-, ein Festzugs-, ein Ordnungs-, ein Preß-, ein „Konfordia“-Comité u. s. f. u. s. f. Mehrere Vorstände des Schriftsteller-Unterstützungsvereins „Konfordia“ haben sich, wahrscheinlich um die bei einer Wahl so leicht mögliche Stimmenzersplitterung zu vermeiden, selbst als „Konfordia-Comité“ konstituiert, und sich durch zwei Mitglieder des Vereins, unter welchen der Herausgeber einer lithographirten Korrespondenz sich befindet, verstärkt.

So dürfen wir denn uns schmeicheln, daß das „Konfordia-Comité“ am Schützentage in einer prachtvollen Ausstattung und mit einer lithographirten Beilage erscheinen wird. Ich weiß nicht, ob außer bei einer polnischen Verschwörung schon jemals der Versuch mit einem so weit verzweigten Comitésystem gemacht wurde, wie es der Schützenverein zur Anwendung bringt, aber der große Zweck rechtfertigt die außerordentlichen Mittel.

Es gibt überdies einige phantasievolle Köpfe, die diesen deutschen Schützentage in Wien außer der gemüthlichen, auch eine tiefere politische Bedeutung abgewinnen wollen, und die Hoffnung nähren, wir könnten, wenn wir durch das Zündnadelgewehr aus Deutschland herausgeschossen worden seien, durch die Hinterthüre des Scheibenschießens wieder nach Deutschland zurückgelangen. Diesen Schwärmern ist Wohnen, Essen, Trinken, Schießen der Schützen Nebensache, und das „Verbrüdern“ die Hauptsache, und sie fühlen es als einen Mangel, daß unter den vielen Comités nicht auch ein „Verbrüderungs-Comité“ erscheint. Die reichen, wenn auch nicht sehr frostvollen Verbrüderungs-Erfahrungen, die wir gemacht, haben den Enthusiasmus Jener noch immer nicht besänftigt, und wenn das Chassepot-Gewehr „Wunder“ gewirkt hat, wie der französische General berichtete, nachdem ein größerer Prozentsatz gesetzter Garibaldianer getödtet wurde, als er in seinen schönsten Träumen gehofft hatte, warum sollte nicht ebenso der Scheibenschießen Wunder wirken, die dem gewöhnlichen Menschen nicht möglich erscheinen. Es ist auch Aussicht vorhanden, daß, wenn das „Wirthschafts-Comité“ seine Aufgabe richtig zu lösen versteht, die unter den Schützen etwa bestehenden Zweifel über die Möglichkeit der Rückkehr des verlorenen Oesterreichers bald beseitigt sein werden. Oesterreich erwartet daher, daß jedes Mitglied des „Wirthschafts-Comités“ auf seinem Posten sei und seine Schuldigkeit thue! Für das Nachhausefinden hat das „Wohnungs-Comité“ Sorge zu tragen.

Eine Weihnachtsgrede an die Kinder.

Dezember 1867.

Glücklich derjenige, dem der Weihnachtsbaum Früchte bringt, ein Kachenez, die Photographie der Geliebten, oder ein Minister-Portefeuille! Still und stumm aber drückt sich in dieser heiligen Woche der Gemüthlichkeit der Unglückliche in die Ecke, dem die Vorsehung zu seiner Qual und zur Belästigung seiner Mitmenschen eine satirische Alder verliehen hat, denn ihm bringt der Weihnachtsbaum nichts, nicht einmal etwas zum — angreifen.

Diese Woche gehört den Kindern, und obwohl auch die Schwächen dieser unleugbar sind, den Kleinen gegenüber ist sein schärfster Stachel stumpf, sein bester Wiß bedeutungslos, denn die Kleinen kümmern sich nicht um die öffentliche Meinung, sie lesen keine Zeitungen und nicht einmal die Feuilletons in denselben. Vergebens würde ich mich über die grobe Täuschung, die mit den vergoldeten Nüssen noch immer geübt wird; lustig machen, umsonst das Ansehen des Mannes zu untergraben suchen, der mit Fesseln und Ruthe den liberalen Kindern droht,

und mit der Zunge aus rothem Tuche Ruhe, Ordnung und Sicherheit predigt, und fruchtlos beginge ich das Verbrechen der Störung der öffentlichen Kinderruhe, wenn ich also begänne:

Sehr geehrte Kinder!

Wie lange noch werdet Ihr Euch den Absolutismus der Großen gefallen lassen, wie lange noch wird man Euch die Grundrechte vorenthalten dürfen, mit denen ja der Mensch geboren wird. Fünf Jahre sind schon seit Eurer Geburt verflossen, selbst die Oesterreicher sind während dieser Zeit etwas freier geworden, aber Ihr, Ihr bleibt die alten — kleinen Sklaven! Nach Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit rufen die Erwachsenen, sie suchen sich durch Verfassungen gegen die Willkür der Regierungen zu schützen, sie wollen Pressfreiheit und freies Vereinsrecht, und Ihr, es ist wahrhaftig zum Lachen, Ihr habt es noch nicht einmal bis zur Abschaffung der Prügelstrafe gebracht.

Freiheit? Müßt Ihr nicht die Hände auf den Tisch geben und schlechte Suppe essen, wenn man es Euch befiehlt?

Gleichheit? Dürft Ihr unartig sein, wie der P. Greuter oder wie der Abgeordnete Skene, ohne daß man Euch ausschilt?

Brüderlichkeit? Ja wohl, Euch duzt Jeder, aber versucht es nur einmal, den Herrn Lehrer mit Du anzureden!

Schon Junius erklärt in seinen Briefen, daß die Pressfreiheit die Grundlage aller Freiheit sei. Verlangt

diese vor Allem! Duldet es nicht länger, daß man Euch dictando zu schreiben zwingt: Wenn Dir Jemand etwas Böses thut, so gehe auf die Polizei-Direktion! sondern begehret muthig eine Revision der Diktando-Vorlagen; Ihr habt ein Recht darauf, daß man Euch diktire: Das Konkordat ist ein unseliger Vertrag! Es ist wahr, die Pressfreiheit bringt viele „Ausstreitungen“ mit sich, Ihr werdet vielleicht „Konkordat“ mit zwei „n“ oder mit zwei „t“ schreiben, oder ein „h“ anbringen, da ein solches leider Gottes nicht am Platze ist, aber daran liegt nichts, die orthographischen Fehler werden aufhören und verschwinden, eher als das Konkordat; die Freiheit aber wird bleiben, und sie ist ein so großes Gut, daß selbst daran nichts liegt, wenn sich der Herr Oberlehrer über sie ärgert.

Sodann müßt Ihr freies Vereinsrecht haben, und wenn Ihr auch anfangs ungeschickt zu Werke geht, und als echte Sozial-Demokraten etwa auf Staatskosten mit Marzipan und Knallerbsen versorgt werden wolltet, Ihr werdet von selbst einsichtiger werden, um nicht zu Werkzeugen der Regierung herabzusinken, welche die Näschereien und Spielereien in Verwahrung hat.

Darum, Ihr Kinder, benüßt die Macht, die Ihr über die Großen habt, laßt Euch nicht mehr von dem vergoldeten, verzuickerten und gedörrten Scheinliberalismus der Erwachsenen täuschen, droht ihnen, die schwersten Kinderkrankheiten zu bekommen, wenn sie nicht nachgeben, und sie werden willig, folgsam und artig sein. Das Weihnachtsfest ist Euer Fest, duldet nicht länger mehr

den Hohn, daß man Euch zum Christbaume den Mann mit der Ruthe auf den Tisch stellt, entwindet ihm diese, laßt Euch die neue Charte beschwören, dann werdet Ihr schon den nächsten Weihnachtsabend als Jahresabend Eurer Verfassung festlich begehen können, nicht mehr als schlimme Kinder im braven Staate, sondern als freie Kinder im freien Staate.

In solcher Art würde ich die Kleinen aufreizen, wenn sie zu dem zeitungslisenden Publikum gehörten.

Zum neuen Jahre.

1. Jänner 1868.

Der alte Gourmand Saturn hat wieder ein Jahr verschlungen, das alte Jahr 1867. Gestern Nachts mit dem Glockenschlage 12 Uhr hat er das Souper beendet, melancholisch mit der Serviette die Lippen abgewischt, und seufzend ausgerufen: Ihr glücklichen Sterblichen klagt über die schlechten Zeiten, ich elender Unsterblicher aber muß diese gar — essen; wahrhaftig, die Kost wird immer schlechter, das war heuer schon rein „Privatkost im Abonnement!“

Nun, der liebe Himmel hat allerdings viele schwere Bischöfe über uns verhängt im alten Jahre, und mancher harte Tiroler hat uns getroffen, aber was kümmert uns heute an dem schönen, blühenden, erstgeborenen Tage des neuen Jahres das miserable alte Jahr. Glückliches neues Anlehen, Herr Baron Rothschild! Der Himmel schenke Ihren Schuldnern Gesundheit und langes Leben; und wenn das Unglück Sie heimsuchen wollte, dann möge es per Nordbahn reisen, wenn Schneeverwehungen stattfinden, und es wird ausbleiben wie die letzte preussische Post. Ach, es ist für den noch immer mehr oder weniger auf die Sozial-Demokratie mit Staatshilfe angewiesenen Sterblichen ein Trost, sein heutiges, so ausgabenreiches Tagewerk mit dem Gedanken an Rothschild zu beginnen, an

dieses solide Ideal, das sich nicht ausgeben würde, und wenn alle Hausmeister, Briefträger, Kellner und Laternenanzünder des Erdenrundes ihm ein „glückliches neues Jahr“ wünschten! Herr Kardinal Rauscher, seien Sie heiter in diesem Jahre, schreiben Sie uns nicht so melancholische Hirtenbriefe wie im vorigen Jahre, wir haben uns an den Staat ohne Geld gewöhnt, gewöhnen sich Euer Eminenz an den „Staat ohne Gott“, da wir ja doch noch immer mehr Gott als Geld haben. Ihnen aber, hochverehrte „europäische Berühmtheit“, wie Sie sich neulich selbst genannt haben, Herr Regierungsrath Arndts, der Sie der Jugend so abhold sind, möge im neuen Jahre ein reservirter Sitz für die Ballette im Operntheater bescheert werden.

Doch genug der Wünsche, nachdem der Feuilletonist ja nicht, wie das „Mädchen aus der Fremde“, Jedem eine Gabe bringen kann, umsoweniger, als die Vertheilung von Blumen und Früchten, wie sie „in einem Thale bei frommen Hirten“ ganz am Platze erscheint, von vielen Bewohnern Wiens bei deren großstädtischen Bedürfnissen mit scheelen Blicken angesehen werden könnte. Wie können zum Beispiel für die genannten Angebinde aus dem Pflanzenreiche die Kliniker unseres allgemeinen Krankenhauses sich interessieren, welche über den Mangel an „klinischem Materiale“ so bitter Klage führten, und solches von der Regierung herbeigeschafft wünschten. Diesen Herren kann ich nun zum neuen Jahre nur wünschen, daß bei uns ein solcher Gemeinssinn zu finden wäre, wie in England, wo sich viele Tausende freiwillig als Kon-

stabler ein schwören ließen, um den Feiern entgegenzuwirken, dann würden unsere Patrioten opferwillig herbeieilen, um sich als klinisches Material ein schwören zu lassen.

Den Völkern Oesterreichs aber bringt die „Wiener Zeitung“ zum neuen Jahre ein neues — Ministerium, ein Geschenk allerdings, das sich bei uns nicht gerade durch die Neuheit der Idee auszeichnet. Was ist uns ein neues Ministerium? Wir sind so abgestumpft dagegen, wie Macbeth gegen die Gespenster, dem es auch längst nicht mehr auf ein solches mehr oder weniger ankam. Liebreiche Väter rühmen ja bereits in Gesellschaften das außerordentliche Gedächtniß ihres Söhnchens, das im Stande sei, alle pensionirten österreichischen Minister von vorne oder von hinten herzusagen. Und selbst wenn das Wunderkind zehn oder zwölf dieser Staatsmänner vergessen hätte, wer in der Gesellschaft will es kontroliren? Sinnreiche Jugendspiele, wie die Totalität des ABC an den Anfangsbuchstaben vaterländischer Ministernamen praktisch zu erläutern, dürften bereits im Schwange sein, und es kann sich das Ereigniß, welches einmal eingetreten sein soll, häufig wiederholen, daß einem Hofrathe, der bei der Nennung eines Namens bemerkte, er müsse den Letzteren schon irgendwo gehört haben, erwidert wurde, es liege dies im Bereiche der Möglichkeit, da der Träger desselben einige Zeit Minister in Oesterreich gewesen sei. Nicht des neuen Ministeriums also, nur der neuen Minister wollen wir uns freuen und mögen wir im Stande sein, die Namen derselben unvergeßlich dem Gedächtnisse einzuprägen.

Die Mitglieder des neuen Ministeriums waren der Mehrzahl nach Stammgäste des Café Daum, und der Kellner im ersten Zimmer des Kaffeehauses nennt dieses Ministerium nicht anders als „unser“ Ministerium. Derselbe ist seit einiger Zeit sehr nachdenklich geworden, und wenn er gerufen wird, dann kommt es wohl vor, daß er, in tiefes Sinnen verloren, mechanisch murmelt: „Befehlen ein Portefeuille, Herr Doktor?“ Dagegen nannte er unlängst den Minister ohne Portefeuille, Herrn Dr. Berger, in der Zerstretheit den Minister ohne „Schlagobers“. Er geht von der Ansicht aus, daß, wenn diese Herren einmal das Staatsruder „in der Hand haben“, es trotz allen „Pränumerirens“ noch lange nicht werde „frei werden“, da es scheine, daß sie dasselbe zu „buchstabiren“ beabsichtigen. Einer schnellen Erledigung der Geschäfte dürfen wir uns nach dem Zeugnisse dieses Kellners der neuen Aera versichert halten, denn die Minister haben immer „Alles“ gelesen.

Mir als Feuilletonisten kann unter den neuen Ministern keiner sympathischer sein, als der Minister ohne Portefeuille. Er ist der Spaziergänger unter den Ministern, jedes Ressort ist das seinige, sein eigentliches Ressort abes ist das Nichts. Der Feuilletonist kann nie die Rolle des Mannes des Leitartikels, des kleinen Kapitalisten, des Recensenten spielen, aber er kann alle Rollen zugleich spielen; sobald sich über eine Sache nichts sagen läßt, fängt seine Wirksamkeit an, er ist unter den Journalisten — der Journalist ohne Portefeuille.

Fasching. Oesterreich ein grammatischer Fehler.

12. Jänner 1868.

So ist denn endlich gekommen die neue Aera, der die Herzen aller Mädchen so freudig entgegenschlagen — die Faschings-Aera. Fort mit aller Mädchenheimlichkeit, Ihr braucht nicht mehr verstohlen zu lächeln und im Dunkeln zu erröthen. Puht Euch nach Herzenslust, denn Ihr seid allen unnatürlichen Zwanges ledig, verführet und macht unglücklich, denn Ihr dürft mit vollen Händen austheilen; schnürt Euch, so enge Ihr wollt, denn Eure Fesseln sind gefallen, es lebe der neue liberale Minister-Präsident Prinz Fasching. Und Ihr namentlich, Ihr kleinen Nixen, halb Backfisch noch und halb Kokette, die Ihr heuer zum ersten Male den Ballsaal betretet, die neue Aera rechnet auf Euch. Ihr tretet aus dem engen Rahmen von Oeser's Weltgeschichte für die weibliche Jugend heraus, um selbst Heldinnen zu werden, Kronprinzessinnen des Ballsaales. Wie sie staunen über diese neue Welt. Lyfurg, der weise Gesetzgeber der Spartaner, ist mit Genehmigung des delphischen Orakels in

ein Uhlanen-Regiment eingetreten, und bittet Dich um die nächste Polka-français; Hannibal sitzt bei seinem Vater Hamilkar Barkas u. Comp. auf dem Comptoir, und ist eben über die Alpen gegangen, um Dir vom Buffet ein Glas Mandelmilch zu bringen, und der große Cäsar, der Jus absolvirt und sich für die zweite Staatsprüfung vorbereitet, ist während der Quadrille plötzlich über den Rubikon gegangen und erklärt seufzend, daß dieser Abend im cisalpinischen Sophienssaale zu den schönsten seines Lebens gehöre. Du erschrickst und denkst etwa gar, wie sich Lucretia in solchem Falle benommen hätte, aber Du schweigst verlegen, da im Oeser hierüber nichts steht, und besitzest nur soviel Geistesgegenwart, um zu erröthen. Armes Kind, die erste Ballnacht war, die Sylvesternacht Deiner Kindheit; mit dem ersten Erröthen Deiner Wangen ist es in Deiner Seele Tag geworden, „züchtig, mit verschämten Wangen“ ahnst Du die Klippen eines Schnurrbarts, und nun ist Dir auf einmal klar geworden, warum Hermine auf Seite 243 des Romans, den Du versteckt gelesen hast, den Brief Roderichs mit Thränen benezt.

Aber die Männerwelt tanzt nicht mehr, und nur im Volke ist der Fasching noch eine Wahrheit. Unter dem Vorwande, daß die Zeiten viel zu ernst seien, um zu tanzen, geht die Intelligenz zeitlich zu Bette, um mit Rücksicht auf die bedenkliche europäische Lage so spät als möglich aufzustehen; während die andere von Intelligenz-Bedenken freie Jugend nur die Bälle besucht, um nicht zu tanzen, und dort ihre Lebemannlichkeit zur Schau zu tragen. So rekrutirt sich das Kontingent der Tänzer

nur mehr aus Ehrgeizigen, die eine Anstellung suchen, und indem sie mit des Sektionschefs Töchterlein im Polkaschritte dahinhüpfen, jene zu finden hoffen; aus Freunden einer kräftigen Hausmannskost, welche im Hinblick auf die Gastfreiheit der Mutter die dornenvolle Laufbahn des Quadrille vis-à-vis der ältesten Tochter betreten; aus Verliebten, welche, um sich der Unerreichbaren nähern zu können, mit der Tante derselben tanzen, und im Innersten die Hoffnung nähren, daß ihr Ideal das Strumpfband verlieren werde, und endlich aus jenen phantasievollen Naturen, welche sich in jede Mazurka stürzen, um die russische Prinzessin ihrer Träume nicht zu versäumen.

Zu den vielen Fragen, mit deren Lösung der arme Prüfungskandidat in Oesterreich seit langem sich abquälen muß, ist nun eine neue gekommen — eine grammatikalische. Die ungarischen Delegirten behaupten nämlich, der Ausdruck „Reichsministerium“ sei ein vollkommen inkorrekt, nachdem in der ungarischen Umgangssprache das Wort „Reich“ gar nicht vorkomme. Die Herren sahen sich ganz erstaunt an, als sie dieses Wort zum ersten Male hörten, und fragten verblüfft, was denn das bedeute ein „Reich“, ob man dasselbe mit oder ohne Paprika zubereite? Nachdem man jedoch ihre Interpellation dahin beantwortet hatte, es sei dies nur ein sogenannter Begriff und vorläufig gar nicht zu essen, gaben sie sich in soferne zufrieden, als sie zugestanden, es liege dann auch keine politische Frage vor, sondern nur eine grammatikalische. Die grammatikalische Frage wurde aber vertagt, bis Herr Koloman Ghiczzy mit

feinen in der Sprachlehre bewanderten Genossen Rücksprache genommen haben würde. Erklären diese das Wort „Reich“ für ungrammatikalisch, so ist dann ebenso der in weiteren Kreisen übliche Ausdruck „Oesterreich“ ein grammatikalischer Schnitzer, und dessen fernere Anwendung geradezu eine persönliche Beleidigung gegen Herrn Koloman Ghiczv. Streichen wir ihn daher, um auch den Honved-General Perczel bei guter Laune zu erhalten, und behelfen wir uns wieder mit der guten alten Bezeichnung „Ostmark“ für den Genossenschaftsbezirk diesseits der Leitha, im Gegensatz zum großen Ungarreiche.

Die Ungarn haben auch wirklich bereits, um grammatikalische Bedenken bei den „auswärtigen Mächten“ nicht aufkommen zu lassen, den lauderwälschen Ausdruck „Oesterreich“ als unpassend bezeichnet, und das Verlangen gestellt, es möge in diplomatischen Aktenstücken künftighin statt „Oesterreich“ heißen „Ungarn und die übrigen Länder des Kaisers“. Die übrigen Länder, das sind die Füße des Pfaues, die dieser immer zu verstecken trachten muß, während die Länder der ungarischen Krone die herrlichen Schwanzfedern sind, auf die zwar sämtliche auswärtige „Mächte“ ebensowenig borgen, wie auf das ungarische Eisenbahn-Anlehen, mit denen sich aber ein wunderschönes Rad schlagen läßt. Schon der ungarische Dichter Petöfi singt bescheiden: „Wenn Gottes Hut die Erde — dann ist Ungarland der Strauß daran!“ Die übrigen Länder spielen auf der göttlichen Kopfbedeckung wahrscheinlich keine andere Rolle, als die von Einbügen, und wenn es dem lieben Herrgott einmal einfällt, seinen

Hut ausbügeln zu lassen, bleibt gar nichts mehr übrig von ihnen. Statt der Vaterlandsliebe muß man uns jetzt eine Liebe zu Ungarn und den übrigen Vaterländern einimpfen, und das „Bewußtsein der Zusammengehörigkeit“, wie man in unserer offiziellen Sprache statt Vaterlandsliebe sagt, wird wohl dasselbe sein, das Einer hat, dem der Fuß weggeschossen wurde, und der immer noch das Hühnerauge auf der kleinen Zehe nachspürt. Welche Skrupel den Ungarn nach den grammatikalischen kommen werden, ob orthographische oder andere, läßt sich noch nicht absehen. Legen wir einstweilen die Hände ruhig in den Schooß, vielleicht wird dann „Gottes Segen“, wie der ungarische Handelsminister Gorove jenen Zustand produktiver Kontemplation in seinem Berichte an den Kaiser nennt, uns glücklichere Erfolge ernten lassen.

Arme Bureaucratie!

19. Jänner 1868.

Ist das die Stille vor einem Gewitter? Kein drohender Krieg, keine Panique auf der Börse, nicht einmal ein scharfer diplomatischer Notenwechsel: wahrhaftig, es ist, um den Sanftesten in Harnisch zu bringen. Die Weltgeschichte ist zum Gähnen langweilig und mich wundert es jeden Tag, wenn ich die Zeitungen zur Hand nehme, daß die Leitartikel nicht anfangen: Heute haben wir recht schönes Wetter! Wenn diese politische Windstille nicht am Ende gar zum ewigen Frieden führt; der ewige Frieden, da wir eben unser Militär-Budget wieder auf achtzig Millionen gebracht haben, — das wäre echt österreichisches Pech. Wir haben uns jetzt schon daran gewöhnt, die Armee als eine Art Sparkasse anzusehen, bei der wir unsere kleinen Ersparnisse anlegen; wenn wir uns aber wenigstens darüber Gewißheit schaffen könnten, ob wir die Opfer, die wir bringen, für den blauen Infanterierock bringen, oder für den weißen, ob wir den eigenen Herd in rothen Hosen vertheidigen werden, oder

in blauen. Leider hat man sich noch immer nicht für die Farbe entschieden, heute roth, morgen blau! Unsere Kriegsminister sind wahre Hamlete, sie können wie dieser zu keiner Farbe der Entschliebung kommen und wir sind keinen Augenblick sicher, ob nicht den orangegelben Aufschlägen, die der neue Kriegsminister in sein Programm aufgenommen haben soll, schon nächstens „des Gedankens Blässe angefränkelt“ werden wird.

Achtzig Millionen sind allerdings ein hübsches Sümmden, es läßt sich jedoch jetzt schwer sparen, das Brot ist so klein! Dann verursacht die Armeereform große Auslagen, denn nirgends kommen die Reformen so hoch zu stehen, wie bei uns. Jede Reform kostet viel Geld, auch diejenige, welche Ersparnisse bezweckt, und es wäre nicht überraschend, in einem unserer Budgets einmal den Ausdruck „Ersparungskosten“ zu finden. Wir dürfen froh sein, daß es unseren Staatsfinanziers bis jetzt noch nicht eingefallen ist, uns das Verhungern der Schullehrer anzukreiden. Erfahrene Leute fürchten daher nichts mehr, als Reformen, und wenn solche nothwendig sind, muß vor Allem mit einer Reform der Reformen der Anfang gemacht werden.

Unsere Bureaufratie — — — Unglückselige Gewohnheit, dieser Alles in die Schuhe schieben zu wollen. Ich habe mir schon so oft vorgenommen, sie ganz aus dem Spiele zu lassen und ich komme doch wieder auf sie zurück. Das verräth wenig Großmuth. Jeder Satiriker, der kaum flügge geworden ist, übt seine jungfräulichen Klauen an ihr, sie war immer die Schwäche unserer

besten Humoristen und Witzköpfe, ja selbst die dramatische Literatur hat ihrer so wenig geschont, daß an die Stelle des komischen Bedienten der komische Staatsdiener getreten ist. Der Schauspieler braucht auf der Bühne nur das Wort „Hofrath“ auszusprechen, um allgemeine Heiterkeit zu erregen, und das Publikum murrte, wenn der Träger der Handlung zufällig ein Staatsamt bekleidet, weil es fürchtet, dieselbe würde bis nach der Sperrstunde verschleppt werden. Man hat sich gewöhnt, den Staatsbeamten als eine Art Murmelthier anzusehen, das während der Bureaustunden in einen tiefen Schlaf verfällt, und sich bei warmer Protektion in immer höhere Diätenklassen hineinschlüft. So urtheilt die gedankenlose Menge, und die kleine Anzahl der Denkenden spricht es wieder dieser nach. Man spricht von einer bureaukratischen Maschine, allein ein Mechaniker soll einmal ernstlich den Plan gehegt haben, diese figürliche Maschine durch eine wirkliche aus Eisen und Stahl zu ersetzen. Es hätte das eine Maschine sein sollen mit einem Einreichungsprotokolle, einer Registratur, mit zwei oder drei Instanzen je nach Bedarf u. s. f. u. s. f. Dieselbe sollte ein sinnreich kombiniertes Räderwerk besitzen, so daß jeder Akt, den man vorne in's Einreichungsprotokoll hineingesteckt hätte, unzählige Male kopirt, und hin- und hergetrieben worden wäre. Der Dampf, welcher die Maschine treiben sollte, hätte eine seiner gegenwärtigen Bestimmung entgegengesetzte gehabt, er sollte nämlich jede schnellere Bewegung hemmen, und das Unglück einer Explosion verhüten, durch welche ein Aktensstück wieder hätte an's Tageslicht gelangen

können. Nur wenn das Registratur-Reservoir der Maschine überfüllt gewesen wäre, würden die Petenten, die bis dahin am Leben geblieben wären, mit ihrer Eingabe abgewiesen worden sein. So hätten sich die großen Kosten der Bureaokratie auf ein Minimum zurückführen lassen, die Papierfabriken wären dabei nicht in ihrem Absatze gekränkt worden, Tinte und Federn würden in gleicher Menge verbraucht worden sein, wie vorher, auch die Stempel wären in ungeschwächter Menge konsumirt worden, und der große Zweck der Nichterledigung wäre in gleicher Weise erreicht worden, wie bis dahin.

Aber es thut Einem das Herz weh, wenn man über die Bureaokratie spotten soll. Der Staat bezahlt sie mit Ehre und man macht sich über sie lustig, sie verzichtet auf die irdischen Freuden, Frühstück und Nachtmahl eingeschlossen, und man verleidet ihr die wenigen Reize, die ihr das Jammerthal noch bietet. Die schlechte Lage des Beamten ist kein Geheimniß, ja über den Hunger desselben herrschen die krassesten Vorstellungen, so daß viele Landleute schlau zu handeln glauben, wenn sie den bureaukratischen Grund und Boden mit einem Schinken in der Hand betreten.

Der österreichische Beamte wird gleich bei seinem Amtsantritte auf den Aussterbeetat gesetzt. Vielleicht macht einmal die Humanität Fortschritte, und so, wie man jetzt die Tauglichkeit des Rekruten untersucht, wird man später auch den Praktikanten vor eine Assentirungs-Kommission stellen, die zu prüfen hat, ob dieser auch die vierzigjährige Aushungerung vertragen kann oder nicht. Erklärt

man ihn für untauglich, so wird er gleich als Rath angestellt, während jetzt die Untauglichen noch immer einige Jahre auf diese Würde warten müssen. Wie viele unglückliche Jünglinge haben den krankhaften Ehrgeiz nach einem zehnsilbigen Titel schwer büßen müssen und zu spät erkennen gelernt, daß der goldene Kragen nur Chimäre. Die bureaukratische Stufenleiter ist nur schwer zu erklimmen für den, der keine hofrätliche Konstitution hat; enge aneinander gedrückt sitzen auf den Sprossen die „Vordermänner“ und hoch oben thront Frau Protektion, die nur hin und wieder einem geisteschwächlichen jungen Manne, der kein anderes günstiges Zeugniß aufzuweisen hat, als das Impfzeugniß, die Hand reicht, um ihm hinaufzuhelfen. Die schönen Träume des jungen Bureaukraten verfliegen bald, und eines Tages, zwei Stunden nach dem sogenannten Mittagessen, fühlt er sich unwohl. Er hält das Unmögliche für möglich und fürchtet, sich den Magen verdorben zu haben. Ist er ein kleiner Kassenbeamter, so verheimlicht er diese Angst, um nicht das Mißtrauen des Vorgesetzten zu erregen. Er geht zu einem Arzte und klagt ihm sein Leiden, worauf dieser lächelnd bemerkt: „Sie sind wohl Beamter?“ Das heißt so viel wie: Ihr Unterleib läßt viel zu wünschen übrig! Von nun an gehört der Bureaukrat in die Diätenklasse der Staats-Hämorrhoidarische, von diesem Augenblicke an gibt er seine Illusionen auf und wird nachlässig im Rasiren. Er hofft und erwartet nichts mehr, und der Wahlspruch: „Die Parteien sollen warten!“ begleitet ihn jetzt durch das Leben.

Die Kohlennoth.

Jänner 1868.

Die Kohlennoth in Wien ist eine traurige Thatsache, Wien kann nicht einheizen! Die rothen Nasen sind nicht mehr auf der Straße allein, sondern auch im Schooße der Familie zu finden, das Zähneklappern ist zur Unterhaltung am häuslichen Herde geworden, und beneidenswerth ist Derjenige, der seine zahlreiche Familie nicht ernähren kann, denn wenigstens erfriert er nicht im Gedränge. Die Hände im Muff, wehklagen unsere Hausfrauen das Volkslied: Kein Feuer, keine Kohle kann brennen u. s. w., in den Theatern werden Feuersbrünste mit demonstrativem Beifall begrüßt, die Garderobiären endlich klagen darüber, daß sie verhungern müßten, wenn Keinem mehr zu heiß sei, und sie werden wahrscheinlich nächstens den nicht mehr seltenen sozial-demokratischen Weg einschlagen, und verlangen, daß der Staat ihnen Oberröcke zum Aufbewahren geben solle.

Wenn man jetzt auf der Straße um Feuer für die Zigarre bittet, läuft man Gefahr, die Antwort zu erhalten: Es wird nichts „ausgetheilt!“ oder: Zudringliche Bettelei! Männer, die sich im Pelze in die Oeffentlichkeit

wagen, werden von der unbehaarten Menge mit dem Zurufe: K. k. ausschließlich privilegierte Kaiser Ferdinands-Nordbahn! verhöhnt, und wenn die Quecksilbersäule nicht bald ihre feuilletonistische Stellung unter „dem Striche“ aufgibt, wird das gemüthliche Sprichwort: Habn's kan Türken g'sehn? welches die orientalische Frage so harmlos glossirt, dem ägenden: Habn's kan Kohlenwagen g'sehn? Platz machen.

Die Kohlenfrage läßt sich nicht mehr mit Glacéhandschuhen angreifen, denn es herrscht eine allgemeine Erbitterung.

Selbst meine alte Dienerin, die ein Muster von Sanftmuth ist und sonst eigentlich nur die Wäscherinnen prinzipiell gehaßt hat, weil sie in ihnen die geschworenen Feindinnen leinener Männerbrüste sieht, wüthet seit der Kohlennoth gegen Greißler, Kohlenhändler, Nordbahn-Aktien und gegen die moderne Litteratur. Wenigstens hatte ich gestern Mühe, einige unaufgeschnittene schöne Litteratur, die sie, um Holz zu sparen, dem Feuertode übergeben wollte, aus ihren Händen zu retten.

Der Genußmensch fragt nicht mehr nach Keller und Küche des Wirthes, der ihn eingeladen, sondern nach dessen Kohlenvorräthen; ein gutes Kohlenfeuer ist jetzt ein besseres Lockmittel, die beste Gesellschaft bei sich zu sehen, als ein Tenor, und das U. U. w. g. auf den Einladungskarten übt unter den gegenwärtigen Verhältnissen nur dann einen Reiz, wenn es bedeutet: Und Abends wird — geheizt! Und endlich, so wie der Wiener während der heißen Sommermonate in das Salzkammergut geht, um sich zu

erholen, so wird er, wenn die Kohlennoth nicht schwindet, während der Wintermonate eine Villeggiatur in dem seiner Kohlen wegen berühmten Mährisch-Osttrau halten, um sich wärmen zu können. Man bringt dann, wenn die Kohlen-saison vorüber ist, dem Familienwater, der während dieser Zeit seinen Geschäften in Wien frierend nachgegangen war, ein Stück Steinkohle als Souvenir de Mährisch-Osttrau mit, und der Beschenkte ruft seufzend aus:

So etwas bekommen wir Stadtleute doch nie zu sehen!

Die Tyroler haben vollkommen Recht, wenn sie vor den Eisenbahnen so große Furcht haben, und behaupten, der Teufel wohne in der Lokomotive als Afterpartei. Muß denn da nicht der Gottseibeius seinen Pferdefuß im Spiel haben, wenn wir uns eine Kohlenbahn gebaut haben und dabei erfrieren? Der Himmel verhüte nur, daß wir nicht auch eine Eisenbahn bekommen, die uns Getreide zu bringen bestimmt ist, sonst gehen wir dem sicheren Hungertode entgegen.

O Phöbus Apollo, Dein Sonnenwagen ist zwar ein altväterisches Möbel, aber wir danken es Dir, daß Du nicht mit Dampfrössen fährst, sonst bliebe einmal der Monatsgehalt beziehenden Menschheit — der „Erste“ aus!

Der Prozeß gegen den Wechselfälscher Hammond.

Die offizielle „Wiener Zeitung“ pflegt in besonders rückfichtswerthen Fällen, bei Todesfällen nämlich, die Biographien verdienter österreichischer Staatsbeamter dem großen Lesepublikum bekanntzumachen.

Wir erfahren dann, unter welchen Verhältnissen der Verstorbene das Licht der Welt erblickt, wie er mit den mannigfachen Schwierigkeiten des Gymnasiums ausdauernd gekämpft, wie er in der Sturm- und Drangperiode seines Lebens unbesoldet am Staatsruder gestanden, wie späterhin ein „Adjutum“ einen milden Schimmer auf seine Beamtenlaufbahn geworfen, wie er in reiferem Mannesalter, da die Stürme des Herzens sich beruhigten, sich ganz dem „Vorspannswesen“ hingeeben, wie das stets wachsame Auge der Landesregierung auf ihn fiel, und ihm mit einer die Umstehenden sichtlich ergreifenden Ansprache des Bureau-Vorstandes das Verdienstkreuz mit der Krone angeheftet wurde, und wie er endlich, geliebt von den Untergebenen, geschätzt von den Vorgesetzten, das Zeitliche gesegnet. In seinem Sarge weinen dann in der Regel eine tiefgebeugte, von dem k. k. Kreiskommissär mit Trostworten beehrte Witwe, und drei oder mehr Kinder mit Erziehungs-Beiträgen.

In dieser Woche hat das Oberstkämmereramt sich veranlaßt gesehen, „von amtswegen“ die Biographie eines seiner Beamten, der durch zwanzig Jahre die Beamten-Kaufbahn verfolgte, noch bei dessen Lebzeiten der Oeffentlichkeit zu übergeben. Diese Biographie, welche wir im Gerichtssaale zu hören bekamen, ist kurz und bündig.

Der Held derselben trat Ende 1848 in den Staatsdienst, und wurde am 6. Oktober 1867 wegen üblen Leumunds und dienstlicher Unfähigkeit entlassen. Diese prägnante Lebensbeschreibung ist in einer Note des Oberstkämmereramtes an das Landesgericht in Strassachen zu finden und betrifft den Offizial erster Klasse jenes Hofamtes, v. Raymond, der wegen Wechselfälschung vor den Schranken des Gerichts stand.

Die Gerichtsverhandlung hat ein widerliches Bild vor uns entrollt. Wir sehen einen eitlen Gecken, der, weil sein Vater ein einflußreiches Hofamt bekleidet und wegen seiner Verdienste als Beamter ein „von“ vor seinem Namen zu führen berechtigt ist, den „Kavalier“ spielt. Er häuft, da es zum Kavalierthum gehört, Schulden zu machen, Schulden auf Schulden, und da es ihm weniger darum zu thun ist, Geld zu bekommen, als eben vornehme Schulden zu machen, drapirt er sich mit einer ordinären Wuchererhande und hat so die Genugthuung, in den Ruf eines leichtsinnigen Schuldenmachers zu gerathen. Es gelingt ihm auf diese Weise — man sieht, dieser „Herr von“ ist zum Baron geboren — 54,000 fl. schuldig zu werden, ohne mehr als 8000 fl. bekommen zu haben.

Wie dies möglich war, hat die Gerichtsverhandlung enthüllt: Dem einen Wucherer, der ihm statt Geld Aktien gibt — alte Kleider wären noch besserer Ton gewesen — schenkt er aus freien Stücken fünf Stück Aktien, und dem Agenten eines anderen Wucherers gibt er für die Vermittlung des Geschäfts ein Trinkgeld von 2000 fl., „damit er sehe, daß er es mit einem Kavalier zu thun habe“. Um endlich dem Kavalier den letzten Schliff zu geben, fälscht er Unterschriften, so daß Jedermann von nun an seiner „Kavaliers-Parole“ mehr Vertrauen schenken kann, als seinem Wechsel. Der arme Vater, der schon einmal die Sünden des Sohnes mit dem Vermögen gebüßt hat, kann dessen neue Schulden nicht mehr bezahlen, und so endet dieser statt im „adeligen Kasino“ im Kriminal.

Das Oberstkämmereramt ist hiernach sehr richtig vorgegangen, wenn es diesen Beamten, wie oben erwähnt, seiner Unfähigkeit wegen entließ. Allerdings aber kam diese amtliche Diagnose sehr spät, und es ist fast zu verwundern, wie ein Beamter, dessen hervorragende geistige Beschränktheit dieser Prozeß klar zeigte, seine vollkommene Unfähigkeit durch fast zwanzig Jahre hindurch den Vorgesetzten zu verbergen wußte, und zwar so schlan, daß ihn diese dabei fortwährend im Range vorrücken ließen und noch immer nichts merkten, als der „dienstlich Unfähige“ sogar schon im silbernen Kragen steckte.

Doch freilich, nichts ist so fein gesponnen, es kommt an's Licht der Sonnen, nur wäre es interessant zu erfahren, durch welchen merkwürdigen Zufall bei diesem

Beamten der gänzliche Mangel der Fähigkeiten nach fast zwanzig Jahren endlich doch entdeckt wurde. Dieser Zufall ist wahrhaftig ein glücklicher zu nennen, denn wie leicht hätte diese dienstliche Unfähigkeit durch weitere zwanzig Jahre verborgen bleiben können und der Mann würde immer glänzendere Karriere gemacht haben, ohne daß seine Unfähigkeit jemals an's Tageslicht gekommen wäre.

Die Brust dieses dienstlich unfähigen Beamten war mit einem Orden geschmückt, mit dem Donatkreuz des souveränen Johanniter-Ordens. Ich bitte, nicht überrascht zu sein, denn zu den Verpflichtungen dieses Ordens gehört bekanntlich auch der Kampf gegen die Ungläubigen, und gegen diese hat der arg Bewucherte in der That unausgesetzt, wenn auch nicht siegreich, gekämpft.

Auf die Frage des Präsidenten, was er mit dem Gelde angefangen habe, antwortete der Angeklagte, „er habe Nippesachen und Bücher dafür gekauft“. Einer solchen Verwendungsart des Geldes liegt allerdings eleganter Geschmack zu Grunde. Allein diese Behauptung zeigte sich als eine eitle Ausflucht, nachdem bei einer Hausdurchsuchung des Angeklagten weder Nippes, noch Bücher vorgefunden wurden. Ich möchte „Kavalieren“, die ungünstige Winde wieder auf die Verbrecherbank verschlagen sollten, die Ausrede rathen, sie hätten das Geld auf — Bonbons gebraucht, denn bei der kurzen Lebensdauer der letzteren kann eine solche Behauptung wenigstens durch keine Hausdurchsuchung Lügen gestraft werden, und es ist vielleicht sogar vornehmer, sich für Bonbons zu ruiniren, als für Nippesachen.

So richtet das „von“, dieser Ehrgeiz Tausender, den Einzelnen, wie die Familie zu Grunde; die Auszeichnung des Vaters führt nur zu oft zur Brandmarkung des Sohnes, und wenn man diesen zur Strafe nachher in die bürgerliche Gesellschaft wieder „zurückschleudert“, ist er für diese verloren. Der Vater ist Beamter oder Kaufmann, der Sohn aber ist „Kavalier“, die Welt soll auch sehen, daß er Kavalier ist, und damit sie es sehe, bleibt ihm zuletzt nichts übrig, als ein Gauner zu werden. Und wer ist die Welt, für die man die widerliche Kavaliersrolle spielt: Kellner, Kutscher und jene Damen, die nicht nur wie alle Menschen unter den Kleidern nackt sind, sondern auch dieser Nacktheit ihre Kleider verdanken. Man gebraucht ein zu mildes Wort, wenn man diese geist- und gedankenlosen eleganten Zigeuner einfach „Nichtsthuer“ heißt, man sollte sie „Nichtsthäter“ nennen, um die Verwandtschaft mit dem Uebelthäter mehr hervorzuheben.

An der Hand des Berichterstatters aus dem Gerichtssaale ist es uns so manchesmal gestattet, einen Blick in die Gesellschaft zu werfen, aber das Bild, welches unseren Augen sich zeigt, mag noch so abscheulich sein, morgen ist es vergessen. Wer daran zu erinnern wagt, besitzt keine gesellschaftlichen Manieren, und wer darüber schreibt, mißbraucht die Preßfreiheit, denn er beleidigt die ehrenwerthe Gesellschaft, welche diese Wechselfälcher und Defraudanten protegirt hat.

Die Poesie des Selbstbewußtseins.

März 1868.

Ziemlich geräuschlos ist diese Woche vorübergegangen.

Wenn man nicht darin, daß in jedem unserer Theater ein neues Stück durchgefallen ist, Genüsse des großstädtischen Lebens erkennen will, man könnte glauben, sich in einem jener fernab vom Welttreiben gelegenen, von unserem Erwerbsteuer-Patente „Ortschaften mit weniger als 1000 Einwohner“ genannten Paradiese zu befinden, deren Höchstbesteuerten dieses Patent in seinem Sinn für's Kleine nur eine Erwerbsteuer von acht Gulden zumühet. Wären nicht die Gerichtsverhandlungen über die Raubmorde und die Inserate der Entreprise des pompes funèbres gewesen, was hätte Einen an die Weltstadt erinnert?

Wer nicht wie der indische Gott in der fortwährenden Contemplation seines Nabels einen unerschöpflichen Quell der Zerstreuung findet, wird diese Langweile empfunden haben, eine Eintönigkeit, die nur auf einem einzigen Gebiete nicht geherrscht hat, da nämlich nach der Behauptung des Geschäftsberichtes dieser Woche das Leimgeschäft sich noch immer einer „angenehmen Regsamkeit erfreut“.

Wahrhaftig, es sollte mich nicht wundern, wenn die Wiener Feuilletonisten nächstens unter die Sozial-Demokraten gehen, wenn sie ebenfalls ihr „Recht auf Arbeit“

geltend machen und erklären: Auch wir sind Arbeiter und wir dürfen den Anspruch erheben, daß uns die Regierung unterstütze, aber nicht wie die Eisenbahnen mit Geld, wir sind zufrieden, wenn sie uns — Stoff gibt, wenigstens einmal in der Woche Stoff zum Lachen, oder doch wenigstens zum Raismirén. Die Regierung möge es wohl überlegen, was es heißt, wenn plötzlich alle „Chronisten“, „Plauderer“, „Müßiggänger“, „Spaziergänger“ und wie sie sonst sich nennen mögen, auf Cassalle schwören, eierlei, ob dies nach dem neuen Gesetze über die Eidesableistung beim Crucifix geschieht, oder bei den fünf Büchern Moses unter Zuziehung eines Fachmannes aus dem Kreise der Rabbiner.

Seht Euch vor, sonst nehmen wir Arbeiter das Bündniß an, das uns neulich die Kirche angeboten. Diese macht wenigstens uns gegenüber wirklich Ernst mit der Sozial-Demokratie, denn, indem sie unser „Recht auf Arbeit“ anerkennt, gibt sie uns Woche für Woche durch Reden, Predigten, Hirtenbriefe und Lächerlichkeiten aller Art Stoff zur Arbeit, die manche darbenende Humoristenfamilie gut zu ernähren im Stande ist. Die Regierung hat den besten Willen, ich gebe es zu, sie läßt, nachdem wir uns kaum von der Versöhnung mit Ungarn erholt haben, durch den Herrn Generalmajor Grivicic einen Konflikt mit der ungarischen Delegation heraufbeschwören, aber das ist ein Palliativ-Mittel gegen die Humornoth, wie die Kouponsteuer gegen das Defizit, und ehe wir noch recht gelernt hatten, den Namen dieses Generals auszusprechen, war der Konflikt schon wieder beseitigt.

Die Rede des Generals Grivicic würde kaum für ein Tagesgespräch in Grönland, das sich gewiß sehr kurzer Tage erfreut, ausgereicht haben. Von bleibendem Interesse dürfte nur das Eine sein, daß in jener Auseinandersetzung auf eine neue, bisher nicht gekannte Gattung von Poesie aufmerksam gemacht wurde.

Der Herr General hat es nämlich, allerdings mit großer Milde, gerügt, daß durch die Art und Weise, wie die militärischen Fragen in der Presse behandelt werden, die „Poesie des Selbstbewußtseins“ bei den Vaterlands-Vertheidigern schwinden müsse. Ich will mir nicht anmaßen, Generalsreden richtig zu interpretiren, allein es liegt die Vermuthung nahe, daß jener Seitenhieb mit flacher Klinge gegen die Journalistik die etwas ungezwungene Sprache strafen wollte, mit welcher die Zeitungsschreiber die neu aufgetauchte Frage über das Waffentragen der Soldaten außer dem Dienste behandelten. Hiernach wäre unter der Poesie des Selbstbewußtseins eigentlich die Poesie des Haubajonnets zu verstehen, eine Poesie, die auf der linken Seite getragen wird, und die selbstverständlich einer nüchternen Prosa Platz machen muß, sobald das Seitengewehr, welches in derselben Weise zu wirken scheint, wie ein Trunk von dem katalischen Quell, außer dem Exerzierplatze nicht mehr getragen werden darf.

Es liegt allerdings ein herber Kontrast darin, wenn der Poet „vom Feldwebel abwärts“, der noch Vormittags auf dem Parnaß vor der Franz-Josefs-Kaserne sich den Olympischen nahe fühlte, des Nachmittags bei der geliebten Köchin, wo ihm ein Bischen Poesie so gelegen

käme, diese entbehren muß. Und wenn seine „Laura“ anstatt eines poetischen Gemeinen einen gemeinen Prosaiker in die Arme schließt, dann mag sie wohl, mit Wehmuth der schöneren poesiereichen Vergangenheit gedenkend, klagen: „Wenzel, wo ist Deine Poesie?“ und der Poet außer Dienst antwortet prosaisch: „Gut, daß Du mich daran erinnerst; morgen muß ich sie wieder putzen!“ Er ist nur Poet, während ihn vielleicht der didaktische Poet-Feldwebel, weil er sich beim Marschiren einen Fehler in den Füßen zu Schulden kommen ließ, Schafskopf nennt, dagegen ist er aller Poesie bar, während ihm das Mädchen seines Herzens die süßesten Kosennamen gibt.

Wenn die Angebetete vorwurfsvoll fragt, ob er sie nicht mehr liebe, weil er seit einiger Zeit so fad sei, muß er gestehen, daß ihm, seit er das Bajonnet in der Kaserne zurüchlassen müsse, aller lyrische Schwung fehle. Das, was ihn beim „Röhrbrunnen“ dem Mädchenkreise so unterhaltend erscheinen ließ, war ja eben die Poesie des Selbstbewußtseins, denn ein allerdings nicht „gedienter“ deutscher Dichter, Goethe, will schon die Bemerkung gemacht haben, daß man wohl durch zartes Entgegengehen die Weiber gewinne, daß jedoch noch besser fortkomme, „wer rasch ist und verwegen“ oder, mit anderen Worten, wer von der „Poesie des Selbstbewußtseins“ verklärt wird.

Diese Poesie des Selbstbewußtseins war es, welche die thatendurstigen Krieger aus der „gemeinen Mannschafft“ in neuester Zeit so häufig zu Gladiatoren-Kämpfen mit Zivilisten angespornt hat, und mit Ausnahme der Inhaber von „chirurgischen Officinen“ wird es wohl

Keiner bedauern, wenn diese Gattung Poesie nicht länger gepflegt wird.

Wenn aber der Herr Generalmajor sich getäuscht hätte und die mehrfach erwähnte Poesie des Selbstbewußtseins, ungeachtet des Verbotes des Waffentragens außer Dienst, doch nicht verschwände, so kann man sich dieselbe ihres ungefährlichen Charakters wegen wohl gefallen lassen, denn was nützt dem Selbstbewußten alle Poesie ohne Schleppfäbel. Legt man übrigens auf diese militärische Poesie in der That einen höheren Werth, so kann sie ja auf dieselbe Weise gefördert werden, wie die Zivil-Poesie, durch Mäcenaten, durch Preisanschreibungen u. s. f., oder indem man ihren Jüngern eine „dreitägige Gratislohnung“ bewilligt. Vielleicht ließe sich die militärische Poesie des Selbstbewußtseins in noch weniger kostspieliger Weise fördern, indem man etwa die Stockprügel abschafft, oder das Institut der Privatdiener aufhebt, denn das Schöne „will behandelt sein, wie Blumen edler Art“ — — in der Blumenzucht aber spielt weder der „Haslinger“ noch das Stiefelpuhen irgend eine Rolle.

Diese Beförderung des Selbstbewußtseins zur Poesie (außer der Tour würde das Armeekorrespondenzblatt jagen) wird auch einigen Poeten aus dem Zivil, die bisher nur das Selbstbewußtsein ohne das Talent des Dichters hatten, zu gute kommen. Man sollte diese in Zukunft — Grivicic-Poeten nennen, in ähnlicher Weise, wie man den verschiedenen Regimentern den Namen eines Regiments-Inhabers beilegt.

Hirtenbriefe und Konkordatsfreunde.

1. März 1868.

Der liebe Gott scheint mit uns armen Sterblichen denn doch nicht so unzufrieden zu sein, wie der Herr Kardinal Rauscher uns glauben machen will. Er schenkt uns schöne sonnige Tage, ehe noch unser Winterrock seinen Kreislauf vollendet hat, und erlaubt uns, duftende Veilchen in das sündige Knopfloch zu stecken, bevor noch der Kalender dem Frühling ein Equator gegeben. Das ist kein Wetter für Theater, Konzerte und Hirtenbriefe, wenn das „Mailüfterl“ weht. Der Mensch fühlt dann etwas in sich selbst vom „jugendlichen Liebhaber“; er entdeckt beim Spaziergehen ein flügge gewordenes hohes C in seiner Kehle und braucht nicht erst vom Kardinal zu erfahren, was ihm zu seiner Seligkeit noth thut. Aber die Theater-Direktoren, Virtuosen und Bischöfe wissen, daß dieser Februar-Frühling nur ein Aushängebogen der Prachtausgabe des wirklichen Frühlings ist, und daß diese erst später erscheinen wird, deshalb lassen sie „neu einstudiren“ und fiedeln ruhig weiter und schimpfen nach Herzenslust.

Eine ganze Fluth von Hirtenbriefen hat den geduldigen Lämmern diese Woche bescheert, aber keiner derselben war — „erstes Papier“, wie die Wechselsensale

mit Rücksicht auf deren untergeordnete Qualität sagen würden. Immer wieder dieselben holperigen Argumente, wie sie ein Advokat hervorhucht, der eine schlechte Sache vertheidigt, und eine Sprache, welche die Völker Oesterreichs in dem Leserkreise von Christoph Schmidt's Jugendschriften sucht!

Mehrere dieser Hirtenbriefe enthielten auch ein kleines Postskriptum, in welchem nur in aller Eile mitgetheilt wurde, daß die Zivilehe im Grunde nichts anderes sei, als ein nur mit größerem Komfort ausgestattetes Konkubinat. Sowie es eine Lügenpresse gibt, gibt es auch eine Lügenehe. Der Staat macht zwei Personen verschiedenen Geschlechtes weiß, daß sie verheiratet sind, die Leutchen glauben dieser Vorpiegelung, und umso mehr, da man so raffiniert ist, die Kinder als ehelich zu betrachten. Nur der Pfarrer lächelt, so oft er hört, daß die Hebamme in das Haus der Sünde berufen wird, denn ihm ist es ja bekannt, daß dieses Kind nach der Absicht Gottes in das Findelhaus gehört. Es bleibt nichts übrig, als daß der Himmel in seinem Zorne gegen diese eheliche Demi-monde-Wirthschaft die Zivilsrepler sozusagen mit ihrer Nase auf die Sünde stößt, und das geschieht auch. Das eine Kind hat einen unnatürlichen Appetit und verdirbt sich an seinem Geburtstage regelmäßig den Magen, eine Tochter hat eine schöne Stimme und wird bei einem Theater engagirt, und bei dem Lieblingssohne — die Strafe ist streng, aber verdient — entdeckt man gar schriftstellerisches Talent! Bei dem Scharfsinn, mit welchem die Hirtenbriefe darthun, daß in der

firma Zivilehe das Konkubinat als „stille Gesellschafterin“ vorkomme, wäre es wünschenswerth, wenn die Hirtenbriefe nächstens auch andere praktische Fragen in den Bereich ihrer Untersuchung ziehen würden, und beispielsweise über den Kurswerth der Pest-Losonczger Aktien sich vernehmen ließen.

Bei der Debatte über das Ehegesetz im Herrenhause hat sich so recht der internationale Charakter dieses Instituts gezeigt. Die Hauptwortführer für das Konkordat fanden sich nämlich in dem zugereiften Theile des Herrenhauses: ein Schwabe, ein Westphale und ein dänischer Schleswiger. Ein Vertreter Lapplands sitzt vorderhand, so viel ich weiß, noch nicht im Herrenhause, sonst hätten wir vielleicht auch lappländische Motive für die Nothwendigkeit der Fremdherrschaft des Papstes in Oesterreich zu hören bekommen, und statt die Aehnlichkeit des Konkordats mit Handelsverträgen zu beweisen, die das fremdländische Kleeblatt mit Vorliebe darzuthun versuchte, würde ein solcher gezeigt haben, daß es einerlei sei, ob ein Vertrag geschlossen werde über die Gewissen oder über eine Ladung Thran, und daß es dumm, verlogen, unmoralisch und unehrenhaft sei, wenn die Oesterreicher ein anderes Recht für sich in Anspruch nehmen wollten, wie vertragsmäßig verkaufte Seehunde. Herr Graf Blome, ein Oesterreicher, der ein Däne war, ein Katholik, der ein Protestant war, und ein Diplomat, der kein Diplomat war, hat sich erlaubt, den Kampf für das Konkordat als einen Kampf für Wahrheit und Recht hinzustellen, er hat es gewagt, die Politik des Verderbens

Oesterreichs, Metternich's, mit „Wahrheit und Recht“ zu identifiziren, und hat die Stirn gehabt, das Andenken Joseph II., das jedem Oesterreicher heilig ist, zu verunglimpfen — und nicht etwa in Kopenhagen, nein, in Wien! Er hat über „Wahrheit und Recht“ gesprochen, als wenn erst er diese seit Metternich nicht mehr vorrätigen Artikel importirt hätte, und man war nach den gräßlich Blome'schen Ansichten über Wahrheit und Recht erstaunt, daß er nicht schließlich auch die Kasimir Eßterhazy'schen Loose, Loose für Wahrheit und Recht genannt hat.

Die österreichische Polizei hat in früheren Zeiten gefunden, daß Jene, die eine übergroße Frömmigkeit auch äußerlich zeigten, meist aus der Fremde waren, und sie versuchte deshalb für diese die Bezeichnung „überspannte Ausländer“ einzubürgern. Vielleicht hätte der Ausdruck „überspannt“ mit einem besseren vertauscht werden können, da die so bezeichnete Kategorie unserer Gäste sich zu meist aus Konvertiten rekrutirte, die also eigentlich „umgespannt“ hatten. Eine Eigenthümlichkeit dieser überspannten Ausländer ist es, daß sie ungeachtet ihres angeheiterten, geistigen Zustandes selten etwas unternehmen, was ihnen Schaden bringt, sondern meistens nur Anderen Schaden zufügen. So ist Herr Graf Blome bei aller seiner Ueberspanntheit auffallenderweise doch nicht unter die Kapuziner gegangen, und hat nicht etwa das Gelübde der Armuth und der Keuschheit abgelegt, im Gegentheile, er hat sich in Oesterreich ein einträgliches Amt errungen und eine junge Dame geheiratet.

Während er so für sich vortrefflich gesorgt hat, lagen ihm unsere Interessen weniger am Herzen; er hat den Gasteiner Vertrag zu Stande gebracht, und sucht uns jetzt mit dem Konkordat die Kehle zuzuschnüren. Nach alledem glaubt Herr Graf Blome, es nicht verheimlichen zu sollen, daß er die Oesterreicher für dumm genug hält, um ihnen Wahrheit und Recht interpretiren zu dürfen. Wenn er daher in seiner Rede für das Konkordat bemerkte, „der greise Dulder für Wahrheit und Recht“, der Papst, werde das Konkordatabschüttelnde Oesterreich, wie Cäsar seinen Brutus: *Et tu mi fili!* apostrophiren, so wird das dem Herrn Grafen Blome mit „also sogar diese Eseln!“ nicht zu frei übersetzt sein. Die Mahnung des Herrn Grafen Blome, jetzt nicht an dem Konkordate zu rütteln, „wo das Oberhaupt der Kirche unendlich viel von der Undankbarkeit seiner Kinder zu dulden hat“, erinnert an den Kindsfrauenjargon, und läßt es gerathener erscheinen, diesem Diplomaten statt der Abschließung von Staatsverträgen das Arrangement von Pfänderspielen anzuvertrauen.

Der Schwabe Graf Reckberg trat dem Grafen Blome, nachdem dieser mit den Wasserstiefeln vorangegangen war, muthig nach, und ich glaube, seine Naivität ging so weit, daß er sogar zufrieden war, ausgelacht worden zu sein. Ihm folgte — wir sind noch immer im österreichischen Herrenhause — ein Westphale, der grauenhafte Nachwächter des Konkordats, Herr Regierungsrath Urndts. Er pries wie alle Tapferen zuerst seinen Muth, daß er überhaupt noch rede, trotzdem er

sich verschiedene „persönliche Unannehmlichkeiten“ (das traurige Los aller Nachtwächter) zugezogen habe. Nach diesem Appell an das Gemüth begann er eine kleine populäre Vorlesung über Verträge im Allgemeinen, welcher mehrere Anwesende, wie man aus ihrem Gähnen entnehmen konnte, ein aufmerksames Ohr schenkten. Nachdem er so den Ansprüchen an seine „europäische Berühmtheit“ Genüge geleistet, und gleichzeitig zwei Duzend Standesherrn in Schlaf gewiegt hatte, betrat er wieder das Gebiet der Grobheit mit einer Virtuosität, die ihm sogar beim „Fest der Handwerker“ ein Recht auf Beachtung sichern würde. Ein Tischlermeister, der seinen Lehrlingen bei einem rechtlich nicht nachweisbaren Butterbrot überrascht, könnte nicht mehr mit Unehrllichkeit herumwerfen, als Herr Arndts, der die Ehrlichkeit nur den Anhängern des Konkordats vindizirte. Daß der Präsident der Versammlung dem behäbig breiten Schimpfen dieses berühmten Europäers kein Ende machte, läßt sich vielleicht auf die von Herrn Arndts vorangeschickte Schummerarie über Verträge zurückführen.

Aber dem Himmel sei Dank, die „ehrliehen“ Leute des Herrn Arndts sind unterlegen, der gesunde Menschenverstand, obwohl er nicht „aus einer guten katholischen“ Familie“ ist, wie Herr Graf Thun sagen würde, hat einen neuen Triumph errungen, und wenn die Männer des Konkordats die zur Feier des Sieges hellerleuchteten Fenster gesehen haben, wird ihnen nichts übrig bleiben, als darin Beruhigung zu finden, daß die Flammen des Segefeuers noch Lichter lohen werden.

Das Deficit.

3. März 1868.

Also wirklich kein Komet, es ist kein Kind mit zwei Köpfen auf die Welt gekommen, nicht einmal ein Kalb mit acht Füßen? Ein Stück Konkordat ist aufgehoben und es geschehen keine Zeichen und Wunder? Man hat selbst aus Tirol noch keine Nachricht, daß einer jungfräulichen Kuhmagd der liebe Herrgott erschienen sei und ihr zur gefälligen Weiterverbreitung mitgetheilt habe, der Graf Auersperg sei ein Malefizkezer? Nur keine Ueberstürzung, die Himmlischen sind selbst noch zu verblüfft über die Wendung, welche die Dinge in Oesterreich genommen haben, aber wenn der Kardinal Rauscher erst wieder zur Besinnung gelangt, werden sie uns schon einen Schabernack spielen.

Das böse Gewissen des Volkes regt sich bereits, man hat sich in dieser Woche mit Ahnungen und Gerüchten geängstigt: dem Doktoren-Ministerium soll erklärt worden sein, daß es über die Schnur gehauen habe und daß künftighin jedem Ministerrathe zur Verhütung von

Ausschreitungen ein landesfürstlicher Kommissär beizuziehen sei; man hat von einem Zukunfts-Ministerium gesprochen mit Bileam's Esel als Sprechminister, und der Papst soll einen Brief geschrieben haben, in welchem er die Emanzipation der Weißen von den Schwarzen als der göttlichen Ordnung widersprechend erklärt, und hinzugefügt, daß er es als einen Akt der Courtoisie ansehen würde, wenn man Oesterreich wenigstens noch einige Monate hindurch zu Grunde zu richten geneigt wäre. Den Zahmen kommen solche abenteuerliche Geschichten ganz natürlich vor, sie können noch nicht an die volle Freiheit, deren sie mit einem Male theilhaftig werden sollen, glauben, und kopfschüttelnd würden sie gerne die Regierung, wie jener Fiaker einen sehr dicken Passagier, fragen: „Euer Gnaden, fahren mer auf einmal?“ Es gibt noch immer wildwachsende Staatsmänner, welche das Bischen Freiheit, dessen wir uns erfreuen, nicht als unabweisliche Nothwendigkeit, sondern als ein Geschenk ansehen, mit dem man uns überraschen wollte, wie mit einem Paar gestickter Pantoffeln am Namenstage, welche, wie Mädchen, denen man versprochen hat, sie auf einen Ball zu führen, fortwährend fürchten, daß noch etwas „dazwischen kommen“ werde, und sich dabei vielleicht an den Schützling Metternich's, Dom Miguel, erinnern, der wegen eines solchen fatalen Dazwischenkommens die den Portugiesen verliehene Verfassung lange Zeit nicht beschwören konnte, indem ihn nach der Versicherung damaliger offiziöser Zeitungen — Zahnschmerz am Schwören verhinderte.

Seid unbesorgt, und kann Euch gar nichts aufrichten, so denkt doch nur daran, daß noch immer nicht das Defizit verschwunden ist, das gute, alte Defizit, unser Tröster in der schlimmsten Noth, das uns ja immer, wenn uns die schweren Ketten wund gerieben hatten, wenn uns die Zähne wackelten und die Haare ausfielen, milde Freiheitsgaben bescheert hat. Ja, es lebt noch! Die unglückseligen Neuerer wollen freilich auch an diesen Stamm die Axt legen, die Henne, welche die goldenen Eier gelegt hat, abschlachten, pietätlos das Defizit aufheben, wie man ein altes faules Kloster aufhebt, das greise Defizit in seinen alten Tagen aus dem Budget hinauswerfen, in dem es so lange behaglich gewohnt hat — o Undank, der Mohr hat seine Arbeit gethan, der Mohr kann gehen! Drei Jahre will ihm der grausame Minister Brestel nur noch gönnen, drei kurze Jahre, dann soll es Haus und Hof verlassen, das arme, steinalte Defizit, das in vierzehn Jahren sein hundertjähriges Jubiläum in Oesterreich gefeiert hätte. Auf elenden Krücken hebt es sich weg, das gute, katholische Defizit, und statt seiner kommen die reformirten direkten Steuern. Aber nur Geduld, das war ein gemüthlicher Oesterreicher, das Defizit, es war nicht so hochmüthig, es hat mit Allem vorlieb genommen, mit National-Anlehen, Silber-Anlehen, es war mit Allem zufrieden, was ihm der österreichische Finanzgenius, die „unerschöpflichen Hilfsquellen“, zugeworfen. Vergleicht nur damit die ungemüthlichen Fremden, die Reformirten, die Euch neugierig und zudringlich in Küche und Keller schauen, und

die besten Bissen für sich herausholen werden. Wenn jedoch auch die Neuen nicht helfen werden, dann wird es wieder zurückkehren, das verstoßene Defizit, es wird Euch mit seinen treuen Augen wehmüthig froh anschauen und rufen: Es sei Alles vergessen und vergeben, hier bin ich wieder und will mit Euch fürder ausharren, und nicht mehr von Euch gehen.

Und wenn das Defizit verschwände, was würde aus all den großen Finanz-Virtuosen, die es zu ihrer Lebensaufgabe gemacht haben, Projekte zur Beseitigung des Defizits zu ersinnen, aus diesen Original-Genies, die sich nie mit Kleinigkeiten abgeben, die mit einer wunderbar einfachen Rechnung den Staatshaushalt regeln, das Agio beseitigen und dabei noch immer Fonds flüssig haben, durch welche die Staatsschuld in dreiviertel Jahren abgetragen werden kann. Schade um diese Projekte, die alle so sinnreich sind, und doch so einfach wie das Ei des Columbus: Wie nahe liegt es nicht auch, ganz Oesterreich in einen Spargelgarten zu verwandeln und so die ganze Welt ihm tributär zu machen? Welche glänzenden Geschäfte könnte nicht der Staat mit einer Bank machen, die Grundstücke belehnen, Wechsel escomptiren, Noten emittiren und foulardtücher bedrucken würde und nebenbei noch als Rasirstube verwendet werden könnte! Und ließen sich nicht die reichsten Einnahmen mit einer Staatslotterie erzielen, in welcher selbst Jener, der eine Niete zöge, noch immer eine Prise Tabak gewinnen müßte! Alle diese und noch sinnreichere Finanzpläne, welche die Lösung der Quadratur des Defizits sich zur

Aufgabe setzen, sind nunmehr vergebens erfonnen worden, sie haben keinen praktischen Werth mehr, und die Unglücklichen, welche die Beseitigung von österreichischen Defiziten zu ihrem Lebenszweck gemacht haben, gehen zwecklos in der Welt herum. Vielleicht wird dann Einer, der seine Ideen nicht los werden kann, ein ideales Finanzprojekt unter dem Titel zum Besten geben: „Kein Defizit mehr, falls noch ein solches bestände.“

Im höchsten Grade unzufrieden aber mit den Vorlagen des Minister Brestel zur Beseitigung des Defizits sind alle die Ehrgeizigen, die, um in der „Wiener Zeitung“ genannt zu werden, Abgebrannte, Ueberschwemmte, Offiziers-Witwen, Künstler und andere Unglückliche großmüthig unterstützt haben. In Zukunft nämlich werden die offiziellen Blätter ihre Spalten jedem Lumpen öffnen, der sein Einkommen um ein paar Hundert Gulden zu niedrig fatiren will. Ich kenne einige rechtschaffene Männer, welche sich selbst als Einkommenverschweiger denunziren werden, aber sie müssen die Garantie haben, daß die „Wiener Zeitung“ sie ungeachtet der Selbstanzeige nicht verschonen werde.

Die bösen Zungen.

April 1868.

Das neue Stück des Herrn Heinrich Laube war das große Ereigniß der Woche. Von der Direktion des Burgtheaters zurückgewiesen, hat es im Offenbach-Tempel an dem Wienflusse ein freundliches Asyl gefunden. Sehr viele ständige Tarokpartien wurden an diesem Donnerstag zum ersten Male seit ihrem Bestehen gestört, weil „der Dritte“ in den „Bösen Zungen“ war; viele Stelldichein, die für diesen Tag versprochen waren, wurden nicht eingehalten, und die Hausfrauen, welche an diesem Unglücks-Donnerstag Jour fixe hatten, mußten auf die Stierden desselben verzichten. Logen, fauteuils und Sperrsitze waren „vergriffen“, und die Parias der Gesellschaft, die überall zu spät kommen, mußten sich begnügen, die lebensgroße Photographie des Dichters der „Bösen Zungen“, die zur Feier des Abends im Foyer des Wiedner Theaters hing, zu bewundern, und umkehren.

Da sitzen sie denn nun, die Dritten des Taroks, die Damen, welche Punkt halb sieben Uhr den Stephansthurm

anzublicken versprochen hatten, und die Stützen des Jour fixe, um bei Beleuchtung des äußeren Schauplatzes über die jüngste Vergangenheit Oesterreichs zu Gerichte zu sitzen. Da sitzen die Gerechten, welchen die Wahrheit am liebsten als Anspielung ist; die Liberalen, welche liberal sind, wenn sie liberal regiert werden, wie nach den Schlußworten der „Bösen Zungen“ die Völker gut sind, wenn sie gut regiert werden; da sitzen die Fortgeschrittenen, welche in Ekstase gerathen, wenn gegen Hexenprozesse und Tortur deklamirt wird, die Freunde der deutschen Schaubühne, welche Fräulein Geißinger, die sie sonst nur als „schöne Helena“ applaudirten, diesmal als Mutter zweier heiratsfähiger Töchter sehen wollen, und Alle die, welche den ersten Spargel essen, die neuesten Bonmots wissen, und das erste Debut des Vorstadtkomikers Herrn Blasel im Hochdeutschen nicht versäumen dürfen. Und dicht gedrängt beugen sich über die Brüstung der Galerie die Armen, welche damit einverstanden sind, daß die Tugend durch vier Akte in Krämpfen liegt, wenn nur das Laster im fünften Akte durch die Polizei festgenommen wird.

Der Vorhang geht in die Höhe, der Dichter beruft das verehrliche Publikum in das Landhaus eines Herrn v. Mack und gibt dort die überraschende Erklärung ab, daß er in Folge unvorhergesehener Ereignisse verhindert sei, die Handlung sogleich beginnen zu lassen. Es sei nämlich ein betäubender Todesfall eingetreten, indem der eigentliche Held des Stückes, der Finanzminister „von der Straße“, plötzlich gestorben sei; das Gerücht sage, er habe selbst an sich Hand gelegt. Nun habe sich allerdings der

frühere Unter-Staatssekretär des Ministers über vieles Sureden bereit erklärt, statt des Verstorbenen als Held einzutreten, aber man wisse ja, wie schwierig solche unerwartete Rollen-Übernahmen fallen, und man möge es daher mit dem Drange der Umstände entschuldigen, wenn der neue Held anstatt zu handeln die Hände über den Kopf zusammenschlage, wenn er so außer Fassung sei, daß er unzusammenhängend und verworren spreche und wenn schließlich sein ganzes Heldenthum darin bestehe, daß er ein schönes Mädchen heirate. Der Dichter werde aber in den nächsten vier Akten den Ausfall reichlich zu ersetzen bemüht sein und biete vorläufig als kleine Entschädigung eine Opern-Arie, welche die bösen Zungen vorzutragen sich bereit erklärt haben. Die Arie wird in der That gesungen, der Vorhang fällt; man applaudirt, aber es macht sich hier eine kleine Opposition geltend, weil von mancher Seite ein *Da capo* besorgt wird.

Im Zwischenakte bemerkt ein Herr zu seinem Nachbar, wie zweckmäßig das System der Kontremarken bei den Pariser Theatern sei, durch welche man in den Stand gesetzt werde, seinen Sitz einem Andern gegen Entgelt zu überlassen, falls man selber auf die weiteren dramatischen Genüsse des Abends verzichten wolle.

Wie schon erwähnt, tritt der Unter-Staatssekretär als Helden-Stellvertreter auf, die Witwe des Ministers greift ihm dabei so viel als möglich unter die Arme, und da sie sieht, daß derselbe mit seinen liberalen Anschauungen wenigstens um vierzig Jahre zurück ist, empfiehlt sie ihm das Studium der Geschichte der letzten zehn Jahre, und

will ihm zu diesem Behufe das rotheingebundene Tagebuch ihres Mannes zur Durchsicht übergeben. Die Witwe legt mittlerweile das Buch auf einen Tisch, da dasselbe staatsgefährlich ist, und man ein solches ebenso ungerne wie Schießpulver im Schlafzimmer aufbewahrt.

Während sie aber mit ihrem Protégé, der sie beschützen soll, in ein Nebenzimmer abgeht, tritt der Intrigant, der Polizeirath Fischer, welcher es auf das Tagebuch, um den Verstorbenen zu kompromittiren, längst abgesehen hat, mit zwei Helfershelfern ein, sieht das Buch und beschließt, es stehen zu lassen. Als skeptischer Polizist jedoch denkt er: sicher ist unsicher! und verschiebt den Diebstahl auf ein anderes Mal. Die Witwe kehrt mit ihrem Beschützer, dem Unter-Staatssekretär, in das Zimmer zurück, sie sieht die fremden Gäste, und es entwickelt sich ein heftiges Wortgefecht. Der Intrigant will sie inquiriren, sie verweigert aber jede Auskunft, da er nicht den blechernen Adler, den unsere Detectives mit sich führen, aufgesteckt habe, und nachdem sie sich zu derselben nicht zwingen ließ, gibt sie diese ungezwungen, wobei sie mit sogenannter Schonungslosigkeit mehrere Uebelstände im Staatswesen aufdeckt.

Im Hause erhebt sich hierüber ein Beifallssturm, als wenn Offenbachs schöne Helena eben das Lied gesungen hätte, „daß sie der Tugend, der Tugend so Fallstricke legt“; Fräulein Geisinger will mit gekreuzten Armen danken, aber sie überzeugt sich nur zu bald, daß der Beifall diesmal der unterdrückten Unschuld in der Parterre-Loge rechts gilt, welche eine auffallende Ähnlichkeit mit

der lebensgroßen Photographie Laube's im Foyer hat. Die so von der Sonne an den Tag gebrachte Unschuld wird aus der Loge gestürmt, sie eilt auf die Bühne, und der abwesende Dichter dankt gerührt im Namen des anwesenden ehemaligen Direktors des Burgtheaters.

Der Unter-Staatssekretär soll die Nichte des Landes-Präsidenten heiraten; allein je öfter er diese sieht, desto mehr liebt er eine Andere, und zwar keine andere, als die Tochter des seligen Helden, Fräulein Minona. Der Landes-Präsident ist ein ungemein vorsichtiger Mann, ihm können solche Dinge nicht passiren, wie der Minister-Witwe, welcher im Zwischenakt das werthvolle rothe Buch endlich doch gestohlen wurde, denn er trägt seinen kostbarsten Schmuck, die zahlreichen Orden-Dekorationen, fortwährend am Halse und an der Brust, Aufbewahrungsorte, die mit jeder Wertheim'schen Kasse in Bezug auf Einbruchssicherheit wetteifern können.

Der Diebstahl versetzt sämtliche Personen des Stückes, mit Ausnahme der bösen Jungen, in Schrecken, da das gestohlene Buch dem König ausgeliefert wurde. Der Unter-Staatssekretär erklärt unter solchen Verhältnissen die ihm aufgezwungene Heldenrolle nicht weiter fortführen, sondern auswandern zu wollen. Der edle Landes-Präsident, der einerseits gern der unterdrückten Unschuld beistehen möchte, dem aber andererseits einige unbesezte Knopflöcher eine gewisse Reserve gegen „Oben“ auferlegen, ist in der peinlichsten Verlegenheit, denn die vorliegende Frage läßt sich nicht wie andere wichtige Staats-Angelegenheiten vorläufig ad acta legen.

Es steht zu befürchten, daß dem ergrauten Staatsdiener kein rettender Gedanke einfallen werde, da nimmt sich der König der Situation an. Er schickt nämlich dem Landes-Präsidenten ein Handschreiben, und beendet so die langwierige vieraktige mündliche Verhandlung durch das schriftliche Verfahren. Der König theilt in diesem Aktenstücke mehrere Gnaden aus: der Intrigant wird nicht bestraft, sondern pensionirt, der Dieb wird nicht eingesperrt, sondern landesverwiesen, und die Witwe erhält die Erlaubniß, das Tagebuch ihres Mannes drucken zu lassen, vorausgesetzt, daß sie einen Verleger dafür finde.

Nur der eigentliche Held des Stückes, der Finanzminister „von der Straße“, kommt schlecht weg, ihm hilft das königliche Handschreiben gar nichts. — Er bleibt todt und begraben!

Der Fall Bartels im Abgeordnetenhaus.

Mai 1868. •

Der Himmel gebe, daß ich nie die unglückselige Neigung verspüre, für das Vaterland sterben zu wollen, sei es zu Fuß oder zu Pferd. Der Tod für dasselbe soll zwar, wie Diejenigen, die leben geblieben sind, versichern, sehr süß sein, aber das ist auch das einzige Unangenehme an der Sache, wie Diejenigen behaupten, welche zum Profogen geschickt werden.

Der brave Soldat muß dem Tode muthig in's Antlitz schauen können, aber im Leben soll er mit geschlossenen Augen umherwandeln, er soll Auge, Mund und Ohr schließen, oder, wie das der Abgeordnete für Brünn, der Lieferant von Militärtüchern, Herr Skene, am Freitag nannte, sich „freiwillig beschränken“. Diese freiwillige Beschränkung, welche jedes Zivilgehirn seiner schönsten Funktionen beraubt, diese Beschränkung, welche selbst jenem glücklichen Sterblichen, dem körperliche Größe im reichsten Grenadiermaße beschert ist, den Gesichtskreis eines Maulwurfs anweist, wirkt nach der Behauptung

des Herrn Skene geradezu Wunder bei Menschen, die sich in Militärtuche hüllen, denn dieselbe Beschränktheit wird, sobald sie mit dem zweifarbigen Tuche in nähere Berührung kommt, Mutter der „herrlichsten militärischen Tugenden“.

Sowie der griechische Philosoph in den knappen Worten: Kenne dich selbst! eine Richtschnur für's Leben gegeben hat, und zwar für Zivilisten ebenso wie für Militärs, so hat jetzt auch der Brünner Weltweise und Lieferant von Militärtuchen, Herr Skene, eine schöne Lebensmaxime, jedoch nur für das Leben in der Kaserne zum Besten gegeben: Beschränke dich selbst! oder richtiger: Sei beschränkt! Was also der Geizhals vom Wohlthun sagt: es sei ein Vergnügen, dessen man sich zu berauben wissen müsse, sagt Herr Skene vom Denken: es sei ein Vergnügen, aber man müsse wissen, sich freiwillig zu beschränken.

Der Fall ist einfach der: Der Oberstlieutenant Bartels ist ein Mann, der „räsonnirt“. Nach der pathologischen Militär-Physiologie machen solche Gehirn-Affektionen dienstuntauglich, der Oberstlieutenant wird also pensionirt. Die Müße, die derselbe nunmehr findet, benützt der unruhige Kopf dazu, einige gute militärische Broschüren zu schreiben, anstatt, wie es geziemender wäre, „sich freiwillig zu beschränken“, das heißt, Billard zu spielen, oder die Fliegen im Zimmer zu zählen. Der Pensionär wird wegen seiner schriftstellerischen Thätigkeit vor das Militärgericht geladen, dort aber sagt er:

„Halten zu Gnaden, ich lese die Zeitungen genau;

Preßdelikte gehören nach unseren Staatsgrundgesetzen vor die Geschwornengerichte."

"Ihre Ansicht hat viel für sich", antwortet man ihm, „es wird daher nichts schaden, wenn Sie die Sache noch reiflicher überlegen," und sperrt ihn ein.

Der Fall kommt vor das Abgeordnetenhaus. „Schade", sagt dieses, „ein Mann, der selbst die Feder führt, sollte über geschriebene Dinge besser Bescheid wissen, die „organischen Gesetze" sind ja noch nicht in's Reine geschrieben. Wir bedauern, aber der Kopist ist nicht fertig geworden; Herr Bartels muß daher schon so freundlich sein, auf die Geschwornengerichte zu verzichten."

„Who", schreit Herr Skene, „das Haus wird diesen Querkopf doch nicht bedauern, es geschieht ihm ganz recht. Wozu hat ein Soldat Broschüren zu schreiben? Heute deckt er strategische Mängel auf, morgen räsonnirt er über die Bewaffnung, und übermorgen sind ihm vielleicht gar die Militärtuche nicht recht, die ich liefere — und er schreibt eine Broschüre darüber. Wenn man Soldat ist, muß man sich freiwillig beschränken, und nicht über Dinge reden, von denen man etwas versteht. Unter allen freiwilligenkorps sind nur die freiwillig Beschränkten die liebsten, denn diese besitzen die herrlichsten militärischen Tugenden. Ich war auch Soldat, meine Herren, und sehen Sie mich nur an, wie vortrefflich mir noch als Lieferanten die militärischen Tugenden anschlagen. Wenn ich noch drei tugendhafte Militärtuch-Jahre habe, kann ich mich vom Geschäfte zurückziehen."

Als jedoch Einige von der Linken sich mit diesem

praktischen Wegweiser zur Tugend nicht einverstanden erklärten und der Theorie der freiwilligen Beschränkung nicht beipflichteten, meinte Herr Skene, daß der Oberstlieutenant Bartels, wenn er andere Ansichten in dieser Beziehung habe, den Militärstand aufgeben solle, oder wie Herr Skene sich epigrammatisch gefeilt ausdrückte: „Er soll austreten!“

Das Mittel ist allerdings ein radikales, aber ich bezweifle, daß Jemand, der sich nicht bezüglich des Nachdenkens eine freiwillige Beschränkung auflegt, diesen Ausweg gutheißen werde. Das wäre ja das Bequemste, jede unangenehme Kritik los zu werden. Nein, ein solcher Gedanke kann nur in der Nürnberger „verkehrten Welt“ oder in dem Kopfe des Herrn Skene ausgeheckt werden. Der Ochs schlachtet also den Fleischer, der Reiter trägt das Pferd, der Krebs siedet die Köchin; wenn der Schauspieler schlecht spielt, muß der Rezensent das Kritisiren aufgeben und wenn ein Fachmann militärische Dinge beurtheilen will, hat er sein Fach an den Nagel zu hängen, soll er „austreten“.

Wie traurig wäre in dieser verkehrten Welt das Los des Satirikers, er müßte erschrecken, so oft eine große Dummheit in der Welt sich ereignet, denn der Dummkopf würde sich die Hände reiben, und er würde ausgelacht, ja ich selbst wäre in Gefahr, daß Herr Skene, wenn er nächstens eine Rede halten wollte, die eine Zurückweisung verdient, verlangt, ich solle aus der „Presse“ austreten, anstatt daß er seine Rede verschluckt.

Der Oberstlieutenant Bartels muß also jetzt die

fehler, welche unsere Feldherren in den letzten Kriegen gemacht, „absetzen“, und wenn es ihm gestattet ist, in seinem Gefängnisse Zeitungen zu lesen, so wird es ihm vielleicht vergönnt sein, das bis dahin erlassene „Gesetz über den Wirkungskreis der Militär-Gerichte“ darin zu finden, durch welches er in Zukunft selbst bei den größten strategischen Mißgriffen eines Generals gegen das Eingesperrtwerden sichergestellt sein wird, vorausgesetzt, daß das neue „in Aussicht gestellte“ Gesetz diese Sicherheit nicht wieder erst in Aussicht stellt.

Ich schließe meinen Artikel in der angenehmen Hoffnung, wenigstens in dieser Woche noch von einem Proceß verschont zu bleiben; sollte ich mich täuschen, dann würden mir selbst die in Aussicht gestellten Geschwornen von keinem erheblichen Nutzen sein.

Dante und Swift auf dem Curs.

Mai 1868.

Ich bin nicht genug Sportsman, um zu wissen, was ein dreijähriges Rosß mit der schönen Literatur zu thun hat, oder vielleicht bin ich nicht genug in der schönen Literatur bewandert, um diesen Zusammenhang zu errathen. Es ist möglich, daß Sachverständige sogleich in ein Hohngelächter ausbrechen, wenn ich erkläre, daß ich etwas verblüfft war, als ich erfuhr, es hätten sich bei den Pferderennen in der Freudenau am vorigen Renn-tage auch „Dante“ und „Swift“ betheiligt. Ich brauche wohl weder den Kennern fremder Literaturen, noch denen vaterländischer Ställe zu erklären, daß die genannten zwei Unsterblichen nicht im Aktionärraume sich befanden, sondern, daß die Beiden — liefen, wirklich liefen, p. p., pede propria.

Der Dichter der „göttlichen Komödie“, den einst Virgil, Beatrice und der heilige Bernhard durch Hölle, Sefesfeuer und Himmel führten, lief um den Händelpreis von tausend Gulden, Distanz anderthalb Meilen, zwölf Unterschriften. Diesmal war aber Dante in nicht so ganz harmloser

Gesellschaft, denn „die Führung“ hatte Swift übernommen, nicht der große Satiriker, sondern das dreijährige Pferd des Herrn Grafen Hunyady dieses Namens. Ich will das Pferd des Grafen festsetzen, welches den Namen Dante führt, nicht beleidigen, und ich bin der letzte, der etwa dessen Verdienst deshalb schmälern will, weil ihm „Manfred“ um drei Längen voraus war; aber soviel glaube ich behaupten zu dürfen, daß ein Mensch, der kein Rosß ist, nicht so schnell zu dem Namen eines großen Mannes gelangt, wie ein Pferd, wie dies kaum dreijährige Pferd!

Hat das Pferd des Herrn Grafen Hunyady unter seinen vielen Andern auch eine satirische, daß man es Swift getauft hat? mir steht kein Urtheil darüber zu, ich bin kein Pferdekennner.

Ein edles Pferd, auf welches man die größten Summen verwetten kann, hat allerdings ebensogut Anspruch auf einen Namen, wie ein gemeiner Mensch, der Einem höchstens auf dreißig Gulden monatlich und eine Livrée im Jahre zu stehen kommt, und gibt man schon diesem den Namen eines Heiligen, wenn auch im besten Falle nur den Namen des heiligen Johann, so wird man doch jenem gewiß den Namen eines Unsterblichen zu geben berechtigt sein. Und da der heilige Johann sich in seiner Ehre nicht gekränkt fühlt, wenn Jemand seinen Namen trägt, der vielleicht von einem steirischen Hausknecht und einer böhmischen Köchin abstammt, wird man wohl Herrn Dante nicht beleidigen, wenn man echtes Vollblut nach ihm nennt, dessen Stammbaum direkt auf „Emir“ und „Miß Baba“ führt.

Das Gleiche will man auch Herrn Swift gegenüber geltend gemacht haben, und gewissen obskuren Leuten gegenüber, welche die Aufmerksamkeit auf sich zu lenken suchen, indem sie hochachtbare dreijährige Pferde, deren Namen auf allen Turfs Europas im besten Ansehen stehen, mit Koth bewerfen, oder, woran freilich gar nichts liegt, in der öffentlichen Meinung herabsetzen wollen.

Es liegt also in jenen Pferdenamen eine gewisse Anerkennung, welche der Stall der Literatur zollt, und nur die bedeutendsten Dichter und Schriftsteller, deren Ruhm „aere perennius“, dauernder als Erz ist, oder um mich sportsmäßig auszudrücken, eine Rosgnatur hat, dürfen sich der Hoffnung hingeben, daß ihr Name noch bei den spätesten Pferdegeschlechtern fortleben werde. Armer Mosenthal, du bist kein Dante, und wenn auch deine göttliche Komödie, der „Schulz von Altenbüren“, noch die spätesten Nähmädchen in Entzücken versetzen wird, bei den freudenauer Pferderennen wird kein dreijähriger Dr. S. H. Mosenthal mit Hurrahs empfangen werden! Elende Sonntagsfliege, so rede ich mich selber an, du bist kein Swift, und wenn auch noch zukünftige Düten-Verfertiger deine „Spaziergänge“ zur Hand nehmen werden, in der freudenau wird kein „Wiener Spaziergänger“ je an's Ziel gelangen, kein noch so dicker Jockey wird deinet halben sich in nasse Leintücher wickeln, was du geleistet, ist nicht des Schweißes dieser Edlen werth!

Wenn hiernach auch das Schöne ewig fortlebt, einerlei wie, so geht doch auch nicht das Gemeine, wie Schiller vermuthete, klanglos zum Orkus hinab.

An dem Hurdle-Race nämlich beteiligte sich des Prinzen Thurn-Taxis „Trichine“, während um den „Ehrenpreis von Sportsfreunden aus dem Industrie- und Handelsstande“ des Grafen Egterhazy „Strizzi“ lief. Also nicht nur Dante und Swift bekommen ein Denkmal aus Pferdefleisch, sondern auch Trichinen und „Strizzis“, etwas anrüchige Namen, welche der modernen Natur- und Sozialwissenschaft entnommen sind. Die Trichine ist bekanntlich keine katilinarische Existenz, da sie ihr gutes Fortkommen im Schweinefleisch hat, so lange dieses nicht — abgefotten wird; der „Strizzi“ dagegen, wie im Wiener Dialekt der Cicisbeo, den der Berliner: „Louis“ getauft hat, genannt wird, ist gleich dem römischen Patrizier Lucius Sergius Catilina des Oesteren um seine Existenz-Bedingungen verlegen, so lange er nicht bei Damen aus der Halbwelt, um mich sportsmäßig auszudrücken, „die Führung“ übernimmt.

Die Trichine frist sich überall durch, kein Wunder daher, daß sie auch beim Hurdle-Race die erste am Ziel war. „Strizzi“ dagegen, der selbstverständlich nur den Preis der — Gewerbetreibenden anstreben konnte, blieb im entscheidenden Augenblick, wie er dieses auch auf dem Turfe der Halbwelt zu thun pflegt, etwas zurück.

Ich knüpfe nicht an die Namen „Trichine“ und „Strizzi“, sondern an die Namen „Dante“ und „Swift“ an, wenn ich es bedauerlich finde, daß man nicht auch Namen, die auf anderem Gebiete zur Geltung gekommen sind, als auf literarischem, in den Pferdekalendar aufgenommen hat. Warum versucht man berühmte Generale

todtzuschweigen, oder gewiegte Diplomaten? Warum gibt man nicht altadeligen Namen, bei welchen man vielleicht schon vergessen hat, warum sie vor fünfhundert Jahren berühmt waren, ein solches Rosgrelief, ihnen, die vielleicht einem sinken Schlachtrosse ihren Ruhm verdanken, während Dichter doch in der Regel sich nur auf dem Phantasierosse herumgetummelt haben. Ich wage es nicht, Namen in Vorschlag zu bringen, denn was für einen Shakespeare oder Goethe als Kompliment hingenommen werden muß, würde vielleicht von den Theilnehmern des genealogischen Taschenbuches übel vermerkt werden. Es wäre daher wünschenswerth, daß edle Rennpferde auch die Namen alter Barone, Grafen und Fürsten erhielten, selbstverständlich dürfte aber bei dem Wettrennen die scheckige Durchlaucht keinen Vortritt haben, auch nicht einmal vor dem goldbraunen Baron.

Ich bin übrigens der sichern Ueberzeugung, daß dann einige unserer wackeren Bürger nicht eher ruhig schlafen könnten, bis ein Rennpferd auch ihren Namen führte, und wenn ein Ritter von Soundso zum erstenmale auch als Rennpferd genannt würde, bräche vielleicht der menschliche Chef der Firma in Thränen der Rührung aus. Ich habe schon viele Hindernisse in meinem Leben überwunden, rief er aus, ich hätte aber nicht gedacht, daß ich auch einmal in meinem Leben solche „nehmen“ würde.

Eine Beleidigung durch einen Orden.

3. Mai 1868.

In der Regel geht es bei Feierlichkeiten, an welchen eine sehr große Anzahl von Menschen theilnimmt, nicht ohne Unglücksfälle ab. Nach Paraden, Hinrichtungen, Enthüllungen von Denkmälern, pompösen Leichenbegängnissen und anderen Volksfesten wissen die Zeitungen gewöhnlich von Quetschungen, Taschendiebstählen, Weinbrüchen und anderen bedauerlichen Unglücksfällen zu erzählen. Zu den Feierlichkeiten nun, zu welchen eine ungeheure Menge von Theilnehmern in unserm Vaterlande sich drängt, und bei denen daher der berechnende Kopf Unglücksfälle vorher wittern wird, gehören auch die Ordensverleihungen. Es wird also Niemanden gewundert haben, daß bei der neulich stattgefundenen massenhaften Vertheilung von Orden einige unglückliche Zwischenfälle vorgekommen sind. Wir haben zwar dies Mal, dem Himmel sei Dank, nicht den unheilbaren Bruch des Nasenbeines eines hervorragenden Mitbürgers zu beweinen, auch sind trotz des großen Gedränges der

Ordenswerber keine zermalnten Rippen eines derselben zu bejammern. Dagegen haben leider betrübende Unglücksfälle in anderer Richtung stattgefunden, indem zwei verdienstvolle Männerbrüste, welche bereits bei einer früher stattgefundenen Ordensvertheilung durch die Verleihung des Verdienstkreuzes mit der Krone, beziehungsweise des franz. Joseph-Ordens, erhöhte Bedeutung gewonnen hatten, mit demselben Ordensbände, das sie schon befaßen, noch einmal geschmückt wurden.

Es gehen also jetzt in Oesterreich zwei monströse Ordenserscheinungen herum, von welchen die eine zwei Verdienstkreuze mit der Krone, die andere zwei franz. Joseph-Orden trägt, ein interessantes Ordensspiel, wie es merkwürdige Naturspiele gibt, z. B. Kinder mit zwei Köpfen, mit zehn Fingern an einer Hand u. s. f. Während die lehtgenannten Monstren aber einem „Versehen“ der schwangeren Mutter ihre Entstehung verdanken, sind jene Ordensmonstren durch ein Versehen des k. k. Ministeriums verschuldet worden. Hätten wir einen Barnum, derselbe würde gewiß die beiden pathologischen Knopfloch-Merkwürdigkeiten für sein Museum zu ergattern trachten, und ohne Zweifel mit diesem seltenen klinischen Falle eines Vandrothlaufs großes Aufsehen erregen.

Das doppelte Kreuz des erwähnten Verdienstkreuzfahrers liefert vielleicht einem Erzähler einen ebenso reizenden Stoff zur poetischen Behandlung, wie ihn ein anderer Kreuzfahrer, der berühmte Graf von Gleichen, geboten hat, welcher ein doppeltes Hauskreuz auf sich lud, indem er mit Bewilligung des Papstes zu seiner

ersten Frau noch eine zweite anheiratete und so eine ziemlich arrondirte Ehe führte.

Ich würde vielleicht die Parallele, welche sich zwischen den beiden Kreuzfahrern ziehen läßt, weiter ausführen, wenn ich nicht fürchten müßte, die Vorwürfe zartbesaiteter Gemüther auf mich zu laden, welchen es möglicher Weise unpassend schiene, wenn ein herbes tragisches Geschick, wie das des Mannes mit dem zwiefachgekrönten Fracke, in das Gebiet des niedrigen Scherzes herabgezogen wird. Möchte doch jener Fabrikant, den die Götter in ihrem Zorne zweimal mit demselben Verdienstkreuze mit der Krone heimsuchten, sich in seinem Schmerze daran aufrichten, daß dasselbe Unglück ja den Telegraphen-Direktor getroffen, dem die Mißgunst des Schicksals zweimal daselbe rothe Band des Franz-Joseph-Ordens zu Theil werden ließ. Und möge in dem beklagenswerthen Lose dieser Beiden der „entschiedene Parteigänger“ jenes Institutes Trost finden, welcher in einem „Eingefendet“ eines hiesigen Blattes vom 30. April erklärt, es habe ihn „der Fall verdrossen“, daß der Direktor der Gesellschaft, einer der „jüngst Dekorirten“, statt der Eisernen Krone nur den Franz-Joseph-Orden erhalten habe.

Dieser Freund des Direktors gibt sich als das, was er ist, als — Denker. Er ist ein Ordensphilosoph und sagt von seinem Klienten wörtlich: „Ob er verdient hat, dekorirt zu werden, das geht mich nichts an. Aber was mich nachdenklich gemacht hat, ist die Frage, ob dieser Mann verschuldet hat, durch die Verleihung

einer nach dem allgemeinen Schätzungswerthe geringern Ordens-Deforation, als sie seinen Standesgenossen längst zu Theil geworden ist, diesen gegenüber zurückgesetzt zu werden." Sehen wir den Fall, es seien in einem Regimente drei Korporale mit der goldenen Tapferkeits-Medaille decorirt worden. Der entschiedene Parteigänger eines vierten bei einer späteren Gelegenheit mit der silbernen Medaille ausgezeichneten Korporals erkläre nun in einer Zeitung: Ob dieser Korporal verdient hat, mit der goldenen Medaille decorirt zu werden, das geht mich nichts an. Aber was mich nachdenklich gemacht hat, ist die Frage, ob er verschuldet hat, durch eine geringere Ordens-Deforation den drei anderen Korporalen gegenüber zurückgesetzt zu werden. Gewiß wird Jedermann finden, daß der entschiedene Parteigänger des vierten Korporals ebenso logisch als gerecht gedacht hat, wenn er nicht das Verdienst zum Maßstab der Ordens-Auszeichnung gemacht, sondern die Korporalswürde.

Der nachdenkliche Freund des Direktors jener Gesellschaft denkt aber weiter nach und legt sich die Frage vor, warum man jenen „niedriger taxire?“ ob etwa deshalb, „weil er und das von ihm geleitete Institut von früheren Ministern scheel angesehen wurde?“ Nach diesen Worten sollte man glauben, es handle sich nicht um ein Kredit-Institut, sondern um einen Jakobiner-Klub, und der Präsident dieser Verschwörerbande sei zur Strafe zu einem schweren franz.-Joseph-Orden mit einmaligem Fasten in der Woche verurtheilt worden.

Hat aber wirklich ein Minister die Macht, einen

unabhängigen Mann dadurch „zurückzusetzen“, wie der entschiedene Parteigänger sich ausdrückt, daß er ihm den Franz-Joseph-Orden verleiht, während einige seiner Standesgenossen die Eiserne Krone erhalten haben, so liegt darin eine große Gefahr für die politische Unabhängigkeit. Wenn nämlich morgen ein Oppositionsmann das Ministerium angreift, mit scharfer Feder dessen Schwächen bloßlegt und den Nagel so auf den Kopf trifft, daß seine Artikel dem Ministerium eine entschiedene Niederlage zufügen, so brauchen die Minister nicht zu dem etwas bedenklichen Aushilfsmittel eines Preßprozesses zu schreiten. Nein, die Minister werden einfach so folgern: Herr Heine, der Eigenthümer des officiösen „Fremdenblatt“, hat den Orden der Eisernen Krone, geben wir seinem Standesgenossen, dem oppositionellen Journalisten, den Franz-Joseph-Orden, so wird er in der Achtung des Publikums herabgesetzt; dieses wird denken, es habe sich geirrt, der Mann sei nicht einmal so oppositionell, wie Herr Heine es ist, da man ihm sonst, wie dem Eigenthümer des „Fremdenblatt“, die Eiserne Krone verliehen hätte; der Journalist verliert seine Leser und das Ministerium seine Feinde. Das Ministerium verfiel dann freilich in die Fehler des entschiedenen Parteigängers jenes Instituts; es hätte nämlich dabei vergessen, daß diese Zurücksetzung auf der Voraussetzung beruht, daß der Straforden von dem Verbrecher auch angenommen wird.

Der nachdenkliche Freund des Direktors ist wegen der „niedrigen Taxirung“ desselben durch das Ministerium auf dieses schlecht zu sprechen, indem er, wie erwähnt, die Frage aufwirft, ob die Zurücksetzung des Direktors deshalb

erfolgt sei, weil er von den früheren Ministern scheel angesehen wurde. Nach dieser sarkastischen Bemerkung geht er in's leicht Ironische über, ein Uebergang, welcher dem nachdenklichen Mann einen kleinen logischen Schwindel verursacht, indem er erklärt: „Man sagt, das neue Ministerium sei in Ordenssachen rigoröser als seine Vorgänger, was mir ein prinzipieller Widerspruch zu sein scheint, denn je geringeres Gewicht ein liberales Ministerium den Orden beilegen kann, desto freigebiger könnte es auch sein.“ Der entschiedene Parteigänger verlangt also die Eiserne Krone für seinen Klienten nicht als Auszeichnung, sondern weil auf einen Orden ohnehin kein Gewicht zu legen sei, wenn man liberal sein wolle, andererseits behauptete er aber doch, daß man niedrig tarirt oder gar zurückgesetzt werde, wenn man einen solchen Orden nicht erhalte.

Wer dieser entschiedene Parteigänger nur sein mag? Er gibt zwar einige Anhaltspunkte, welche in unserer ordensdurstigen Zeit ein sicherer Fingerzeig sein sollten, um den Gesuchten zu finden, indem er behauptet, daß er sich von der „Ordenssucht so frei weiß, wie etwa Raspail oder Börne“ und sich unterzeichnet: „Ein Mann, der einen Orden bekommen hat, ohne ihn gesucht zu haben.“ Der Mann müßte unter Tausenden im Nu entdeckt werden, ich fürchte aber, Raspail und Börne werden von ihm ebenso wenig etwas wissen wollen, wie der Direktor jenes Instituts, als dessen unberufener Ordensprokurator er auftritt, und während er angeblich für den Direktor einen Orden sucht, ist er selbst zuletzt: „Ein Mann, der einen Orden gesucht hat, ohne ihn bekommen zu haben“.

Kein protestantischer Dekan.

Juni 1868.

Der Lehrer der Physiologie an der Wiener Universität, Herr Professor Brücke, ist soeben von einem schweren Unglücke heimgesucht worden, das ihn vor etwa fünfzig Jahren getroffen hat. Damals nämlich war es, wo derselbe mit dem bei Neugeborenen leider zur Regel gewordenen Leichtsin in religiösen Dingen in den Schoß der protestantischen Kirche trat, und in der abgelaufenen Woche hat man ihm aus diesem Grunde nicht gestatten wollen, das Amt eines Professoren-Dekans an der Wiener Universität anzunehmen, zu dem er vorgeschlagen war. Der Herr Unterrichtsminister von Hasner, welcher sich gerade mit der Frage beschäftigte, warum unsere Universität anderen Universitäten gegenüber so sehr zurückbleibe, soll die Abweisung des Professors Brücke damit begründet haben, daß die Universität einen „katholischen Charakter“ habe.

Wenn die Universität ein Kloster wäre, und der genannte protestantische Professor für die Würde eines Priors in demselben vorgeschlagen worden wäre, so hätte sich kaum eine kürzere und schlagendere Antwort ersinnen

lassen als die, welche der Herr Unterrichtsminister gegeben hat. Die Universität ist jedoch kein Kloster und der Professor Brücke wird hoffentlich auch so einsichtsvoll sein, nicht die Priorswürde anzustreben. Die Universität ist bekanntlich nichts Anderes, als eine „Genossenschaft der Lehrer und Lernenden“.

Was die Lernenden betrifft, so haben die klerikalen Organe selbst seinerzeit, als einige ultramontane Professoren von ihren Hörern ausgepiffen wurden, den katholischen, ja noch mehr, den christlichen Charakter der Wiener Studenten in Abrede gestellt, und dabei an das Gewissen, an den Verstand, und ich glaube sogar an die gute Nase jedes Einsichtsvollen appellirt. Ebenso gehören die Lehrer den verschiedensten anderen Konfessionen an, und der katholische Charakter derselben ist umsoweniger ein gesicherter, als auch die katholischen Lehrer nach den neuen konfessionellen Gesetzen morgen, ohne deshalb ihre Stelle einzubüßen, zu einer anderen Glaubensgenossenschaft übertreten, oder zu ihrer früheren zurückkehren können, so daß der Herr Hofrath Philips wieder Protestant, der Herr Regierungsrath Neumann wieder Israelit würde, um nur gutkatholische Professoren zu erwähnen. Da also weder Lehrer noch Lernende einen ausschließlich katholischen Charakter haben, so hat auch die Genossenschaft der Lehrer und Lernenden, die Universität, keinen solchen, ebensowenig wie die Genossenschaft der Friseur oder der Erzeuger von Damenmiedern.

Oder hat vielleicht die Wissenschaft, welche an der Wiener Universität gelehrt wird, einen katholischen

Charakter? Man kann doch, wenn an einer katholischen Universität ein protestantischer Professor der Physiologie die Leiche eines Israeliten secirte, und dabei eine große physiologische Wahrheit entdeckte, diese gerechterweise nicht für die katholische Physiologie in Beschlag nehmen, nachdem ein Jude das Fleisch und ein Protestant den Geist dazu hergegeben haben!

Endlich tragen ja auch die Gehalte, welche den Professoren der Wiener Universität ausbezahlt werden, keinen katholischen Charakter an sich, wie der Peterspfennig, sondern einen interkonfessionellen, da dieselben aus den Steuern aller Konfessionen entnommen werden. Es kann sogar sehr leicht, da die Steuern, so viel bekannt, nicht nach dem Glaubensbekenntnisse der Steuerzahlenden abgefordert werden, der traurige Fall eintreten, daß in der rechtgläubigen Geldsumme, die dem ultramontanen Herrn Professor Arndts als Gehalt ausbezahlt wird, der ungläubige Steuergulden eines türkischen Großhändlers sich befindet, während vielleicht an den Banknoten, welche der erzclericale Herr Professor Pachmann erhält, sich Fettspuren befinden, aus denen ein Cuvier einen jüdischen Gänsehändler herauskonstruiren würde.

Nach dem Angeführten sind daher die Wiener Universität und das „katholische Kasino“ in St. Pölten, so sehr dies auch Anstoß erregen mag, dennoch ganz verschiedene Institute, und der katholische Charakter der Wiener Universität ist wenigstens ebenso zweifelhaft, wie der katholische Charakter der Trottoirs, der Brücken und der Pferde-Eisenbahn in Wien. Diese gehören nun

glücklicherweise nicht in das Ressort des hohen Unterrichtsministeriums, und die Inhaber von Tramway-Aktien können vorläufig noch mit Ruhe der Zukunft entgegen sehen, es müßte denn nächstens der Herr Bürgermeister Zelinka, etwa bei Gelegenheit der Bewerbung eines nicht-unirten Griechen um das Amt eines Straßenkehrers, die feierliche Erklärung abgeben:

„Alle Achtung vor den Kezern, aber die Kommunikation in Wien hat einen katholischen Charakter.“

Der Herr Unterrichtsminister ist, wie man hört, eine versöhnliche Natur, er will keinen Konflikt heraufbeschwören, und denkt vielleicht: „Was liegt dem Professor Brücke daran, Dekan zu werden, da er weiß, daß ihm nach den konfessionellen Gesetzen nichts im Wege steht, es augenblicklich zu werden.“ Man muß die Bischöfe, welche schlecht auf die neue Aera zu sprechen sind, besänftigen und die katholisch-Erklärung der Universität ist ein kleiner Versöhnungsvorschuß, den man ihnen gibt.

Ein ultramontaner Friseur.

Juli 1868.

Die ultramontane Partei hat als ihren Kandidaten für die erledigte Stelle eines Landtags-Abgeordneten den Friseur Herrn Joseph Feßl bestimmt.

Erst in der vorigen Woche hat die „Wiener Zeitung“ die Nachricht gebracht, daß Herr Feßl den päpstlichen Gregor-Orden erhalten habe, ohne jedoch hinzuzufügen, ob ihm derselbe für seine Verdienste im Frisiren oder für seine Bemühungen um die Religion verliehen worden sei, ob er vielleicht mit einer Kraftpomade Wunder bezüglich des Nachwuchses von Haaren bewirkt, oder ob er durch unverdrossenen langjährigen Eifer im Scheeren von Tonsuren sich Verdienste um die Kirche erworben. Eingeweihten hingegen war es bekannt, daß der genannte Ritter ein treuer Knappe des Severinus-Vereins ist, jenes Vereins, in dessen religiösen Meetings bekanntlich minder zurechnungsfähige Staatsbürger einander durch gegenseitigen Gedankenaustausch zu übervorthellen trachten.

Es ist nach der gegenwärtigen Sachlage nicht unwahrscheinlich, daß dieser bußfertige Haarkräusler in die

politische Arena hinabsteigen werde und ich habe daher ein leicht begreifliches Interesse gehabt, diesen Mann von Angesicht zu Angesicht kennen zu lernen.

Nach einer längeren, jedoch unbeschwerlichen Wanderung durch mehrere belebte Straßen bog ich in die beschauliche Kölnerhofgasse ein und hier fiel mir sogleich eine Laterne auf mit einem schwarzen: „Friseur“ auf weißem Grunde — Schild und Wappen unseres Gregors-Friseurs. Schon das Äußere des Ladens zeigte nichts von jener Weltlichkeit, durch welche andere, weniger auf ihr Seelenheil bedachte Friseure der Sinnenlust des P. T. Publikums zu fröhnen suchen. Hier war keine „englische Kopfbürstmaschine“ angekündigt, die ja der päpstliche Syllabus, indem er alle Neuerungen verdammt, jedem gut katholischen Friseur verbietet; keine Löwen-, Bären- und Rindermark-Pomade in dem Auslagekasten zeugte davon, wie der Menscheng Geist es sündig weit gebracht, und nur einige wenige ernste Perrücken, das Stück zu fünf Gulden, mahnten den Beschauer an die Hinfälligkeit alles menschlichen Haares.

Während die Auslagekasten anderer sündigen Friseure von den Büsten eleganter Herren und Damen bevölkert werden, welche den Beweis liefern, wie eine geniale Frisur selbst einem ausgesprochenen Schafskopfe einen gewissen Nimbus zu geben vermag, war hier nur die Büste eines einzigen schlicht frisirten Jünglings zu sehen, dessen keuscher Busen in einen wohlfeilen blauen Stoff gewickelt war und der das Auge mit stiller Andacht in Ermangelung des Himmels gegen die Decke richtete, während

auf seinen Lippen das Gelübde des ewigen Nichtsagens zu schweben schien.

Auf der oben erwähnten Laterne stand noch die einfache Anzeige: Haarbrennen 20 fr., Rasiren 10 fr. Ich glaube kaum, daß die Friseure der ersten Christen wohlfeiler rasirt und frisirt haben würden.

Sollte ich es wagen, einzutreten? mein Herz pochte, ich trat ein. Als ich aufblickte, fand ich mich in einer ziemlich dunkeln Zelle. Der Thür gegenüber hing ein Marienbild mit einem ewigen Lämpchen davor; ein Tisch, ein Spiegel und ein Krug waren das einfache klösterliche Hausgeräthe der ultramontanen Frisierzelle; Wurzeln und Kräuter waren nicht zu sehen, ebensowenig ein Todtenkopf und Knochen oder sonst beliebte Einrichtungsstücke frommer Einsiedler. Einige Stücke Wachsopmade belebten die biblische Landschaft.

War der Herr, welcher sich jetzt von einem harten Stuhl erhob, mich zu bewillkommen, ein Kapuziner? Nein, der Kamm, welchen er in der Hand trug, sprach dagegen.

Mir ward in der Eremitenklaufe, die überall Entsagung predigte, bänglich zu Muth, und es zog mich wieder zur Thüre hinaus, zu den Freuden der Straße. Doch sagte ich mich, indem ich auf den Beistand des Schutzgottes der Feuilletonisten baute, der auch mich nicht verlassen werde, und wünschte einen guten Abend.

„Mit was kann ich dienen?“ fragte der Klausner mit milder Stimme.

Mir lag auf der Zunge zu antworten: „Machen Sie mit mir, was Sie wollen, Euer Heiliggeboren!“ aber ich bezwang mich, und stotterte:

„Kann man vielleicht hier auch frisirt werden?“

Mit einem Lächeln, das Nachsicht gegen menschliche Schwächen verrieth, rückte mir der fromme Ritter des heiligen Gregor einen Stuhl näher, warf mir ein leinenes Büßergewand um die Schultern, und pflanzte sich hinter mir auf.

Jetzt erst, mit Zuhilfenahme des Spiegels, vor dem ich saß, wagte ich es, den Rittersmann, der mir eben hinten das Haar scheitelte, näher zu betrachten.

In seinem Gesichte, obwohl es voll und breit war, lag etwas Leidendes — vielleicht hatte er unmittelbar vorher eine Rede im Severinus-Verein angehört. Sein dünner, am Kinne ausgerasirter Bart bot keine bemerkenswerthen Einzelheiten. Er trug Brille, und diese, seine hohe Stirne wie die braune Perrücke, ließen mich eine Aehnlichkeit zwischen ihm und dem bekannten ultramontanen Professor des Kirchenrechts an der Wiener Universität, Herrn Pachmann, von dem er sich jedoch durch ein gesittetes Betragen vortheilhaft unterschied, mit Vergnügen erkennen. Es lag etwas Weihevollens in der Art und Weise, wie dieses geschätzte Mitglied des Severinus-Vereins den Akt des Frisirens an mir vornahm, so daß ich in einem Anfälle innerer Erbauung fast versucht war, ihm die Geschichte von den drei Ringen aus „Nathan dem Weisen“ vorzudeklamiren.

Während ich unverwandt in den Spiegel blickte, glaubte ich zu bemerken, wie die Züge des frommen Mannes einen grofinquisitorischen Charakter annahmen, und plötzlich, während ein grausames Urbueslächeln um

seine Mundwinkel spielte, sagte er mich bei den Haaren und erklärte trocken:

„Das Beste wird sein — ich brenne Sie.“

Mir war es, als müßte ich unvorbereitet, ungekämmt und ungebürstet auf einen Scheiterhaufen steigen, um ein Autodafé mit meiner Gegenwart zu verherrlichen, und in meiner kindischen Angst rief ich anstatt: „O Herr der Heerschaaren, steh' mir bei! — O Herr der Haarscheeren, steh' mir bei!“

„Ich danke verbindlichst“, antwortete ich, nachdem ich wieder zur Besinnung gekommen war, „ich lasse mir das Haar nicht brennen, ein Unglück ist schnell fertig.“

„Darf ich das Haar etwas schmieren?“ fragte er salbungsvoll.

„Es wird mir ein Vergnügen sein“, erwiderte ich, beruhigt aufathmend.

Ich war frisiert, ich griff mit der Hand nach meinem Scheitel, um zu fühlen, ob mir nicht dieser ultramontane Friseur hinterrücks eine Tonsur geschoren hatte, und warf einen Blick in den Spiegel, der mich überzeugte, daß meine Frisur mir eine auffallende Ähnlichkeit mit dem andächtigen blauwollenen Jüngling im Auslagekasten gab. Ich zahlte, überschritt gerne die Tare um einige Peterspfennige und stürzte in's Freie.

Das Gebetsgeschäft.

Juli 1868.

Die großen Erfolge, welche mehrere Vereine und Gesellschaften in neuerer Zeit errungen, lassen die „Gründer“ nicht schlafen, und so haben wir in dieser Woche das Entstehen eines neuen Vereins in Wien zu verzeichnen, der den viel versprechenden Namen erhalten hat: „Gebetsverein zur Erlangung priesterlicher Beharrlichkeit“. Nach dem vorgenommenen Strutinium erschienen der Apostel Johannes, der Bischof von Sales und Johann von Nepomuk zu Schutzpatronen gewählt. Neben diesem Konsortium fördert die Vereinszwecke noch ein hoher Beschützer, und zwar der Herr Kardinal Rauscher, welcher das ihm angetragene Protektorat bereitwilligst angenommen hat.

Der Herr Kardinal, welcher die Macht der öffentlichen Meinung nicht unterschätzt, hat selbst die Feder ergriffen, um für den jungen Verein journalistisch Propaganda zu machen, und in dem Vereinsorgane, dem „Volkfreund“, der für die Wahrung der kirchlichen Interessen seit Jahren mit seiner ganzen Geisteschwäche eintritt, einen Hirtenbrief über die Bedeutung des Gebetes

veröffentlicht. Dieser Hirtenartikel, obwohl von einem der Hauptbetheiligten ausgehend, hat doch einen guten Eindruck gemacht. Die Einzeichnung soll in Folge deselben eine sehr lebhaft geweseu sein, und man spricht davon, daß gleich am ersten Tage vier alte Weiber allein mit einer Gesamtsumme von dreihundertzweiundsiebzig Jahren dem Vereine beigetreten seien.

In dem erwähnten Journal-Artikel verdient die äußerst geschickte Mache vor Allem lobende Erwähnung. Man sieht, daß der Verfasser ein tüchtiger Fachmann ist und alle Nuancen der Gebetbranche genau inne hat. Dabei befreit er sich jener langweiligen Trockenheit, welche dem Laien so unausstehlich ist, die aber der praktische Geschäftsmann wohl zu schätzen weiß. Ein erfahrener Betbruder, welcher diesen Hirtenbrief las, rieb sich vor Vergnügen über dessen Inhalt die Hände, während ich, der ich von Geschäften allerdings nichts verstehe, denselben mit den ärgerlichen Worten weglegte:

„Wahrhaftig, ein Frachtbrief ist unterhaltender zu lesen.“

Der Herr Erzbischof von Wien hat dem Gebete eine neue Seite abgewonnen, eine durch und durch moderne, eine wirtschaftliche Seite nämlich, indem er an die Spitze seines Elaborats die Behauptung stellt: „Zu den wichtigsten Geschäften des Lebens gehört das Gebet!“

Hiernach nimmt das Gebet eine hervorragende Stelle in der menschlichen Arbeit ein, das Beten wird ein Beruf, der Betende ein Geschäftsmann. Eine Betschwester wird jetzt nicht mehr das lächerlichste und nutzloseste Geschöpf auf Gottes Erdboden sein, sondern eine wackere Ge-

schäftsfrau; die Wallfahrten werden nicht mehr religiöse Landpartien sein, sondern wichtige Geschäftsreisen, und wenn Jemand nach einem Mittagessen, während der schwarze Kaffee aufgetragen wird, dem Hausherrn gegenüber die Erklärung abgibt: „Ich bitte um Entschuldigung, ich komme gleich, ich habe nur ein Geschäft zu verrichten!“ darf der Wirth der Vermuthung Raum geben, daß die fromme Seele ein Dankgebet für genossene Speise und Trank verrichten wolle.

Ferdinand Kürnberger sagt in seinem Roman „Der Amerikamüde“ von den Amerikanern, um deren Geschäftsgeist zu kennzeichnen: „Jedes Haus ein Markt, jedes Wort ein Geschäft.“ Nach der mit solcher Entschiedenheit ausgesprochenen Versicherung des Herrn Kardinals dürfen wir daselbe von jedem unserer Bethäuser und von jedem Worte, das in demselben gesprochen wird, unbedenklich sagen. Jemand, der Erkundigung über zwei Brüder einzieht, welche ihm als sehr reelle Betbrüder gerühmt wurden, erhält möglicherweise die Auskunft: „Der ältere Bruder, der Peter ist ein Schlappschwanz, er ist wohl unermüdlich thätig, und ist Tag und Nacht auf den Knien, aber er kommt trotzdem nicht vorwärts, es fehlt ihm jeder Geschäftsgeist; der jüngere Bruder dagegen, der Paul, geräth ganz seiner Frau Mutter nach, er ist ein äußerst gewandter Betbruder und schlägt alle seine Mitwerber aus dem Felde.“

Ein Betbruder braucht jetzt kein Bedenken zu tragen, seine Betstube ein „Etablissement“ zu nennen, und etwa zu erzählen, daß er daselbe vergrößert habe, indem er gegenwärtig mit zwei Betstühlen „arbeite“. Auch ist es

nunmehr ganz stylgerecht, zu fragen: „Wo geben Sie Ihre Aufträge an den lieben Gott in Kommission?“ und etwa zu antworten: „Bei der Kapuzinern, sie sind sehr foulant und verläßlich.“

Ich glaube, es kann auch kein ernstlicher Zweifel darüber sein, zu welchen Geschäften das Beten gehöre, obwohl der Herr Kardinal sich hierüber nicht deutlich ausspricht, und ganz allgemein sagt: „zu den wichtigsten Geschäften“. Das Beten ist eben in der Regel eine Handarbeit, und man wird daher nicht fehl gehen, wenn man das Gebet in die Manufaktur-Geschäfte einreicht. Selbstverständlich wird auch dieses sowohl im Kleinen wie im Großen betrieben werden, und der Severinus-Verein wird für die Betbrüder das sein, was das Gremium der Großhändler für die Kaufleute ist. Von den Bettlern, welche betend von Thür zu Thür wandern, wird man sagen, daß sie ein Hausirgeschäft betreiben.

Wenn ein Buchhalter, welcher Mitglied der h. Michaels-Bruderschaft ist, von seinem Chef darüber zur Rede gestellt werden sollte, daß er regelmäßig zu spät in's Komptoir komme, so wird er darauf hinweisen, daß er sich in der Kirche verspätet habe und salbungsvoll hinzufügen: „Zuerst das Geschäft und nachher das Vergnügen!“

Die Steuerbehörde aber mit ihrem regen Sinne für alles Steuerbare ist im Stande und erklärt ohne weiteres: „Nachdem das Gebet ein Geschäft ist, müssen wie alle Geschäftsbücher auch die Gebetbücher gestempelt werden!“ Der Herr Pater Donin, welcher in einer Offizin bei „frommen Hirten“ bisher „mit jedem jungen Jahr, so-

bald die ersten Lerchen schwirren", ein Gebetbuch erscheinen ließ, dick und wunderbar, muß dann in Folge des Steuerdruckes vielleicht gar die Arbeit einstellen; es müßte nur sein, daß er, was dem ehrwürdigen Herrn jedoch nicht zugemuthet werden kann, das Alerar hintergeht, und um seine Betbücher der Stempelpflicht zu entziehen, diese mit dem Titel „Neuestes Kochbuch“ versieht.

Träte diese Verkleidung eines Betbuches als Kochbuch, die ich nur für möglich halte, wirklich ein, so ließe sich der Fall denken, daß eine Köchin, welche in einem lobenswerthen Drange, die neuesten Forschungen der Wissenschaft auf dem Gebiete des „eingemachten Kälbernen“ kennen zu lernen, ein Kochbuch zu kaufen beabsichtigt, das unter dem Pseudonym eines Kochbuches sich verbergende Gebetbuch erhält, und leider zu spät statt des Rezepts für Saucen ein Gebet gegen Magenbeschwerden findet.

Dom 3. deutschen Bundesjchießen.

August 1868.

Die Furcht des Zentral-Komités des deutschen Bundesjchießens war ungegründet, es ist nichts Feuergefährliches gesprochen worden, und es brauchte kein heißblütiger Redner zur Ruhe trompetet zu werden. Die rothe Republik ist nicht ausgerufen worden und der Herr Dr. Kopp nicht in die beängstigende Lage des Esels des Buridan gekommen, sich entscheiden zu müssen, ob er Ansprüche auf den Präsidentensstuhl der deutschen Freistaaten oder auf den Orden der Eisernen Krone dritter Klasse erheben solle. Wenn nicht glücklicherweise die Kellner geputzt hätten, so wäre das große deutsche Verbrüderungsfest sogar ohne Polizei-Kommissär verlaufen! Es hat die loyalste Begeisterung geherrscht, die Coaste athmeten Ruhe, Ordnung und Sicherheit, und wenig hätte gefehlt, so wäre auch der offiziellen „Wiener Zeitung“ ein dreispaltiges Hoch gebracht worden.

Ein Regierungsrath, der schon unter dem letzten deutschen Kaiser, dem Kaiser Franz, Praktikant bei der Buchhaltung war, erklärte, daß die Herren nur das wiederholten, was er bereits in den Zwanziger-Jahren behauptet

habe, daß nämlich jede Regierung gut, die österreichische Regierung aber die beste sei.

Nur der Herr Nordbahn-Direktor Kuranda nahm zu seinem Toaste einen Becher mit Vermuth und vertrat die elegische Seite der Sache mit gewohnter Geschicklichkeit. Er war beredtſam wie immer, und nur im Feuer der Begeisterung verrannte er ſich einmal und ſprach von „unſerer theuren Schweiz“ ſtatt von unſerer theuren Nordbahn. Mit Thränen auf der Zunge bedauerte er es, daß die theure Schweiz ſich von Oeſterreich losgeriſſen habe, denn wenn nicht Tell von ſeines Knaben Kopfe den Apfel, welchen die kompetente k. k. Behörde hinaufgelegt hatte, heruntergeſchoſſen hätte, ſo würde die theure Schweiz noch heute von böhmischen Beamten regiert, der dicke Patriot in Wiener Mundart, Herr Anton Langer, wäre ſtolz auf den vaterländiſchen Schweizerkäſe und würde rufen: Sollen's uns nachmachen! die Schweizer Millionäre würden in dem goldenen Buche unſerer Steuerliſten als glückliche Steuerzahler eingetragen ſein, und die Schweizer Kühe würden mit den Gmundener Salinen die Ehre theilen, zu den unerſchöpflichen Hilfsquellen Oeſterreichs gerechnet zu werden.

Mit der ganzen Einfalt unſerer Schweizer Urväter ſtellte ſich auch Herr Kuranda gleich zu Beginn ſeiner Rede beſcheiden als „einen Mann aus Wien“ vor, wie man etwa von einem Mann aus dem Zillertale ſpricht und nicht von einem Nordbahn-Direktor aus dem Zillertale, oder einem Ritter des Leopold-Ordens aus dem Zillertale, oder einem Vertreter der iſraelitiſchen Kultus-

gemeinde aus dem Zillerthale, damit ich beiläufig auf einige der Würden aufmerksam mache, welche diesen Mann aus Wien bekleiden.

Nachdem sich Herr Kuranda nur als einen Mann aus Wien, also von seiner unbedeutendsten Seite präsentirt hatte, warf er, um jedem Mißverständnisse vorzubeugen, zum Schlusse seiner Rede dieses schlichte Inkognito ab, indem er durchschimmern ließ, daß er nicht ein gewöhnlicher Mann aus Wien sei, sondern ein ganz besonderer Mann aus Wien, kein Duzend-Wiener, sondern ein Millionen-Wiener, er erklärte nämlich „im Namen von Millionen gleichgesinnter Männer“, daß wir fest entschlossen seien, unser gutes Recht auf die „Zusammengehörigkeit“ mit Deutschland zu wahren.

Es stehen also Millionen hinter Herrn Kuranda, wenn er den Wiedereintritt Oesterreichs in Deutschland verlangt, und Herr Kuranda steht hinter Millionen, wenn es deshalb zu neuem Kampfe kommen sollte!

Auf den Schmerzensschrei des Mannes aus Wien über die Losreißung der Schweiz antwortete ein Mann aus Schwyz. Er nahm die Schweiz gegen die treue Anhänglichkeit des Herrn Kuranda in Schutz und bat diesen in schlichten Worten um Entschuldigung, daß die Schweiz sich die Freiheit genommen habe, sich die Freiheit zu nehmen. Als dieser einfache Mann erklärte, wie es die Schweizer angefangen hätten, frei zu sein, und daß sie vor Allem „ihre Ideen aller Welt offen in's Gesicht gesagt“ hätten, gab Dr. Kopp dem Trompeter einen Wink, sich bereit zu halten, um etwa laut werdende gefährliche Ideen

auf dem Blas-Instrumente zu begleiten. Glücklicher Weise standen die Ideen nicht auf dem Tagesprogramm und es wurden daher solche für diesmal nicht aller Welt in's Gesicht gesagt. Nur Herrn Kuranda kam eine glückliche Idee, die er aller Welt offen in's Gesicht sagte:

Er wünschte gute Nacht und empfahl sich und die wackeren Bundeschützen verfielen in den seligen deutschen Bund und schliefen ruhig bis zum späten Morgen.

Auch die Wiener Studentenschaft hat sich an dem dritten deutschen Bundeschießen oratorisch betheiliget. Unter den mehr oder weniger gelungenen Reden verdient nur der Toast Erwähnung, welchen ein studierender Jüngling sprach, und den zwar nur Wenige hörten, Keiner aber verstand. Nachdem der Redner dem versammelten Publikum von sich und anderen Unmöglichkeiten gesprochen hatte, stellte dieser „Wortführer der deutschen Jugend“, wie er sich nannte, in Gegenwart der anwesenden Söhne Germania's die Behauptung auf, daß diese noch eine — — Jungfrau sei. Ob hiermit ein Hieb auf Herrn v. Bismarck beabsichtigt war oder auf die Germania selbst, die durch jene Behauptung aus dem Rollenstache der jugendlichen Mütter in das der alten Jungfern überfetzt wurde, ist bei der babylonischen Phrasenverwirrung, welche in der Rede dieses dritten deutschen Bundeschwägers herrschte, nicht klar geworden.

Dem Vernehmen nach schreibt dieser Wortführer der deutschen Jugend auch Theaterkritiken für eine Wiener Zeitung. Verstehen es unsere Bühnen-Aspasien, sich mit diesem Ehrausschneider zu verhalten, so wird er ihnen,

wenn auch nicht Lorbeerkränze, doch Jungfernkranze um das Haupt zu winden unternehmen.

Doch die Schützen sind fort, der Prater ist wieder aus Deutschland ausgeschlossen, und unser braver Bürgermeister wird nach und nach den heftigen Enthusiasmus los werden, den er sich in der Schützenhalle zugezogen. Wie alle k. k. österreichischen Weltbegebenheiten hat auch das Schützenfest mit einem Defizit geendet; was liegt daran, der vierzehntägige Sommernachtstraum von unserer „Zusammengehörigkeit“ mit Deutschland ist damit nicht zu theuer bezahlt. Herr v. Beust hat es als unsere Aufgabe bezeichnet, „die fühlung mit Deutschland“ zu erhalten. Ueberflüssige Mahnung! Unser eingeborner Dichter Waldstein hat erst in der vorigen Woche wieder einen Koburg'schen Orden erhalten.

Trotz der zahmen Rede des Reichskanzlers, nach welcher uns Deutschland gegenüber die Mission einer besonnenen Gartenschnecke zufiele, sind die Ungarn wüthend über Herrn von Beust hergefallen; sie verlangen, daß wir unsere Fühlhörner nicht nach Deutschland, sondern nach Ungarn ausstrecken, und drohen, daß sie uns sonst von sich befreien und einen Welttheil für sich bilden wollen. Der „Naplo“ brachte diese Drohung und die arme „Wiener Zeitung“ erschien am nächsten Morgen ganz blaß gedruckt; aber der Kummer hat sie sprachlos gemacht und sie hat nichts erwidert.

Die neue Kreuzersteuer.

August 1868.

Wenn auch die Flugmaschine bis jetzt nicht erfunden und die Regierung daher leider noch nicht in den Stand gesetzt ist, in den Wolken Steuerämter zu errichten, so muß man doch zugeben, daß ihr wenigstens auf Erden nichts Steuerbares entgeht.

So sind wir in dieser Woche wieder mit einer neuen Steuer überrascht worden, bei welcher ich es gleich im vornhinein freudig hervorheben will, daß nunmehr auch dem Aermsten das Vergnügen des Steuerzahlens zugänglich gemacht ist. Von jetzt an muß nämlich Jeder, der als Passagier der Pferdebahn sein Fortkommen sucht, eine zierliche kleine Steuer von einem Kreuzer *De. W.* entrichten. Unter günstigen Umständen, wenn nämlich ein ziemlicher Zudrang zu der Pferdebahn stattfindet, kann so eine Summe von fünf bis sieben Gulden täglich in den Staatsäckel fließen. Niemand wird wohl erwarten, daß der Staat mit einem solchen kleinen Betrage etwa seine Schulden zahlen solle, doch bleibt dieser immer ein hübsches Nadelgeld für den Staat, denn er kann sich dafür gewisse kleine Bequemlichkeiten verschaffen, und z. B. einen Hofrath pensioniren.

Es ist zwar nicht vorauszusetzen, daß diese Steuer umgangen werden wird, indem etwa einige illoyale Staatsbürger, die bisher mit der Pferde-Eisenbahn zu fahren gewohnt waren, sich, um der Steuerpflicht zu entgehen, Equipagen anschaffen werden. Würde aber dennoch zu einem so unlautern Mittel gegriffen werden, so bleibt der Regierung noch immer das Aushilfsmittel, daß sie dann auch das Fahren in einer Equipage mit einem Kreuzer Oe. W. besteuert. Es mag zwar Manchem hart erscheinen, daß so der unschuldige Equipagen-Besitzer mit dem schuldigen Passagier der Pferdebahn leiden muß, aber in Steuersachen hört die Gemüthlichkeit auf. Allerdings bliebe den schlechten Patrioten noch ein anderer, ziemlich ordinärer Ausweg, sich dieser Besteuerung zu entziehen, nämlich — zu Fuß zu gehen, man darf aber überzeugt sein, daß der Gewinn, welcher hierdurch dem Aerar entginge, durch die wachsende Steuerkraft der dann vollauf beschäftigten Schuster reichlich hereingebracht würde.

Was war bisher ein Kreuzer? Ein kleines verächtliches Stück Kupfer, für das kein Bäcker Brot, kein Tabaktrafikan eine Zigarre verkaufte, ja für das der Bettler, dem man es schenkte, kaum dankte. Und nun kommt das Steueramt mit seiner durchdringenden Beobachtungsgabe und entdeckt, daß diese so lange für werthlos gehaltene Münze ihrem Besitzer eine der edelsten Kräfte verleiht: die Steuerkraft; der lumpige Kreuzer avancirt zum Steuerkreuzer und der dunkle Ehrenmann, der ihn besitzt, zum Steuerzahler. Jeder Lehrjunge, der ein paar

Stiefel auf dem Tramwege in die Vorstadt bringt, kann jetzt emphatisch ausrufen: „Wir Steuerzahler!“

Wer wagt es jetzt noch, in Oesterreich über den Steuerdruck zu klagen, wir haben die kleinste Steuer, die in der zivilisirten Welt vorkommt, die Kreuzersteuer, eine kleinere ist nicht mehr möglich, es müßte nur die Haselnuß-Steuer eingeführt werden oder gar — eine Steuer auf Ehrenwort.

Bedenklich ist nur das Eine, daß der „außerordentliche Zuschlag“ — die Steuer, welche man bekanntlich für das Steuerzahlen entrichtet — bei dieser Kreuzersteuer nicht durchgeführt werden kann, es wäre denn, daß man, um das Prinzip des Zuschlages zu retten, eine Pflaume oder eine Priße Tabak oder ähnliche Werthgegenstände als Zuschlag gelten ließe, oder den Versuch machte, eine Kreuzersteuer-Zuschlagscheidemünze mit dem Nominalwerthe eines Zehntelkreuzers zu prägen.

Man hat sich von vielen Seiten gegen dieses artige harmlose Steuerchen ausgesprochen, und es wäre gewiß Sache der offiziellen „Wiener Abendpost“, hier mit gewohnter überflüssiger Schlagfertigkeit eine Rechtfertigung zu versuchen. Eine solche kann in dem vorliegenden Falle gewiß nicht schwierig sein, und ich schlage die nachfolgende vor:

„Es gibt wohl Nergler, kleinliche Naturen, welche jeden Schritt der Regierung zu bekritteln versuchen, denen in ihrem Hochmuthe einerseits kein Ansehen von hundert Millionen hoch genug ist, um es nicht in den Staub zu ziehen, und die andererseits in ihrem Kleinmuthe sich doch

nicht einmal über eine Steuer von einem Kreuzer zu beruhigen vermögen. Von Leuten dieses Schlages, über deren böswillige Tendenzen wir hier kein Wort verlieren wollen, ist die Frage aufgeworfen worden, mit welchem Rechte die Regierung die neue Kreuzersteuer, welche, nebenbei bemerkt, sich bereits einer großen Popularität erfreut, einhebe; ob sie etwa in Zukunft die Entgleisungen der Pferdebahn verhindern, oder ob sie dafür sorgen werde, daß jeder Passagier einen Platz bekomme, oder endlich, ob sie die Spaziergänger vor dem Ueberfahren werden schützen wolle. Solchen leichtfertigen Fragen gegenüber muß bemerkt werden, daß es wohl die Regierung nicht zu kümmern habe, ob der Herr Hinz oder Kunz um ein Stündchen früher oder später in's Bierhaus komme, und man wird ihr auch gerechterweise bei der Theuerung aller Lebensbedürfnisse (das Pfund Rindfleisch kostet, da wir diese Zeilen in Druck geben, sechsunddreißig Kreuzer!) nicht zumuthen wollen, für Einen Kreuzer Oesterreichischer Währung das Leben des ersten Besten zu garantiren. Die neue Steuer hat vielmehr, wie wir aus unserer besten Quelle versichern können, sogenannte höhere Zwecke, und ihre Absicht ist nur, den Staatsbürger auf eine möglichst schmerzlose Weise nach und nach zum kräftigen Steuerzahler zu erziehen. Die Regierung ist hierbei der Zustimmung aller Vernünftigen und Pädagogen gewiß."

Ein Künstlerbanket.

September 1868.

Die Zeiten erscheinen vielleicht Manchem zu ernst, als daß man vom Mittagmahlen reden dürfte; und doch will ich darüber sprechen, nicht etwa, daß ich die Zeiten weniger ernsthaft nehme als Andere, sondern weil ich der Ansicht bin, daß das Mittagmahlen in unserer Zeit ein sehr ernsthafter Gegenstand geworden ist. Man lese einmal die „Wiener Zeitung“ und vergleiche damit die Coaste, welche der Herr Reichskanzler v. Beust bei verschiedenen Banketten gehalten hat, und ich bin überzeugt, daß man aus den letzteren viel mehr von den großen politischen Absichten Sr. Excellenz erfahren wird, als aus dem officiellen Blatte. Ich will damit nicht die „Wiener Zeitung“ um ihren Kredit bringen, ich möchte nur meiner Ansicht von der ernstesten Bedeutung des Mittagessens etwas Kredit verschaffen.

Gedächtnißschwache erinnere ich' an die vielen Bankette in jüngster Zeit, bei welchen wir nicht blos politische Tagesfragen behandeln, sondern vollständige Programme

entwickeln gehört haben, und man wird zugeben müssen, daß die Diners Pflanzstätten politischer Bildung geworden sind. Unlängst sprach Herr v. Beust, während Aller Augen auf die Bratenschüssel gerichtet waren, von unserem Verhältniß zu Deutschland; nächstens kann der Herr Finanzminister, während die Gemüse unter der Last der Auflagen seufzen, uns die Ausschreibung neuer Steuern verkünden, und wenn den Tschechen Zugeständnisse gemacht werden sollten, werden wir jedenfalls vorher bei dampfenden Schüsseln davon unterrichtet werden.

Man wird vielleicht junge Herren, welche sich der diplomatischen Carrière widmen wollen, zu ihrer Ausbildung nach Wien mittagmahlen schicken, und in der Biographie eines großen Staatsmannes lesen wir möglicher Weise noch einmal, daß er eine ausgezeichnete Schule durchgemacht, daß er nämlich schon als Jüngling mit den größten Staatsmännern seiner Zeit zusammen gegessen habe.

Der Herr Ackerbauminister Graf Potocki hat in dem Banket, welches zu Ehren der deutschen Landwirthe in dieser Woche gegeben wurde, es als das Verdienst des Herrn Reichskanzlers hervorgehoben, daß er das Ministerium für Ackerbau geschaffen habe. Wenn die Bedeutung der Bankette einmal recht gewürdigt und die Einsicht in deren Wichtigkeit eine allgemeinere sein wird, können wir ein Banket der deutschen Gästebewirther erleben, bei welchem ein Herr im schwarzen Frack auf den Herrn Reichskanzler als denjenigen hinweisen wird, der das Ministerium für öffentliche Mahlzeiten geschaffen habe,

und Se. Excellenz dankt gerührt mit der Versicherung, daß ihm das öffentliche Wohlesseu stets am Herzen liegen werde.

Unter solchen Umständen wird es dahin kommen, daß die Politik eine Hilfswissenschaft der Gastronomie werden wird. Man wird dann von einem tüchtigen Gastronomen Auskunft darüber erwarten dürfen, ob eine warme Rede vor oder nach dem Braten servirt werden muß, ob bei einem garnirten Rindfleisch die Entschuldigung eines Redners, daß er nicht gefast sei, aufgetragen werden könne, und ob es zweckmäßiger sei, die deutsche Einheit herumzureichen und den Champagner kalt zu stellen, oder den Champagner herumzureichen, und die deutsche Einheit kalt zu stellen.

Leider muß man aber gestehen, daß das öffentliche Mittagessen, was es an politischer Bedeutung gewonnen, an kulinarischem Werthe verloren hat. Es ist das eine traurige Thatsache, die festgestellt werden muß. Die Wirthe nützen es aus, daß man mit den Zweckessen nicht mehr Essenszwecke verfolgt, sie neigen sich der Ansicht zu, daß der gute politische Zweck die schlechten Nahrungsmittel heilige, und nur die Rechnung ist stark, das Fleisch aber schwach, sehr schwach.

Voltaire hat Paris das Gehirn der Welt genannt; Wien hätte, ohne der Unbescheidenheit geziehen zu werden, den Bauch derselben für sich in Beschlag nehmen können. Wir haben es jedoch veräußert, diesen Ehrenplatz einzunehmen, und nun ist es zu spät. Die elende Kost der jüngsten Bankette hat den Nimbus, welcher

während der „Backhendl“-Aera um unsere Küche gestrahlt hat, für immer erlöschen gemacht.

Mir graut, wenn ich mich an das Banket erinnere, welches der Gemeinderath der Stadt Wien in dieser Woche den deutschen Künstlern gegeben hat! Ein grauer Himmel weinte über den Lokalitäten der k. k. Gartenbau-Gesellschaft. Ich trat mit den kühnsten Erwartungen ein, denn schlechtes Wetter ist ja der schönste Hintergrund für ein Banket. Sah ich doch in eine ideale Landschaft hinein, in der gebratene Rebhühner flogen, Goldorangen in dunklen Rehschlegeln glühten, gesottene Schille in holländischen Saucen plätscherten, und gemästete Fasane über Kompothügel dahinzogen. Wie bald wurde ich enttäuscht, als ich zu den Tischen trat, und die öden Stillleben darauf sah, die hier melancholisch ihrer Dessert-entpuppung harrten.

Ach, diese müden, im Dienste ergrauten Chocolatekrapfen!

Das Fest begann, denn das Orchester stimmte Wagner's „Cannhäuser“-Overture an. Eine schöne Zukunft, dachte ich, zu der ihr hier Musik macht! Da sah ich plötzlich vor mir den Teller gefüllt, ein rauher Septemberwind hatte herbstlich dürres Laub in meine Suppe gestreut — — in der Menu Sprache wurde das Julienesuppe genannt.

Nach der Suppe trat eine lange Pause ein, die ein Maler mir gegenüber dazu benützte, eine historische Skizze aus der Zeit des Abfalls der Niederlande zu entwerfen. Namentlich Egmont war zum Sprechen getroffen, allerdings aber hatte der Künstler hinlänglich Muße zur

Ausführung desselben gehabt. Man sah, daß Egmont sein trauriges Los ahnte, — da wurde Gänseleber herumgereicht, eine oberflächlich hingekleckte Skizze der Leber einer affetischen Gans. Sie schmeckte nach Kolophonium, was mich aber nicht wunderte, denn der Sherry, welchen ein Kellner mit malitiösem Lächeln dazu einschenkte, war reiner Theatersherry, Sherry für die vierte Galerie, Zuckerwasser für die Eingeweihten.

Wieder trat eine unheimlich lange Pause ein. Ich fragte meinen Nachbar, um ihn zu trösten, ob er „Ugolino“ gelesen habe, und erzählte ihm, daß ich eine Geschichte wisse, deren Held durch vierzehn Tage nichts zu sich genommen hatte, und doch nicht verhungert war. Mein armer Freund dankte mir mit einem matten Lächeln für meinen guten Willen. Ich rief nach einem Kellner, mit einem „ich bitte gleich“ entzog er sich auf eine halbe Stunde meiner Gesellschaft. Da erschien endlich, und das Orchester fiel dazu mit heiteren Tanzweisen ein, das so lange verloren geglaubte Roastbeef. Roastbeef? Erbärmliche Menulüge! Die Sprache des Menu ist wahrhaftig dazu da, um die Speisen zu verbergen. Ich habe noch nie einen Ochsen mit so unzureichenden Fleischmitteln ein Roastbeef spielen gesehen.

Neuerdings trat die mehrfach erwähnte beängstigend lange Pause ein. Doch ich male zu schwarz, diesmal nicht beängstigend, die Zeit ließ ja über die traurige kulinarische Vergangenheit Gras wachsen, welches auch wirklich mit Croquettes als Auflage aufgetragen wurde. Ich stützte das Haupt in die Hand, und horchte den

Klängen Gounod'scher Musik. Das waren die bekannten Weisen aus „Romeo und Julie“. Der Mond geht auf, aus den Büschen klingen herauschende Liebeslieder, über den Balkon neigt sich die schöne Julie, und unten harret Romeo. Die Liebenden plaudern zu lange. War das die Lerche oder die Nachtigall? Nein, es ist ein ganz elender Kapaun, der mich aus meinen Träumen weckt!

Wieder verschwinden die Kellner von dem weiten Plan, an dem Ministertische wird es lebendig, die erduldeten Entbehrungen haben den Mannesmuth des Herrn Bürgermeisters nicht zu brechen vermocht, und mit lächelndem Gesichte bringt er einen Toast der deutschen Kunst. Nach ihm spricht Se. Excellenz der Herr Unterrichtsminister Hasner, und er bemerkt, daß die Kunst mit der Politik nichts zu schaffen habe. Es wurde stürmisch Beifall geflatscht, aber dennoch gab sich eine allgemeine Enttäuschung kund. Man hatte die beruhigende Versicherung erwartet, daß die Kunst mit dem Essen nichts zu schaffen habe!

Ein spanisches Trauerspiel.

Oktober 1868.

Ein kleines Ereigniß, welches sich in den jüngsten Tagen an der französischen Grenze abspielte, hat mit einem Male eine auffallende Lücke der bestehenden Zolltarife an den Tag gebracht. Eine Dame nämlich, die aus dem Innern von Spanien kam und sehr viel Gepäck mit sich führte, wollte die französische Grenze überschreiten, und sie wäre in diesem Vorhaben nicht weiter gestört worden, wenn nicht die überaus große Eile, mit der sie über die Grenze zu kommen trachtete, den Verdacht erregt hätte, daß dieselbe schmugglerische Nebenzwecke verfolgte.

Der Paß der Reisenden war zwar in vollster Ordnung, man entnahm aus demselben, daß die Dame eine in früherer Zeit sogenannte Königin von Spanien war, und als Zweck der Reise war in der Urkunde ganz unverfänglich angegeben: Allerhöchste Flucht nach Frankreich.

Nichtsdestoweniger prüfte man das Gepäck der einmal verdächtig gewordenen Dame, indem es ja möglich sein konnte, daß dieselbe mit dem Nützlichen das Un-

genehme verbinden und die willkommene Gelegenheit ergreifen könnte, Gebetbücher oder Rosinen, oder andere Erzeugnisse des spanischen Gewerbefleißes über die Grenze zu schmuggeln. In der That fand man nach längerem Durchsuchen in einer Handtasche eine — Krone, welche deren Besitzerin zu „deklariren“ unterlassen hatte. Die Reisende wollte von einer Verzollung dieser Kopfbedeckung nichts wissen, indem sie darauf hinwies, daß sie dieselbe nur „zum eigenen Gebrauche“, wie es in der Mauthsprache heißt, mit sich führe.

Die Beamten nun widerlegten allerdings diese Behauptung, indem nach der spanischen amtlichen Zeitung die Krone in Spanien als Kopfbedeckung aus der Mode gekommen sei, andererseits waren sie aber in Verlegenheit, welchen Zoll Herrscherkronen „feinste“ bei ihrer Einfuhr nach Frankreich zu entrichten hätten, denn so sehr sie auch in dem Zolltarife blättern, der genannte Artikel hatte in diesem keinen Platz gefunden. So war man genöthigt, die spanische Krone in die Tarifpost: „abgetragene Kleidungsstücke ohne Werth“ einzureihen und zollfrei passieren zu lassen.

Das Wiedersehen zwischen der abgelaufenen Königin von Spanien und dem französischen Kaiserpaar wird wohl sehr schmerzlich sein, und ein Tragödien-Dichter hätte Gelegenheit, hierin den Stoff zu einer ergreifenden dramatischen Szene zu finden. Bis dahin ersuche ich meine Leser mit der nachfolgenden Skizze einer solchen vorlieb zu nehmen. Die Szene spielt in den Tuileries:

Der Kaiser ist in Nachdenken versunken und raucht eine Zigarrette dazu; die Kaiserin liest den Moniteur.

Die Kaiserin (liest vor): Die Königin von Spanien und deren Gemahl sind im besten Wohlfsein in Paris angekommen!

Der Kaiser (ironisch): Ich wußte es wohl, ein Unglück kommt selten — — allein.

(Ein Kammerdiener tritt ein.)

Der Kammerdiener: Ihre gewesene Majestät, die Königin Isabella die Letzte!

Die Kaiserin: Wie, ihr Gemahl, der König, begleitet sie nicht?

Der Kammerdiener: Ich bitte um Entschuldigung, sie hat denselben im Vorzimmer abgelegt.

Die Kaiserin: Sagen Sie der Königin, daß sie tausendmal willkommen ist.

Der Kaiser: Ueberzeugen Sie sich jedoch zuerst, bevor Sie diesen Gruß ausrichten, ob kein Journalist in der Nähe ist.

(Der Kammerdiener geht ab.)

Die Königin von Spanien tritt ein, sie stürzt der Kaiserin in die Arme, Beide halten sich lange umschlungen.

Die Königin: Alles, Alles ist verloren, liebe Eugenie, nur mein — Gemahl nicht.

Die Kaiserin (gerührt): Das Unglück ist zwar groß, aber die Zeit wird es mildern.

Die Königin: Ach nein, ein Gemahl gehört zu den Unglücken, welche desto ärger werden, je älter sie werden.

Der Kaiser: Das Herabsteigen vom Throne wird Sie wohl ermüdet haben, darf ich Ihnen einen Stuhl anbieten, liebe Isabella, ehemals die Zweite?

Die Königin (gereizt): Es ist sehr gütig von Ihnen, mir einen Stuhl vorzusetzen; warum bieten Sie mir nicht, wenn Sie galant sein wollen, meinen Thron an, es sitzt sich viel besser darauf.

Der Kaiser (achselzuckend): Ich bedauere, aber das Kaiserreich ist der Friede.

Die Kaiserin: Liebe Isabella, beurtheilen Sie Louis nicht falsch. Er wäre gewiß gerne bereit, Ihre Unterthanen wieder unglücklich zu machen, aber in einer so wichtigen Frage darf er sich nicht von seinem Herzen leiten lassen, sondern muß nur seinem Verstande folgen.

Die Königin: Seinem Verstande? Ja wohl, für eine Ausrede ist selbst sein Verstand noch gut genug!

Der Kaiser: Wenn ich bitten darf, keine Majestäts-Beleidigung!

Die Königin: O, wie undankbar das Glück macht. Was würde ich darum schenken, wenn man mir noch eine Majestäts-Beleidigung zufügen könnte. Ich würde mich verpflichten, wenn ich wieder auf den Thron kommen sollte, und gesund und leben bliebe, für jede solche Schmeichelei ein Duzend Unterthanen hinrichten zu lassen.

Der Kaiser: Ich kann Ihnen nur den Rath geben, sich vorläufig mit der Majestät des Unglücks zu begnügen. Freilich, bei Ihnen —

Die Kaiserin (ihn unterbrechend): Was gedenken Sie aber nun zu thun, liebe Isabella? (Pause.) Werden Sie sich bei uns niederlassen?

Der Kaiser: Du vergißt, liebe Eugenie, daß die Bourbonen unser rauhes Klima nicht vertragen können.

Sie müssen Alle nach kurzer Zeit entweder das Land wieder verlassen, oder gar — —

Die Königin (einfallend): fürchten Sie nichts, ich werde Sie nicht länger inkommodiren, der Papst wird mich gewiß gastlich aufnehmen.

Der Kaiser (ironisch lächelnd): Warum sollte er nicht, da er ein ganz brillantes Geschäft dabei macht. Er war ja darauf vorbereitet, 20,000 Mann Ihrer Truppen, die Sie ihm vor einiger Zeit zu seinem Schutze zur Verfügung stellen wollten, gastlich zu bewirthen; statt dessen braucht er jetzt nur ein Couvert mehr aufzulegen.

Die Königin (zornig): Auch Deine Zeit wird kommen, Tyrann! (Stürzt ab.)

Der Kaiser (ihr nachrufend): Nehmen Sie sich vor meiner Polizei in Acht! (Geht ab.)

Die Kaiserin (in Gedanken versunken): Die Trauerkleidung steht ihr übrigens besser, als ich gedacht hätte! (Ab.)

Addio!

Oktober 1868.

Der Statistiker Quetelet hat berechnet, daß die mittlere Lebensdauer der Staaten 1461 Jahre beträgt. Darin liegt ein großer Trost für alle diejenigen, die ein Interesse an dem Bestande Oesterreichs haben. Mögen Magyaren, Polen und Tschechen mit vereinten Kräften gegen dasselbe anstürmen, es hat noch lange nicht die mittlere Lebensdauer der Staaten erreicht — wir können zuschauen. Ja, wenn es unter Schmerling geheißten hat: Wir können warten, so lautet jetzt die Devise: Wir können zuschauen! Oesterreich ist ein großes Schauspielhaus geworden, in welchem die Nationalitäten Komödie spielen; wird es ein Trauerspiel, ein Schauspiel oder eine Posse, uns gilt es gleich; wir können zuschauen. Wir schauen zu und applaudiren oder zischen, je nachdem die Claque Beifall oder Mißfallen zu erkennen gibt.

Daß es noch Niemanden eingefallen ist, dieses Schauspielhaus zu verpachten, sowie man etwa jetzt das Arsenal verpachten will, ich glaube, es ließe sich auch damit ein Versuch machen. Die Regierung behielte nicht mehr den Staat in

eigener Regie, sondern überließe ihn der Privat-Industrie. Es fänden sich gewiß einige spekulative Industrielle, welche diesen Handel eingingen. Gegen eine Pachtsumme, die natürlich größer sein müßte als das Erträgniß, welches der Staat jetzt liefert, überläßt man dann den Pächtern die Steuerzahler, den Tabak, das Salz u. s. f. Dafür haben diese zu sorgen, daß die Staatsmaschine in der gleichen Weise fortgeht wie bisher, daß also alljährlich in der Monarchie einige hundert Duzend Fenster eingeschlagen werden, daß ungefähr alle drei Jahre eine Deutschen- und Judenhetze in Böhmen stattfindet, daß eine den Umständen angemessene Zahl von Defraudationen verübt wird, daß mindestens in jedem Decennium ein unglücklicher Krieg geführt wird und daß die „Wiener Zeitung“ täglich als Morgen- und Abendblatt erscheint, wie bisher.

Doch wozu solchen politischen Phantasien nachhängen, da uns eine so reizende Wirklichkeit lacht: der Männergesang-Verein feiert in der nächsten Woche sein fünfundzwanzigjähriges Jubiläum. Fünfundzwanzig Jahre ist eine lange Zeit in Oesterreich! Wenn bei uns eine Institution nach einigen Jahren nicht zu Grunde gegangen ist, ist man so freudig überrascht, daß man gleich ein Jubiläum derselben feiert. Bei unserer ersten Verfassung erfand man, um zu einem Verfassungs-Jubiläum zu kommen, eine jährliche Verfassungsfeier, denn unsere Verfassungen sind so schwächliche Kinder, daß man schon jubeln muß, wenn sie einen Winter überstanden haben.

Wann wird man wohl das Jubiläum unserer neuen

Aera feiern? Wirkliche Verfassungsfreunde mögen ihren schwarzen Frack und ihre weiße Kravate in Bereitschaft halten, denn für eine österreichische Aera ist immer Gefahr im Anzuge. Eine Aera von zwei Jahren ist schon eine ungewöhnlich lange und eine von drei Monaten eine mehr als respectable. Würde man unseren Beamten, wie den Soldaten die Kriegsjahre, die Aerenjahre als doppelte Dienstjahre anrechnen, dann hätten wir im Dienste ergraute Praktikanten, die schon vierzig Conceptfrühlinge zählen, und sich noch kaum in eine Rasirstube wagen, und Offiziale, die auf die erste Brautschau gehen und schon als bürokratische Jubelgreise gefeiert werden.

Ach, alles ist wandelbar in Oesterreich, nur die Bierhallen werden bei uns gebaut, als wenn sie für die Ewigkeit berechnet wären! Ist es da nicht merkwürdig, daß ein Verein sein fünfundzwanzigjähriges Bestehen feiert? Der Männergesang-Verein singt bereits ein Vierteljahrhundert, er sang unter Metternich und singt noch unter Herrn v. Beust. Er besang Alles, was des Menschen Herz bewegt: die Liebe, den Frühling und den König von Hannover. Aber die Zeit ist spurlos an ihm vorüber gegangen, denn er hat vom deutschen Vaterland gesungen, und siehe, das deutsche Vaterland ist uns Oesterreichern verloren gegangen, aber der Männergesang-Verein besteht nach wie vor.

Doch mein Koffer ist gepackt. Wenn diese Zeilen in den Händen des Lesers sind, habe ich Wien den Rücken gekehrt. Ich trete heute einen längeren Urlaub an, allein ich bitte, nicht daraus zu schließen, daß ich gestern Minister

oder Statthalter geworden bin. Nein, ich gehe nicht zum Vergnügen der Völker Oesterreichs auf Reisen, ich reise zum eigenen Vergnügen. Der Himmel ist abscheulich grau, mich friert, und im Burgtheater steht uns die Auf- führung neuer Stücke bevor. Ist das nicht Grund genug, ein gesünderes Klima aufzusuchen? Ich ziehe mit den Schwalben nach dem Süden, ich glaube jedoch nicht, daß sie wie ich das Visa des päpstlichen Nuntius auf ihrem Passe haben. Also nicht einmal dazu ist der „unselige Vertrag“ nütze, daß ein Oesterreicher unvidirt nach Rom reisen kann! Wenn man nur wüßte, ob dieses Visa auch im Himmel respektirt wird, falls man durch einen römischen Briganten den Kaufpaß in's Jenseits erhält.

Meine alte Dienerin war sehr besorgt, als ich ihr von meiner Reise erzählte.

— „Nehmen Sie sich in Acht“, sagte sie mit zitternder Stimme zu mir, „daß Ihnen kein Unglück wiederfährt!“

— „O“, antwortete ich tröstend, „seien Sie unbesorgt, man wird nicht so schnell Kapuziner, wie Sie glauben.“

Reisebriefe aus Italien.

I.

Venedig, 15. Oktober 1868.

O wie ich mich freute, nach Italien zu kommen! Ich fuhr einen Tag und eine Nacht nach Venedig; bei Tag las ich im Bäderer, und bei Nacht träumte ich von dem, was ich dort gelesen — es waren wirre Träume!

Mir träumte, ich sei roth eingebunden und wandere im Dogenpalast herum und betrachte die Dogenbildnisse an dem Fries des großen Rathssaales. Als mich die alten Dogen sahen, schmunzelten sie und nickten einander zu, sie stiegen herunter einer nach dem andern, und forderten Trinkgeld von mir, und ich gab und gab wieder, und als der letzte aus der Reihe der Dogen gekommen war, der sechsundsiebzigste, da merkte ich erst, daß mir nur mehr ein Goldstück geblieben war. Von dem wollte ich mich nicht trennen, aber der weißbärtige Doge hatte kein Erbarmen mit mir, so sehr ich auch bat, und drohte mir endlich mit den schrecklichsten Strafen, mit den piombi und piozzi, und als ich trotzdem von meinem Golde nicht lassen wollte, da zog er grinsend aus seinem Purpurmantel ein Kotelette hervor, ganz so wie jenes, das ich in der Bahnhof-Restaurations in Nabresina gegessen hatte, und wollte mich zwingen, es zu verschlingen.

Das ging dem Schaffner zu Herzen und er rief: Venezia, Venezia! bis ich aufwachte und merkte, daß kein Doge neben mir in dem Wagen saß, daß meine gelben Napoleoniden unverfehrt geblieben waren, und daß — nein, das Nabresina-Kotelette war leider kein Traum, sondern die zähe, schlecht gebratene Wirklichkeit.

Ich stieg aus, ein Gondoliere bot mir sein Fahrzeug an, und nachdem ich mit ihm nach einem Streite, den ich mit Zuhilfenahme eines Taschenwörterbuches mit großer Erbitterung führte, über den Preis einig geworden war, führte er mich vor mein Hotel. Vor dem Thore desselben erwartete mich zu meiner großen Ueerraschung ein in den Ueberresten eines schwarzen Frackes gekleideter Herr, welcher mir die betäubende Mittheilung machte, daß der große Tizian im sechzehnten Jahrhundert gestorben sei, und daß es von mir eine Pflicht der Pietät wäre, wenigstens das Grabmal desselben bei den Frari, zu welchen er glücklicherweise den Weg wisse, zu besuchen. Ich sprach mein Bedauern über den Verlust aus, welchen die Kunst durch das Dahinscheiden des großen Meisters vor drei Jahrhunderten erlitten, wies aber darauf hin, daß in der Rangordnung der Pflichten die Pflicht der Selbsterhaltung vor jener der Pietät komme, und daß ich daher vor Allem zu frühstücken gesonnen sei. Ein sehr lebhafter junger Mann mit glühenden Augen und einer höchst ausdrucksvollen Mimik, der in dem Hotel für die Rollen von Helden-Zimmerkellnern engagirt war, führte mich in mein Zimmer. Ob auch dieses in der Geschichte Venedigs von Bedeutung ist, habe ich bis jetzt

nicht in Erfahrung gebracht; möglich, daß dort einmal ein berühmter Friedenstraktat unterzeichnet wurde, wenigstens konnte die Tinte, die ich vorfand, immerhin aus dem dreizehnten Jahrhundert stammen.

In Venedig kann man das dolce far niente an der Quelle studiren. Das dolce far niente und der deutsche Müßiggang, wie verschieden sind die beiden! Das dolce far niente ist nicht langweilig wie der Müßiggang, sondern anregend; der Müßiggang ist ein mürrischer alter Mann, das dolce far niente ein blühender lebensfroher Knabe; der Müßiggang hat Bleigewichte an den Füßen, das dolce far niente ist ein geflügelter Genius; der Müßiggang ist der Vater aller Laster, das dolce far niente der kleine Cousin der Poesie.

Das prachtvolle alte Venedig, das an den Ufern des Kanal grande liegt, ist zu Grunde gegangen, die Paläste sind verfallen und statt der stolzen Nobili wandeln unrasirte Hausmeister in derselben herum, die gegen ein Trinkgeld zeigen, was nicht mehr zu schauen ist. Der Gondoliere liegt in seiner Gondel und läßt sich von der Sonne bescheinen; wenn er aber den Forestiere ersieht, der traurig zu den Ruinen hinausschaut, dann hebt er sein Ruder und ruft: la gondola, la gondola! und alle seine sonnerbrannten Kameraden, welche ihre Lumpen und Segen tragen wie eine Nationaltracht, erheben sich und stimmen ein in den Ruf: la gondola, la gondola! Komm, Fremdling, hier auf den weichen Kissen der Gondel träumt sichs bequemer. Man fährt dahin in der Gondel, und nur das Fallen des Ruders unterbricht die

Stille. Von Zeit zu Zeit schießen andere Gondeln an Einem vorüber, und dann ist man wohl versucht, sich hinauszubeugen und den Ankommenden zu fragen, was es Neues gebe dort oben in der lebenden Welt. Wenn die Fahrt länger dauert, dann fängt der Gondoliere mit schwermüthigem Tonfalle ein Lied zu singen an, und ich selbst habe Strophen aus Tasso, in sehr veränderter Gestalt allerdings, zu hören bekommen. Ich glaube kaum, daß es in Wien Droschkenkutscher gibt, welche dem Passagier Oden aus Klopstock zum Besten geben.

Steigt man jedoch beim Rialto aus, und wandert durch die Mercerie gegen den Markusplatz, dann ist die Szene verändert: statt der breiten Wasserstraße finstere enge Gassen, statt der Todtenstille wüstes Geschrei, statt der Schwermuth ausgelassene Lustigkeit. Zeitungen und gebratene Kürbisse, Wasser und Streichhölzer, Muscheln und Stiefelwische werden mit laut gellender Stimme zum Verkaufe ausgedoten. Zwei Herren spazieren mit einander und geben ein Duett aus einer Verdi'schen Oper zum Besten, und Einer, dem das Nachtmahl schlecht bekommen hat, declamirt an eine Säule gelehnt eine tragische Szene aus Alfieri. Und die Polizei, es ist zum Todtlachen, sieht darin keine Störung der öffentlichen Ruhe, sie schreitet gegen die Lärmer nicht ein, obwohl vielleicht Mitternacht schon vorüber, ja wenn sich zwei Carabinieri einander Neuigkeiten mitzutheilen haben, thun sie das so laut, daß ein anständiger Wiener Polizeimann sie auf der Stelle arretiren würde.

Nun erst der Lärm im Theater! Ich war bei einer

Aufführung des „Rigoletto“ im Theater Apollo — es war das reine Josephstädter Theater unter Musik gesetzt. Das Orchester sucht die Sänger zu überlärmern, und die Sänger versuchten das Orchester zu überschreien, es war ein Kampf auf Taubheit und Heiserkeit, bei welchem in der Regel das Orchester in Folge gelungener Trompeten-Ausfälle den Sieg davontrug. Der Hofnarr tremolirte, daß die Scheiben klirrten, und der Tenor machte mehrmals den Versuch, mit der Sopranistin in's Parterre zu springen, aber durch die Posaunen des Orchesters scheu gemacht, lief er wieder mit seiner theueren Last am Arm in den Hintergrund zurück, um im nächsten Augenblicke neuerdings einen vergeblichen Anlauf gegen die Rampe zu machen.

Der Tenor erntete für seine Bestrebungen auf dem Gebiete der Zimnbergymnastik rauschenden Beifall; der Bariton, welcher so klug war, bei schwierigen Passagen das Haupt in einen riesigen Mantel zu hüllen und so seiner Stimmlosigkeit das Ansehen dramatischer Auffassung zu geben, wußte sich wenigstens die Achtung des Publikums zu erringen; bei der Sopranistin dagegen hatten sich zwei Parteien gebildet, die eine applaudirte wüthend, die andere zischte beseßten. Welche Partei den Sieg davontrug, weiß ich nicht, denn ich verließ den Kampfplatz vor der Entscheidung, ich weiß auch nicht, welche Partei im Rechte war, denn ich hatte die Sängerin nicht gehört. Freilich saß ich in der sechsten Reihe.

II.

Genua, 21. Oktober.

Wahrhaftig, ich fing schon an, mich für den italienischen Himmel zu schämen! Es regnete Tag und Nacht, und ich ging in Hesperiens seligen Auen im Ueberrock mit dem Regenschirme in der Hand spazieren. Ich war kaum acht Tage in Italien, und schon in Turin gezwungen, von meinen Erinnerungen zu zehren: an die Gondelfahrten in Venedig, an den prachtvollen Dom von Mailand und an die hübsche Französin, mit der ich von Mailand nach Arona am Lagomaggiore fuhr.

„Geben Sie wohl Acht, mein Fräulein“, sagte ich zu meinem vis-à-vis, „die ganze Gegend mehrere Stunden im Umkreise ist historisch merkwürdig. Hier haben mehrere berühmte Feldherren große Schlachten verloren, wie zum Beispiel der römische Konsul Publius Cornelius Scipio gegen die Karthager und der österreichische Feldzeugmeister Scipio gegen Ihre Landsleute, die Franzosen.“ Die kleine Französin, die in der Geschichte nicht sehr bewandert war, merkte nicht die Namensverwechslung, die ich mir erlaubte

hatte, und antwortete, daß sie vom Pensionate her mehr in der Geschichte des Alterthums bewandert sei, als in der neueren Geschichte, die man dort vernachlässigt habe, und daß ihr daher der Name Gyulai viel bekannter vorkomme, als der Name Scipio, der übrigens nicht so vilain klinge, wie man von einem ungarischen Namen erwarten sollte.

Es war hübsch anzuhören, wie sie mit den Italienern, die im Coupé saßen, in deren Sprache plauderte, ohne zu berücksichtigen, daß ihre philologischen Kenntnisse nicht gründlicher waren als ihre historischen. Sie erzählte, daß ihr von allen Kunstwerken, die sie seit einem dreitägigen Aufenthalte in Italien gesehen, die Strada ferrata's am besten gefallen hätten, und daß es nichts Elenderes gebe, als ein italienischer Ariosto, und so lobte sie ohne böse Absicht die ganz schlechten italienischen Eisenbahnen, während sie ihr Wohlgefallen an den Gemälden des Sassoferrato ausdrücken wollte, und tadelte den Sänger des Orlando furioso, während sie nur den schlechten Braten (arrosto) der Italiener nicht verwinden konnte.

Wenn man in Mailand den Dom bestiegen, die Brera abgelaufen, Chokolade getrunken und noch, wie ich, ein Uebriges gethan, und einen Sänger auspeifen gehört, dann hat man, denke ich, seine Touristenpflichten redlich erfüllt und kann weiterreisen. Die Mailänder Chokolade ist ganz anders, als ich sie mir vorgestellt habe, nämlich nicht süß, wie die Chokolade, die unter unserm nordischen Himmel gequirkt wird, sondern bitter, zu bitter für einen verhätschelten Wiener Gaumen. In der Brera fand ich

nicht weniger als fünf langhaarige Germanen, welche ihre Staffelei über die Alpen getragen hatten, und nun das Sposalizio Rafael's kopirten, wahrscheinlich um die Pinseltrophäen bei der Rückkehr vor den heimischen Tabakläden aufzuhängen. Auch in dem Dom traf ich ein Duzend blonde Pinsulaner, unter der rauhen Hülle wallender Locken ihre warmen abgetragenen deutschen Beinkleider bergend, welche das schöne einfallende Licht zu malerischen Zwecken mißbrauchten, und die sorgfältig gearbeitete vaterländische Leinwand muthwillig mit dem Pinsel zerstörten.

Diese und die Fremden, welche sich von dem Führer die Wunder des herrlichen Baues und die Merkwürdigkeiten der Heiligen erklären ließen, bildeten die Mehrheit der Dombesucher. In einer Bank kniete ein altes Mütterchen und aß in ihrer Einfalt gebratene Kastanien. Der liebe Gott wird ihr die angenehm duftende Sünde gewiß verziehen haben; der Kapuziner, der sie im Vorübergehen sah, verzog keine Miene, und ließ die Arme nach ihrer façon selig werden. Die Führer haspeln die Erläuterungen, welche sie geben, in weithin vernehmbarem schlechten französisch ab, und ich glaube, wenn man eine halbe Eira zulegt, reißen sie den Priester vom Altare weg und erzählen, was an ihm Interessantes zu sehen ist.

Ja, der Verzehr von Bildung ist noch immer in der Zunahme begriffen!

Hat man ein kreditfähiges Wamms an, dann packt Einen bei demselben, vielleicht nur, um sich vorher von der Qualität des Stoffes zu überzeugen, der Kirchendiener,

und erklärt seine Bereitwilligkeit, die unterirdische Kapelle des heiligen Vorrömäus, in welcher edle Metalle, kostbares Gestein und das Grabmal des Heiligen sich befinden, gegen zwei Lire zu zeigen. Ist man in religiösen Dingen ein Skeptiker, dann thut er's auch billiger. In dem Dome befindet sich ferner die Statue des lebendig geschundenen heiligen Bartholomäus. Weiter als hier kann die Darstellung des Nackten wohl nicht getrieben werden. Der Heilige ist nicht nur bis auf die Haut ausgezogen, sondern der Künstler hat ihm diese selbst abgezogen, und der Märtyrer trägt dieselbe mit vornehmer Gleichgiltigkeit um die Schultern, wie gewissenhafte Engländer den Plaid.

Das Skatatheater war geschlossen, und ich mußte daher mit dem Teatro Carignano vorlieb nehmen, in welchem Gounod's „Faust“ gegeben wurde. Faust und Gretchen gingen an, aber Mephisto war ein stimmloser armer Teufel. Der Sänger, welcher den für einen Darsteller des Mephisto etwas sonderbaren Vornamen „Fausto“ führte, wurde verhöhnt und ausgepiffen. Eine solche Lynchjustiz, wie sie von dem italienischen Theater-Publikum geübt wird, berührt den Deutschen, der nur an das langsame schriftliche Verfahren eines journalistischen Richter-Kollegiums gewöhnt ist, sehr peinlich. Dem Unglückseligen trat der Angstschweiß auf die Stirne, er konnte sich kaum auf den Beinen erhalten, und er röchelte nur mehr heiser seinen Part. Aber das rührte Keinen, man begrüßte die Mimik der Verzweiflung mit schallendem Gelächter, und übertäubte die Angsttöne des Gefolterten durch gellendes

Pfeifen. Der ästhetische Verbrecher dauerte mich, und ich schlich mich vom Nichtplatze weg, um den Rest des Abends unter Menschen, die nicht singen, zuzubringen.

Am andern Tage reiste ich ab. Die durch den Austritt des Ticino zerstörte Bahn von Mailand über Magenta nach Novara war noch nicht hergestellt, und ich mußte, um nach Turin zu gelangen, den Umweg über Arona am Lagomaggiore machen. Es regnete in Strömen und ich sah mit Betrübniß der meteorologischen Zukunft entgegen. Ach, und Turin erscheint Einem dann so langweilig, es hat lauter langgedehnte gerade Straßen und große vier-eckige Plätze. Ich besichtigte die Stadt, dann kehrte ich in mein Hotel zurück, ließ mir eine Flasche Wein geben, und schaute schwermüthig auf den Plan von Turin, der vor mir in der Stube hing — ein ödes Schachbrett! Doch auf den Rebentügeln von Asti reifen feurige Trauben, während die Weinbauern diese pressen, schweben unsichtbar gütige Feen hernieder, und deshalb ruht ein merkwürdiger Zauber auf dem Weine. Trinkt man davon in Turin, dann kann es wohl sein, daß das Schachbrett nicht länger verlassen starret, dann zieht der König, die Krone schief auf's Haupt gestülpt, auf sein Mittelfeld, die Königin hängt lustig an seinem Arm, und blinzelt wohl gar so verschmigt wie das Stubenmädchen im zweiten Stocke des Hotels, in dem ich wohne; von den Thürmen schauen verliebte Edelfräulein auf die blonden und schwarzen Ritter, die unten courbettiren, die Läufer schicken sich zum Wettlauf an, und die Bauern tanzen fröhlich auf den Feldern und glauben, daß sie

das gesegnete Weinjahr der Weisheit ihres Monarchen verdanken.

Welche Ueberraschung, als ich am nächsten Morgen mit dem Regenschirm bewehrt vor das Thor trat. Der Regen hatte aufgehört, der Himmel war sanftblau, und die letzten Wolken schickten sich zur Abreise an, um über die Alpenminen zu ziehen. Also auf nach Genua!

Die Bahn führt durch romantische Gegenden, aber ich hatte kein Auge für die Berge und Felsen, für die tiefen Thäler und die schäumenden Wässer, die unten vorüber stürmten, ich dachte nur an's große Meer. Da lag es plötzlich vor mir, als ich auf den Balkon meines Zimmers hinaustrat, und ich starrte hinaus, und war so verloren, daß ich dem Kellner, der hinter mir stand, die schlechten Zigarren abkaufte, die er mir anbot.

Ich ließ mich in der Barke des Hotels hinausrudern in's Meer und glaubte, der Schiffer werde mir von den Stürmen erzählen, von Klippen und Schiffbrüchen, und von anderen seltsamen See-Abenteuern. Statt dessen erzählte er mir von fabelhaften Trinkgeldern und von Ungeheuern, die für eine Fahrt in die See nur eine Lira geben wollten.

III.

Rom, 28. Oktober.

Es fiel mir schwer, von dem schönen Florenz Abschied zu nehmen. Ich hatte mich dort in der besten Gesellschaft bewegt. Des Morgens schon machte ich bei dem Lever der medicaischen Venus meine Aufwartung, und die Unterhaltung war vollständig ungezwungen. Ich hatte nicht einmal einen schwarzen Frack angezogen, dagegen hatte auch die Göttin keine umständliche Toilette gemacht, sondern einfach rechte und linke Hand als reizendes Morgen-Negligé verwendet. Ach der Mensch hat leider nur zwei Augen, aber die Göttin glücklicher Weise nur zwei Hände! Nachdem ich der liebenswürdigen Olympischen Adieu gesagt, pflegte ich bis zum Mittagessen ein wenig der Ruhe auf der Flucht nach Egypten, und ging dann neugekräftigt an einen bethlehemitischen Kindermord, oder an eine Marter der heiligen Justina, oder an ähnliche Zeit und Trinkgeld erfordernde Arbeiten.

Ich habe außer der genannten Göttin noch einige andere distinguirte Persönlichkeiten kennen gelernt, wie

Jupiter, Adonis und einen gebornen Berliner. Was jedoch den Letzteren betrifft, so muß ich, um nicht der Uebertreibung geziehen zu werden, ausdrücklich erklären, daß derselbe weder ein Gott, noch ein Adonis war, sondern ein ganz gewöhnlicher irdischer Handlungsreisender, ein Missionär, welcher die Etrurier zu seinen bronzenen Uhrketten befehren wollte.

Der Berliner trat mit einem gewissen En gros-Bewußtsein auf, das ihn auch in seinen Urtheilen über Kunst nicht verließ. Bei einem Besuche der Galleria degli Uffizi, den ich in seiner Gesellschaft unternahm, zeigte er sich aber auch als großer Kunstkenner, der nach einer nur oberflächlichen Betrachtung eines Gemäldes schon den Werth desselben zu beurtheilen wußte. So zum Beispiel brauchte er unter einem Gemälde nur: Rafael zu lesen, und er rief sofort: Meisterhaft! Nur in dem Kabinet der griechischen und lateinischen Inschriften wurde er etwas kleinlaut, vielleicht berührte es ihn peinlich, daß sich unter jenen nicht die Firma seines Hauses befand.

Der Himmel war blau, die Luft warm, in den Gärten war Alles grün, und aus den Büschen schauten rothe und blaue Blumen. O, der Sommer stirbt einen schönen Tod in Italien! Sein Erbe ist kein dürrer gelber Geizhals wie unser Herbst, welcher den ererbten Schmuck mißgünstig von den Bäumen holt und in die Erde vergräbt, nein, es ist ein lachender großmüthiger Erbe, der mit den Schätzen nur die Tugenden seines Vorgängers geerbt.

Auch die Kunst kommt in Florenz schon im Freien fort, auf den Plätzen und Straßen treibt sie ihre schönen Blüten, die bei uns kaum in der schwülen Luft der Museum-Treibhäuser gedeihen. Hätte eine deutsche Stadt einen solchen Platz wie die Piazza della Signoria, die mit Kunstwerken übersät ist, auf welcher ein David des Michel Angelo und ein Perseus des Benvenuto Cellini sich befinden, sie würde um den Platz Mauern ziehen und ein Dach darauf setzen, und auf das Dach einen Hofrath mit viertausend Gulden Gehalt. Man befindet sich auf der Straße wie im Vestibule eines Museums, jene bereitet auf dieses vor. Bei uns bereitet die Straße höchstens auf ein zoologisches Museum vor, so daß ein Gorilla in diesem nichts Verblüffendes mehr für den Besucher hat.

Ich schlich mich bei Nacht von Florenz fort, und nur der schönen Thusnelda in der Loggia dei Lanzi auf dem Signorienplatze machte ich einen förmlichen Abschiedsbesuch. Ich bat sie, den Damen und Herren auf dem Platze einen Gruß auszurichten, insbesondere dem Herkules; wenn er nicht mehr durch andere Berufsgeschäfte in Florenz zurückgehalten werde, möge er doch nach Oesterreich kommen, ich glaubte ihm einen kleinen Mugiasstall in Aussicht stellen zu können.

Ich fuhr allein in einem Coupé, aber das Heimweh nach Florenz ließ mich nicht schlafen, die Sterne erblicken, und ich sah die Sonne in Rom aufgehen. Aber ich bitte, verrathen Sie nicht, daß ich dieser polizeiwidrigen Szene beigewohnt, ich könnte sonst leicht einen Anstand in Rom

haben. Kaum über dem Tiber, in Orte, machte der Zug plötzlich Halt. Ich sah einen schwarzbärtigen, unheimlich Bewaffneten auf mein Coupé losstürzen, den ich für einen Räuber hielt. Ich steckte schnell den Paß in meinen Stiefel, damit nichts Verdächtiges bei mir gefunden werde, und hielt die Börse in Bereitschaft. Aber der Brigante hatte eine feine Nase; er lächelte zwar meine Börse an, nahm mir aber doch den Paß ab. Glücklicherweise erfuhr ich bald, daß ich meinen Paß nur einem Carabiniere ausgefolgt hatte, dessen Aufgabe es ist, den Kirchenstaat gegen friedliche Reisende zu schützen. Die Briganti dagegen reisen in der Regel ohne Paß und werden auch von den Carabiniere nicht so viel geplagt.

Bald darauf verläßt die Bahn das päpstliche Gebiet und gelangt erst bei Correse wieder auf römischen Boden. Ziehe Deine Schuhe aus, denn der Boden, da Du aufstehest, ist heilig; ziehe womöglich auch Deine Strümpfe aus, denn die Revision des Gepäcks ist eine genaue. Mein Reisefack wurde unbedenklich befunden, nur ein deutsches Buch, das ich mitführte, Goethe's Gedichte, erregte die Aufmerksamkeit des Augurs, als er die Eingeweide meiner Tasche beschaute. Da ich dies merkte, rief ich schnell, daß das Buch ein sehr reinliches Buch sei, welches eine Eccellenza, den Ministro Goethe, zum Verfasser habe, worauf der Inquisitor den Kezer achselzuckend in einen Strumpf steckte, wahrscheinlich das gewöhnliche Versteck verbotener Bücher.

Es war ein Sonntag, als ich in Rom ankam; die Kirchen prangten im schönsten Schmucke und auf den

Straßen wimmelte es von festlich gekleideten Priestern — ganz Rom war im Kirchenstaate. Schwarzäugige Tenselinnen trugen kokett ihre niedlichen Gebetbücher über die Straße, und wenn die Verführerinnen über eine hohe Treppe gingen, blickten die jungen frommen Abbates andächtig gegen Himmel. Ein blauer Himmel lächelte über den vielen Glazen, die unter ihm spazieren gingen, die Sonne beschien freundlich die rothen und violetten Waden, und ein sanfter Zephyr kitzelte so lange die alten Kapuziner, bis auch sie heiter grinsten. Die hübschen Suaven-Offiziere gingen säbelkrassend auf Eroberungen aus, und ihr Spitzbart wirkte Wunder. Die Fremden aber machten zu Allem dem ein dummes Gesicht, und zu den Fremden gehörte auch ich.

Ich wußte nicht, wohin ich meine Schritte zuerst lenken sollte, und da in Rom bei den beständigen Beziehungen zu dem Himmel die Wunder zu den gewöhnlichen Auskunftsmitteln gehören, wartete ich auf ein Zeichen des Himmels, das mein Bådecker sein sollte. Und meiner Tren, das Zeichen ließ nicht lange auf sich warten. Es war eine Art Komet, denn es trug zwei glänzend schwarze Zöpfe, aber ein sehr kräftig gebauter Komet, und der Tracht nach zu schließen ein Komet vom Lande. Er zog majestätisch vor mir her auf's Kapitol und von dort die Via Sacra hinab über das Forum Romanum zu dem Kolosseum. Jetzt sah ich erst, daß der schöne Komet einen Suaven bedeutete, der vor dem Kolosseum stand. Und plötzlich verschwand der Komet in den Ruinengängen, aber mit ihm der Suave.

Da stand ich nun mit einem Male in der großartigen Trümmerwelt des alten Rom, versunken in der Erinnerung an das schöne Heidenthum. Zu meiner Linken lag ein zerstörter Tempel der Venus, zu meiner Rechten der Triumphbogen des Titus, welchen der Senatus populusque Romanus dem Besieger der Juden erbaute. Man sagt, daß die römischen Juden auspeien, wenn sie an diesem Triumphbogen vorübergehen. Sie thun aber Unrecht daran, sie sollten im Gegentheil Halleluja singen, daß sie noch immer leben, und daran denken, daß es bei weitem besser ist, auf der Oberwelt mit alten Kleidern zu handeln als in der Unterwelt in einer neuen Toga spazieren zu gehen. In der Basilika des Konstantin ließ ein Korporal einige Infanterie-Peripatetiker exerzieren, und auf der Via Triumphalis stand ein Civis Romanus, welcher die Vorzüge seiner Stiefelwische pries. Das forum Romanum heißt jetzt Campo Vaccino, Rinderweide — es wundert mich, daß sich die Engländer diese Bezeichnung gefallen lassen.

Es war sechs Uhr Abends geworden, und müde von der Wanderung, kehrte ich in mein Hotel zurück, in das Hotel „Minerva“, welches den Jesuiten gehört. Unter dem Rundstabe ist gut Table d'hôte essen! Eine große Anzahl der Tafelgäste gehörte dem geistlichen Stande an. Schon als ich eintrat, knallten die Champagnerpfropfen, so daß ich, die Ursache der Explosion nicht kennend, den Kellner fragte, ob vielleicht einem Juaven-Offizier die letzten militärischen Ehren erwiesen würden. Es waren jedoch drei geistliche Herren, welche den Champagner-

Spiger, Spaziergänge I.

flaschen diese angenehmen Töne entlockten, drei Pariser, neben welchen mir der weise Kellner meinen Platz angewiesen hatte. Ich befand mich da in sehr liebenswürdiger und heiterer Gesellschaft, und bei den blauen Flammen eines vortrefflichen Puddings trank ich bereits mit den Franzosen auf die Fortdauer der weltlichen Herrschaft des Papstes. Es war das von mir pure Höflichkeit, und ich denke, daß sich Garibaldi dadurch in seinen Plänen nicht wird irre machen lassen.

IV.

Neapel, 4. November.

Ich habe Rom nicht verlassen, ohne den Papst gesehen zu haben. Wollte ich mich jetzt wichtig machen, so könnte ich etwa erzählen, wie Gram und Sorgen in dem Gesichte desselben tiefe Furchen gezogen, und wie die herben Erfahrungen der letzten Jahre die hohe Gestalt gebeugt. Allein ich will aufrichtig sein und gestehen, daß die hohe goldene Tiara auf dem Haupte des Heiligen Vaters mich dessen Gesichtszüge fast nicht erkennen ließ, und daß das weiße Gewand, in welches er gehüllt war, mir seine Gestalt vollkommen verbergte. Dagegen habe ich den Kardinal Lucian Bonaparte genau gesehen, und kann versichern, daß er sehr kluge Augen hat, eine fein hinausbogene, vorsichtig spähende Nase, ein diplomatisches Lächeln auf den dünnen Lippen, und daß ihm die goldene päpstliche Tiara sehr gut zu Gesichte stehen würde.

Ich habe auch noch andere Kardinäle am Tage vor Allerheiligen in der Sixtinischen Kapelle gesehen. Sie trugen rothseidene Gewänder und rothe, goldbetreßte

Hüte, und fuhren Alle in prachtvollen Karossen an, jeder mit einem Kammerdiener und einem geistlichen Begleiter in violettem Gewande. Ein dicker Kutscher lenkte den von Rapphengsten gezogenen Wagen, und rückwärts standen drei Bediente in der üblichen Stellung der Grazien, je zwei nebeneinander, und ein dritter, der diese von hinten umschlang, also drei männliche Eivrée-Grazien.

In der Vorhalle der Kapelle machte jeder der Kardinalen Toilette. War diese beendet, dann hüftelte der Kardinal vornehm, und der violette geistliche Beistand faßte die wurstförmig gedrehte seidene Schleppe desselben. Der Kardinal setzte sich in Bewegung, und die Schleppe wurst hinter ihm hertragend, trippelte der Violette nach. Vor der Thür der Kapelle standen zwei massive schwarz-roth-gelbe Schweizer mit Pickelhauben und Hellebarden bewehrt, die bei der Annäherung des Kardinals den schweren Vorhang vor der Thüre weghoben, der Violette drehte mit überraschender Gewandtheit die rothseidene Wurst auf, der Kardinal trat mit gemessenem Schritte und mit gehobener Schleppe in die Kapelle, musterte genau die Anwesenden, und ging dann gebeugten Hauptes demüthig auf seinen Platz.

Bei dieser Gelegenheit hörte ich auch die päpstliche Sängerkapelle, lauter prächtige Stimmen. Alles schaute hinauf zu den Sängern, da trat plötzlich aus deren Reihe ein umfangreicher Künstler hervor, daß man glaubte, er werde mit dem Solo, das er vorhatte, einen Centauren erschlagen. Aber der kräftig gebaute Herr, den man fast für einen Mann gehalten hätte, sang mit feiner dünner

Stimme und so hoch, daß die Damen erröthend in ihr Gebetbuch schauten. Ach, die Töne klangen so wehmüthig, und rührten umsomehr, wenn man bedachte, daß der arme Sänger nicht einmal für sein Weib, sondern nur für die Stimme eines solchen zum Abälard geworden war!

Womit man die verschwenderische Pracht, mit welcher sich die Priesterherrschaft in Rom umgibt, sowie den gegenwärtigen, für die materielle Lage des Kirchenstaates ungeheuren Militäraufwand bezahlt, weiß ich nicht. Die hervorragendsten Nahrungszweige in Rom sind das Betteln und die Fremdenzucht. Ich glaube, daß vielleicht mit Ausnahme des vergoldeten Herkules im Vatikan und anderer Rentiers in gleicher Lage hier jeder bettelt. Der römische Bettler weiß, daß er ein gottgefälliges Werk übt, und wenn er den Fremden nicht losläßt und sich an die Kleider deselben hängt, so kann man dieses Benehmen, das man in andern Ländern unverschämt nennt, in Rom höchstens fanatisch nennen. Die Regierung concessionirt auch dieses Gewerbe, und man erkennt die Concessionäre an den Messingschildern, die sie an der Brust tragen. Dieses Vorgehen der Regierung verdient um so größere Anerkennung, als sie selbst in gleicher Weise an die öffentliche Mildthätigkeit appellirt, und mit Berücksichtigung der Bequemlichkeitsliebe der Fremden auf den Treppen der Gasthöfe komfortabel eingerichtete Sammelbüchsen zur Entgegennahme des „Denier de St. Pierre“ aufgestellt hat. Es fiel der Regierung gewiß leicht, ein Almosenmonopol einzuführen und die freie Konkurrenz des Privatbettels gänzlich hintanzuhalten; sie verzichtet aber, von

richtigen volkswirtschaftlichen Grundsätzen geleitet, auf eine solche Vergrößerung ihrer Einnahme.

Der Fremde wird in Rom sehr rationell bewirthschaftet, man steckt so wenig wie möglich in ihn hinein, und zieht so viel wie möglich aus ihm heraus. Will man das Land verlassen und so die Einnahmequellen des Volkes wie der Regierung verringern, so hat der Wegreisende für dieses Verbrechen an dem Nationalwohlstande auf der Polizei eine Strafe von fünf Franken zu entrichten oder, wie es in der Landessprache heißt, seinen Paß auf der Polizei vidiren zu lassen.

Das was man von der Natur in Italien erwartet, trifft man eigentlich erst in Rom an, was man nach Rom sieht, übertrifft die Erwartungen, die man gehabt. Es war der zweite November, an welchem ich nach Neapel fuhr, aber die Sonne schien so jugendlich, als wenn sie von keinem Frühlinge und Sommer gewußt hätte, als wenn sie ein junges Bäckfischchen gewesen wäre, das eben erst in die Welt tritt, und dem man es noch nicht übel nimmt, wenn es ausgelassen über Feld und Wiese tanzt. Die Vögel sangen so froh, als wenn es noch Kirschen zu naschen gäbe, selbst die Büffel, die unten weideten, waren weniger misanthropisch als gewöhnlich, und einem Passagier in dem Coupé, in welchem ich allein saß, war zu Muthe, als müßte er zum Fenster hinauspringen, um sich bei jedem Baume für die grüne Ueberraschung besonders zu bedanken. Cypressen und Pinien grüßten freundlich, und es war ein Frevel von mir, daß mir, so im Vorbeifahren, einfiel, eine Aehnlichkeit zwischen Cypressen und zuge-

machten, und zwischen Pinien und aufgespannten Regenschirmen zu finden. Ich übergab dem neapolitanischen Zollrevisor in Isoletta meinen Reisefack mit so zufriednem Gesichte, daß er wohl denken mochte: Frohe Menschen schwärzen keine Zigarren, und jenen nicht öffnete. Die Sonne ging unter! ich hätte gewünscht, daß unser rauhhimmliſcher Mosenthal den Effekt gesehen hätte, welcher sich noch immer mit Sonnenuntergängen erzielen läßt, ich bin gewiß, sein nächster Held wäre ein geborener Italiener, und der tragische Konflikt würde unter freiem Himmel über ihn hereinbrechen. Der Himmel spielte edle Farben — wenn der Dichter der „Deborah“ mit mir die Tantième theilt, verrathe ich ihm die ganze szenische Anordnung. Kaum hatten wir Casalnuovo, die letzte Station vor Neapel, im Rücken, als mit einem Male finster und drohend aus der kampanischen Ebene der Vesuv aufstieg. Gerade über ihm stand der Mond und schaute erschrocken und bleich in den furchtbaren Krater hinab. In einigen Minuten, etwa in zweimal Gruseln, waren wir in Neapel.

Man weiß nicht, wenn man von Neapel erzählen will, wo man eher anfangen soll, bei der Erde, beim Himmel, beim Meere oder bei Allem zugleich. Neapel ist ein großstädtischer Vulkan, das Leben hier der glühende Strom desselben. Ein fortwährendes Drängen um Nichts, ein unaufhörliches Schreien ohne Grund und ein dröhnender Lärm von allen Seiten, den man sich nicht erklären kann — es ist, als wenn unausgesetzt eine Million Teller in Scherben zerbräche. Das Straßenleben ist ein

Volksauflauf, der von Stunde zu Stunde an Ausdehnung gewinnt. Um eine Feige entsteht ein Feilschen, das lärmender ist als eine Panique auf unserer Börse, und ein Brezelverkäufer entwickelt größeres Pathos als ein Burgtheaterheld, der mit umgehender Post in's Gewühl der Schlacht stürzt. Das Geschrei fängt nicht am Morgen an, denn es hört nicht auf bei Nacht, und wenn man dem Arzte über Schlaflosigkeit klagt, so verschreibt er nicht Opium, wie bei uns, sondern Baumwolle.

V.

Neapel, 10. November.

Wie scheinheilig er in die Sonne schaute, der Vesuv, fast wie ein Familienvater im blauen Schlafrocke und mit einem weißen Hauskappchen. Aber man kennt, Du Gleisner, Dein schwarzes Lavaherz und Deinen giftigen Odem, lächle unschuldig wie ein Berglein für Sonntagsreiter, zu Deinen Füßen liegt das todte Pompeji und zeugt gegen Dich; das Grab, in das Du den Leichnam verscharrt, ist aufgedeckt, und der gelehrte Overbeck hat sogar die „Natur des Materials“ ausfindig gemacht, mit dem Du Dein unglückliches Opfer erstickt hast. Das Buch hat zwar wie die hinkende Strafe einen Leibschaden, der es am raschen Fortkommen hindert, es hat einen zweibändigen Bauch, aber es hat den Sünder doch ereilt!

Erhabener ist die Ruinenwelt Roms, überraschender wirkt diese abgewickelte Stadtmumie; der Anblick der Ueberreste des alten Rom regt zu Reflexionen an, der

Pompejis figelt die Neugierde; die römischen Ruinenfragmente sind wie der Torso einer klassischen Kolossalstatue, den die Phantasie nicht zu ergänzen wagt, bei Pompeji glaubt der Beschauer ein Genrebild vor sich zu haben, das durch die ungeschickte Verpackung Schaden erlitten hat, und die Phantasie macht sich keck an die Restauration desselben: sie setzt zu den Amphoren, die in den Tischen stecken, den Weinhändler, sie begleitet zu dem Schwigbade den rheumatischen Pompejaner, und wenn sie freigebig sein will, führt sie in das erste beste Wirthshaus, das hier winkt, den ersten Besten, der Durst hat.

Dieses antike Krähwinkel ist durch sein Unglück klassisch geworden, und während die Namen so vieler großer Römer nur in der Erinnerung dürftig besoldeter Philologen fortleben, sprechen sehr fashionable Touristen bei einer Table d'hôte in Neapel zu 4 Francs 50 Centimes andächtig von den pompejanischen Hausherrn: von dem Spießbürger Diomedes, einem Herrn Pansa, ja sogar von dem „Chirurgen“ dieser Provinzstadt und ihrem — „tragischen Dichter“. Dieser tragische Dichter ist auch ein tragischer Hausherr, denn in neuester Zeit haben gewissenhafte Archäologen ihm das Eigenthumsrecht auf das Haus bestritten, und obwohl auf der Schwelle desselben ausdrücklich die Worte standen: Cave canem, nimm Dich vor dem Hund in Acht! die auf einen seine Gedichte vorlesenden Poeten hinwiesen, dieses dennoch einem pompejanischen Goldschmiede vindiciren wollen.

Dem Diomedes ist es übrigens nicht besser gegangen als seinem poetischen Landsmanne; auch er ist nicht im Besitze seines bequemen Vorstadthauses geblieben, und nachdem man ihm jahrelang hausherrliche Ehren erwiesen, wird er jetzt ziemlich ungeschont als ein pagloses Individuum von zweifelhaftem Berufe behandelt. Nichtsdestoweniger hat ein Wirth knapp vor dem Eingangsthore Pompejis ein Hôtel errichtet, welchem er den Namen „Hôtel Diomede“ gegeben hat. Ich habe bei dieser Gelegenheit gesehen, wie ansteckend in gelehrten Fragen die Zweifelsucht ist, denn ich, der ich sonst archäologische Forschungen nicht zu treiben pflege, schließe mich nicht nur der Ansicht Derjenigen an, welche den Diomedes von dem zweiten Stocke seines Hauses in die Reihe der katilinarischen Existenzen hinuntergeworfen haben, sondern ich gehe noch viel weiter, und behaupte sogar, daß der alte Marsala, welcher mir in dem Gasthause zum angeblichen „Diomedes“ aufgetischt wurde, apokryph war, oder daß der Wirth wenigstens einen sehr entscheidenden Brantweinzusatz in denselben interpolirt hatte.

Während in andern cultivirten Ländern bei dem Eingange in geschlossene Städte nur für das liebe Vieh eine Accise zu entrichten kommt, hat man in Pompeji die lobenswerthe Einrichtung getroffen, auch die Einfuhr schnüffelnder Touristen zu besteuern. Die Gebühr beträgt per Stück zwei francs, dagegen wird dem Fremden ein Treiber mitgegeben, der ihn durch die Straßen des alten Pompeji hinauf und hinab treibt, und ihm nur hin und wieder bei einer ergiebigen Ruine zu weiden gestattet.

Der Treiber trägt einen blauen Rock und ist mit einem Säbel bewehrt, und das ist gut, denn schon nach wenigen Minuten wird in dem Eskortirten der Wunsch rege, das blaue Auge des Gesetzes, welches über ihn wacht, bescheiden — zu Boden zu schlagen.

Den Führern ist es leider verboten, Trinkgelder zu fordern oder auch nur anzunehmen, ein Verbot, das die Führer zu in sich gefehrten Misoforestieri gemacht hat. Der erbitterte Kampf zwischen Durst und Pflichtgefühl, welcher in dem trockenen Innern meines Lenkers tobte, verschuldete wohl die fieberhafte Hast, mit der er, unbekümmert um meinen Wissensdrang, durch die interessante Trümmervelt dahinjagte. Wie der Muttermörder Orest, unstill und flüchtig, lief er vor mir her, und mir war leider das unbehagliche Los von den Göttern beschieden worden, ihm wie der Chor der Eumeniden auf dem Fuße zu folgen. Es duldete ihn nicht in den Tempeln der Götter und nicht in den warmen Bädern der Frauen, mit gleicher Scheu mied er wohlerhaltene Gräber wie Wirthshausruinen! Was war ihm eine in Trümmern liegende klassische Barbierstube? Ich war noch im Geiste beschäftigt, einen Pompejaner zu rasiren, als ich schon in einen Backofen mußte; noch von einundachtzig pompejanischen Brotlaihen gesättigt, mußte ich in's kalte Herrenbad, und aus dem „Hause der Tänzerinnen“ direkt in das des „Chirurgen“.

Wir stürmten über das Forum hinweg in's Theater, als wenn wir gefürchtet hätten, zu einem neuen Lustspiele von Terenz um achtzehnhundert Jahre zu spät zu kommen, machten aber vor dem Thore Kehrt und unter-

nahmen einen kleinen Dauerlauf in's Amphitheater, wo ich so erschöpft ankam, daß mich ein noch an der Ammenbrust liegender Gladiator hätte in den Sand strecken können.

Endlich, nachdem wir durch drei Stunden in den Straßen Pompejis wie ein Eisenbahnschnellzug umhergerast waren, gelangten wir in die Gräberstraße. Ich war es satt, mir noch länger als Eumenidenchor die Sohlen abzulaufen, und warf mich, unbekümmert um den mir von amtswegen zugewiesenen Orest, auf das allerdings nicht mehr ganz frische Grab der Mamiä, ein bei den Touristen sehr beliebtes Grab. Von hier aus sieht man nämlich hinüber nach dem weißen Castellamare, das im Sonnenglanze zwischen den dunklen Bergen und dem blauen Meere liegt. Man sieht von diesem Grabe das bewegte Treiben am Hafen, ohne dessen Lärm zu hören: harmloses und fröhliches Volk, das in Gruppen steht und plaudert oder um Gebratenes feilscht, nacktfüßige Zummeler, die Tabaksrauch in die Luft qualmen; Weiber, die einander den Liebesdienst des Frisirens erweisen, oder ihre schwarzköpfigen Kinder kranioskopisch untersuchen, und zu jeder neuen Entdeckung, die sie auf deren Schädel machen, mit den Fingernägeln applaudiren; Faulenzler, die auf dem Rücken liegen und darauf warten, daß ihnen die Sonne ein paar Soldi in die Tasche scheint; Buben, die sich ihren Ueberschuß an Leibeskräften gegenseitig ablassen, und beladene Esel, die, in Gedanken versunken, in den allgemeinen Schmutz starren. Kräftige Bursche zimmern Schiffe, in der Sonne glänzen ihre Beile und

rothen Wollmützen, und im Golfe wimmelt es von kleinen Schiffen, die ihre Segel ausgespannt haben und auf einen günstigen Fischzug harren.

Sind die Berge, das Meer, die Menschen und die Schiffe nur ein Traum, den ich hier im großen steinernen pompejanischen Sarge liegend träume, oder fahre ich vielleicht in einer Fischerbarke auf dem Meere spazieren, und das alte Pompeji existirt gar nicht, sondern ist nur ein Märchen, das die Fischer einander erzählen, und ich sitze statt auf dem Grabe der Mämia auf einer alten Mustertonne, und höre den Fischern zu?

Die Schätze, die man in Pompeji fand, sind jetzt in's Museum nach Neapel geschafft worden, nur hin und wieder trifft man in Pompeji noch eine kleine Statuette, ein Mauerbild, oder ein Mosaik. Es finden sich jedoch zudringliche Verkäufer, welche dem kunstliebenden Fremdling angeblich in Pompeji ausgegrabene Kunstwerke zum Kauf anbieten. Die letzteren sind fast ausschließlich Amulette, welche die Damen in Pompeji gegen den „bösen Blick“ getragen und deren Form der keusche Grünspan der Jahrhunderte vergebens zu verhüllen bemüht ist.

Für Solche, welche sich gerne vergegenwärtigen möchten, wie die Ruinen Pompejis aussehen würden, wenn sie mit schwarzer Farbe übertüncht wären, werden am Ende der Gräberstraße Photographien, die in jener Richtung sehr instruktiv sind, feilgeboten. Ich habe mir zur Erinnerung an Pompeji eine Rechnung aus dem „Hotel Diomede“ mitgenommen; die Augen gingen mir über, als ich sie zahlte!

Die allgemeine Wehrpflicht.

November 1868.

Ich hätte nach meiner Rückkehr aus Italien mein Vaterland unter dem Pseudonym, unter welchem es jetzt in die Oeffentlichkeit tritt, fast nicht wieder erkannt; als Oesterreich habe ich es verlassen, als „österreichisch-ungarische Monarchie“ finde ich es wieder. Ministerwechsel gehören bei uns nicht zu den Seltenheiten, aber daß man auch der Austria ihr symbolisches Portefeuille wegnehmen würde, das sie so lange in Ehren und Tüchten getragen, hätte ich nicht gedacht.

Man wird die Arme jetzt wegen ihrer Einseitigkeit in den wohlverdienten Ruhestand versetzen und sich um jüngere Kräfte umsehen müssen, die der neuen österreichisch-ungarischen Zweiseitigkeit des Staates besser Rechnung zu tragen wissen. Für den Fall, als man noch nicht daran gedacht haben sollte, der Austria einen Nachfolger zu geben, erlaube ich mir, einen solchen in Vorschlag zu bringen. Ich habe nämlich aus Italien einige schöne Erinnerungen und einige schlechte Photographien mitgebracht. Die ersteren beziehen sich nicht auf Oesterreich, unter den letzteren aber befindet sich auch die Photographie der berühmten Skulptur: der schlafende Hermaphrodit, und diesen in Schlaf versunkenen Zwitter

empfehle ich als symbolische Figur der österreichisch-ungarischen Monarchie mit Dekret anzustellen.

Der Hermaphrodit ist kein Neuling in Amtsgeschäften, er war schon in den asiatischen Religionen mit der ehrenvollen Sendung betraut worden, den Dualismus derselben nach Außen zu vertreten, und man darf sich daher der Hoffnung hingeben, daß er auch als Symbol des politischen Dualismus das in ihn gesetzte Vertrauen nicht täuschen werde. Die bekannte Devise: *Bella gerant alii, tu felix Austriae nube* — laß Andere sich die Gurgel abschneiden, Dein Weizen, Oesterreich, blüht im Ehebetto — wird sich freilich nicht mehr als ganz passend erweisen, da der Zwitter nach der Natur der Dinge im Cölibat zu leben gezwungen und ihm das traurige Los beschieden ist, ein alter Junggeselle und eine alte Jungfer zugleich zu werden.

Doch Oesterreich hat ja die Hochzeitsgedanken ohnedies jetzt aufgegeben, denn mit 800,000 Mann im Hause hat man es, Gott sei Dank, nicht mehr nöthig, sich einen Mann zu suchen. Die allgemeine Wehrpflicht ist ein schöner Gedanke: Jeder soll für die Steuern, die er bezahlt, auch mit seinem Blute einstehen, jeder Oesterreicher wird auf dem Exerzierplatze für den Tod für seine Vaterländer eingeeübt werden, und bei den Menage-Knödeln wird ein spartanisches Geschlecht heranwachsen, welchem die feindlichen Bleifugeln ein Spaß sein werden.

In einem Lehrbuche der Geographie kann man vielleicht in Zukunft die nachfolgende Schilderung zu lesen bekommen: Oesterreich ist ein von der Natur reich equipirtes Land, in welchem eine diensttaugliche Bevölkerung

in Garnison liegt. Das Land hat nur eine natürliche Grenze gegen Osten: die Militärgrenze, seine anderen strategisch wichtigen Grenzen bilden gegen Westen das Café Daum, gegen Süden das Marine-Ministerium und gegen Norden das Schlachtfeld von Königgrätz. In Oesterreich finden sich vier Naturreiche: das Thierreich, das Pflanzenreich, das Mineralreich und das Militärreich; die drei ersteren werden für das letztgenannte ausgebeutet und liefern demselben Remonten, Sauerkraut und Kanonen. Die Bewohner haben eine hübsche Nationaltracht, die sich namentlich durch ihre malerischen Aufschläge auszeichnet, dieselbe zu schildern ist uns jedoch unmöglich, da wir nicht alle Jahre eine neue Auflage unseres Buches veranstalten können. Das Volk treibt die verschiedensten Berufsgeschäfte: Artillerie, Infanterie, Kavallerie u. s. w. Der Haupterwerb desselben bildet die Löhnung; wenn das Exerzieren gut geräth, kommen auch dreitägige Gratislöhnungen vor. Für den Volksunterricht geschieht hier sehr viel, fast auf jedes Haus kommen zwei Korporale.

Es wird bei der Durchführung der allgemeinen Wehrpflicht Niemanden überraschen, in der Zeitung die Notiz zu lesen: Der durch seine astronomischen Entdeckungen berühmte Gemeine K. hatte gestern beim Nachhausegehen das Unglück, einen neuen Planeten zu entdecken und so den Zapfenstreich zu versäumen. Der gelehrte Sachmann ist vorläufig mit einigen blauen Flecken davon gekommen. Das militärische Wesen wird alle Kreise so durchdringen, daß vielleicht Einer einen Todesfall im militärischen Style, wie folgt, anzeigt: Ich melde gehorsamst, daß es

dem Himmel gefallen hat, meine einzige Gattin abzu-berufen. Ich danke für die gnädige Strafe.

Da die Intelligenz, wenn sie neunundfünfzig Zoll Wiener Maß besitzt, künftighin dem Kalbfelle folgen, und das zweifarbige Tuch Gelehrte, Künstler und Dichter gegen die Unbilden der Witterung schützen wird, so werden die Kasernen und ihre Bewohner sich eines äußerst günstigen Rufes auch bei den gebildeten Ständen außerhalb der Kaserne zu erfreuen haben. Man wird möglicher Weise in der ungemein günstigen Recension eines neuen, anonym erschienenen Drama's die Schlußworte finden: „Kurz, wenn wir aus der streng gegliederten Handlung, aus der vortrefflichen Charakterzeichnung und aus der edlen poetischen Sprache einen Schluß auf die Persönlichkeit des genialen Verfassers ziehen dürfen, so werden wir wohl nicht fehlgehen, wenn wir annehmen, daß derselbe einige Jahre bei dem Fuhrwesen gedient haben dürfte.“

Eine glücklich Liebende endlich wird in einem Briefe an ihre Freundin den jungen Mann, der ihr Herz gewonnen, wie folgt schildern: „Seine feinen Manieren und seine gewählte Ausdrucksweise hatten mir längst verrathen, daß Karl kein gewöhnlicher Mensch sei. Gestern Abend aber, da er beredter als jemals das Glück der Liebe schilderte, durchblickte ich sein Incognito, und ahnte, daß er Gemeiner bei der Zeugartillerie sei. Beneide mich, Hermine, ich habe mich nicht getäuscht!“

Ein Dialog im Militär-Kasino.

Dezember 1868.

Wie wir in den Zeitungen mit freudigem Erstaunen gelesen haben, hat das „Militär-Kasino“ in Wien den Präsidenten des obersten Gerichtshofes und Curator des Theresianums Herrn v. Schmerling und den bürgerlichen Handelsmann und Soldatenfreund Herrn Danninger zu Ehrenmitgliedern ernannt.

Die militärischen Verdienste des Herrn v. Schmerling sind bekannt. Ihm haben wir es zu verdanken, wenn in einer Zeit, da ein fauler Friede die kriegerischen Sitten der Zeitgenossen zu verweichlichen drohte, die Zöglinge der Theresianischen Ritter-Akademie den sonst nur bei den Offizieren üblichen Gruß: „Tschau, grüß' Dich!“ wechselten; er ist durch seine stets bis zum Plätzen der Nächte stramm gespannten Beinkleider strebsamer Kadettenjugend ein leuchtendes Vorbild gewesen, und seine Beredsamkeit in allen militärischen Debatten verrieth, daß in seiner Brust das kriegerische Feuer fort und fort glimmte.

Der bürgerliche Handelsmann Herr Danninger ist

bestrenommirter Menschenfreund, aber der Mensch fängt ihm erst beim Invaliden an; das leidende Zivile ist ihm gleichgiltig, aber für die Leiden der „abgestellten“ Menschheit schlägt ein Grenadierherz in seiner Brust; er ist ein Spezialist im Trocknen der Thränen, er befaßt sich nämlich nur mit Thränen, die aus dem Auge des Kriegers brechen; das Elend muß bei ihm das Militärmaß haben, erst wenn es jene Schichten trifft, die über neunundfünfzig Zoll Wiener Maß haben, gebietet er ihm Halt, dann erst wird der bürgerliche Handelsmann zum rettenden Engel, indem er verspricht, die Namen der mildthätigen Spender in der „Wiener Zeitung“ zu veröffentlichen.

Es mag eine erhebende Szene für ein Kriegerherz gewesen sein, da die beiden Soldatengönner aus dem Zivilstande einander im Militär-Kasino begegneten. Nachdem sich die Beiden warm „salutirt“ hatten, begann Herr v. Schmerling:

„Ah, Sie sind also auch zu den Ehrenmitgliedern „abgestellt“ worden, lieber Damminger?“

„Zu dienen, Euer Excellenz!“

„Und wann sind Sie „eingerrückt?““

„Heute Abend, Excellenz!“

„Ich habe Sie seit der letzten Guglhupffammlung für einen Invaliden-Weihnachtsbaum nicht gesehen. Wie geht es Ihnen, immer wohl auf?“

„Ich danke für die gütige Nachfrage, wie es einem alten Halb-Invaliden gehen kann. Ich bin so von Geschäften überhäuft, wenn ich mich nur einmal — — sammeln könnte.“

„Magnifique Idee, daß der Danninger so in's Sammeln vernarrt ist, daß er sich endlich selber sammeln will. Hahaha!“

„Es entzückt mich, daß Excellenz so guten Humors sind. Excellenz sehen prächtig aus, werden immer jünger, könnte glauben, daß direkt aus der Militärakademie in Wiener Neustadt kommen.“

„Mein Gott, die Aussicht, daß es bald wieder losgehen wird, conservirt mich. Der erste Kanonenschuß wird mir so gut thun, wie einem Anderen Marienbad-Kreuzbrunn. Doch um von etwas Anderem zu sprechen, wie gefällt es Ihnen hier im Kasino?“

„Oh, es ist eine sehr angenehme Garnison. Wo haben Excellenz Ihr Hauptquartier?“

„Ich „liege“ im zweiten Zimmer, ich „fasse“ dort meinen kleinen Schwarzen, denn ich habe erst um sechs Uhr „abgekocht“.“

„Das ist spät, ich „füttere“ schon um Ein Uhr, und jetzt denke ich bereits an die Fourage für's Nachtmahl. Bei mir ist um zehn Uhr Zapfenstreich und den darf ich nicht versäumen. Uebrigens muß ich auch morgen zeitlich „ausrücken“. Es sollen von einer Seite drei Duzend gestrickte Socken zu strategischen Zwecken in Aussicht gestellt worden sein, und da muß ich trachten, daß mir kein anderer Patriot mit dem Absammeln zuvorkomme. Heutzutage will ja schon Jeder sammeln.“

„Ich habe morgen auch Dienst, lieber Danninger: es kommt nämlich der Schneider in's Theresianum, und ich will die Maßnahmen desselben überwachen. Jetzt,

wo der Krieg vor der Thür steht, muß man noch mehr als gewöhnlich darauf sehen, daß die Montur ordentlich sitzt. Die Hauptsache im Kriege bleibt doch immer, daß man dem Feinde gegenüber nicht den Knopf verliert."

"Es wäre wirklich einmal Zeit, daß der Friede, der Einen an der Erfüllung seiner Berufspflicht hindert, ein Ende nimmt. Wenn ich zwanzig paar Flanelljacken und dritthalb Klafter weiches Holz ausnehme, haben wir vom langen Frieden gar nichts Mildthätiges gehabt. Das unbedeutendste Gefecht mit hundertzwanzig Verwundeten trägt mehr. Bis man jetzt eine Spalte mildthätige Spender zusammenbekommt, könnte man, wenn es halbwegs gut geht, einen ganzen unglücklichen Krieg führen."

"Die Türken sind „schneidige“ Leute, lieber Damminger, die sich von einer Konferenz von Zivilisten nicht den Frieden diktiren lassen werden. Sobald diese abgelehnt wird, entrolle ich im Theresianum die Fahne des Propheten und lasse meine Leute im Hofraume türkisch exerzieren."

"Den ersten Invaliden, den Euer Excellenz haben werden, bitte ich mir zur „Betheilung“ aus. Hoffentlich wird das gegenwärtige Thauwetter einem tüchtigen Frost Platz machen und ich kann dann nach langer Rastzeit wieder an eine neue Auflage meiner gesammelten Werke in der „Wiener Zeitung“ gehen: für einen beim Exerzieren erfrorenen Theresianisten Von einem unbekanntem Wohlthäter: Ein Töpfchen mit „Frostbeulenbalsam“."

"Nur nicht zu früh gejubelt, lieber Damminger, sonst

bekommen wir zuletzt einen lokalisirten Krieg und wir haben das leere Nachsehen, wenn die Türken die Griechen niedersäbeln."

"Gott beschütze uns! Es bliebe mir sonst nichts Anderes übrig, als noch in meinen alten Tagen ein türkischer Patriot zu werden und mich auf das Sammeln von Turbans und Tschibuks zu verlegen. Doch ich habe länger geplaudert, als ein Patental-Invalide vom Invalidenhause bis zur Franz-Josephs-Kaserne braucht. Ich muß nach Hause. Empfehle mich gehorsamst."

"Tschau, lieber Damminger!"

Mein Monument.

Jänner 1869.

Daran muß wohl der Moët-Chandon Schuld gewesen sein, den ich in fröhlicher Gesellschaft getrunken, daß mir in der Neujahrsnacht träumte, der Dr. Ludwig August Frankl, der sein Leben der Verherrlichung berühmter Verstorbener gewidmet und jetzt die Errichtung eines Schillerstandbildes angeregt, gehe mit der Absicht um, auch mir ein Monument zu errichten. Hätte ich den Traum zu recensiren, so wäre es mir gewiß ein Leichtes, die inneren Widersprüche desselben nachzuweisen, aber ich bin kein Recensent, ich begnüge mich, Bericht zu erstatten.

Mir träumte, es sei ein feiertags-Vormittag, ich liege behaglich auf dem Sofa, rauche eine vortreffliche Zigarre, und ergebe mich gemüthlichen Neujahrsbetrachtungen. Da klopfte es an die Thüre, und auf mein Herein! trete ein fremder ernstern und feierlichen Aussehens ein. Der Fremde schritt auf mich zu, und indem er mich grüßte, sagte er: „Die Erde sei Ihnen leicht!“ Was Einem doch die Leute Alles zu Neujahr wünschen, dachte ich, erhob mich aber und fragte: „Mit wem habe

ich das Vergnügen, zu sprechen?" „Sie irren sich", erwiderte der Fremde, „Sie haben nicht mehr das Vergnügen zu sprechen, Sie haben die Aufgabe, zu schweigen, Sie sind todt!"

„Oh, ich bitte um Entschuldigung", bemerkte ich, „ich bin seit einiger Zeit so zerstreut, daß ich daran wirklich nicht gedacht habe. Was führt Sie aber dann zu mir her?" „Die einfachste Sache von der Welt", antwortete der Fremde. „Herrn Dr. Ludwig August Frankl hat Ihr Tod tief erschüttert, und so hat er beschlossen, Sie vor der Vergessenheit zu bewahren und" — — — „friede sei meiner Asche!" unterbrach ich den Sprecher erschreckt, als wenn ich schon unter die Füße der Frankl'schen Trauerverse gerathen wäre.

„Besorgen Sie nichts", bemerkte der Fremde lächelnd, „der Doktor denkt nicht daran, auch Ihnen einen Nekrolog nachzusenden wie tausend Andern, vielmehr geht er mit der Idee um, Sie monumental zu behandeln, gleichwie er — es ist Ihnen das vielleicht noch von Ihrem Erdenwallen her bekannt — unserem unsterblichen Schiller ein Standbild zu errichten beschlossen hat. Ich bin also nur erschienen, um Ihnen eine frische Subscriptions-Einladung auf das Grab zu legen", und dabei legte der Fremde eine solche auf einen Tabaksaschenbecher. „Sie machen mich wirklich erröthen", sagte ich, die Einladung in die Hand nehmend. „Eine Redensart", warf der Fremde ein, „die für einen Geist nicht am Platze ist", grüßte und entfernte sich.

Ich entfaltete jetzt das Rundschreiben, welches ich in der Hand hielt, und sah, daß darin in der That in

schwungvollen Worten auf die Nothwendigkeit hingewiesen wurde, mir ein Monument zu errichten. Es begann mit der prinzipiellen Behauptung: Er ist dahin! und schloß mit der Versicherung, daß jeder, auch der kleinste Beitrag, mit dem Namen des Spenders in den gelesesten Journalen veröffentlicht werden würde.

Herr Frankl hob in dem Schreiben hervor, daß er wohl, ohne unbescheiden zu erscheinen, auf seine langjährige Wirksamkeit in Ansehung der Verschönerung der Verstorbenen Wiens hinweisen könne. In neuester Zeit aber, da der Sinn für das Ideale immer mehr zu entschwinden drohe, liefen die Todten Gefahr, daß die Gedichte Frankl's nicht mehr gelesen würden, so daß dieser einem längst gefühlten Bedürfnisse abzuhelpen meine, wenn er statt des im profaischen Tageslärm verhallenden „Nachrufes“ ein solideres Erinnerungs-Material wähle. Bei der Wahl eines solchen sei er auf den sogenannten Marmelstein verfallen, welcher allerdings einen Mangel habe, der ihn möglicher Weise in den Augen solcher, die an dem Ueberlieferten festhalten, als nicht geeignet erscheinen lassen könnte, an die Stelle der Nekrologe Frankl's zu treten, die sich so schnell eine allgemeine Beliebtheit zu erringen wußten.

Der Fehler des genannten sonst in jeder Beziehung vorzüglichen Materials liege in dem Vorurtheile der Leute, daß man nur wirklich großen Männern Marmorstatuen errichten solle, während doch die Gegenwart einen fühlbaren Mangel an solchen habe, und diese daher nicht in der so wünschenswerthen raschen Aufeinanderfolge

stürben. Nun aber habe er, Frankl, ohne große Opfer an Zeit und Mühe zu scheuen, alljährlich zwei bis drei, in guten Jahren auch sechs Nekrologe errichtet, und sollten die Verstorbenen nicht zu kurz kommen, so müßten die Lebenden, da der Marmor an die Stelle des Nekrologes zu treten habe, mit der Ueberlieferung brechen, als wenn nur bedeutende Menschen auf jenen Anspruch hätten.

Ihn, Frankl, habe eben jetzt, wo er eine Subskription für ein Schiller-Monument geschaffen, der Gedanke gepackt, daß gerade die sogenannten unvergeßlichen Männer der Nation am wenigsten einer Statue bedürften, weil ja die Erinnerung an sie ohnehin, um einen liebgewordenen Ausdruck zu gebrauchen, in jedes Herz mit unauslöschlichen Lettern eingegraben sei. Also nicht den großen Männern der Nation, die es Gott sei Dank nicht nöthig hätten, sondern den Unbedeutenden solle die Nachwelt Monumente errichten.

Man werde ihn nach dem Angeführten nicht der Selbstüberschätzung zeihen, wenn er auch dem Verfasser der „Wiener Spaziergänge“, der mit gewohnter Pünktlichkeit am letzten Sonntage in ein besseres Jenseits spazieren gegangen, eine Statue zu errichten gedenke.

Die „Beschaffung der Mittel“ für eine solche sei die herkömmliche. Nur habe er wegen der Neuheit des Falles statt der bisher üblichen zwei Comités, eines Herren- und eines Damen-Comités nämlich, diesmal drei Comités gebildet, indem er, um auch hartherzige Menschen, welche unempfindlich gegen Männerbitten und Weiberthränen seien,

zu rühren, ein unschuldvolles Kinder-Comité hinzugefügt habe. Er, seine Gemalin und sein erstgeborenes Knäblein feier, einem ehrwürdigen Gebrauche folgend, Obmann, Obfrau und Obkind der bezüglichen drei Comités.

Nachdem sich aber die Menschen unterhalten wollen, wenn sie schon löbliche Zwecke verfolgen sollen, habe man „zum Besten“ eines Denkmals für den Wiener Spaziergänger die übliche pikante Theatervorstellung arrangirt. Auch diesmal wieder habe der Herr Intendant der Hoftheater das Unternehmen mit allen seinen männlichen und weiblichen Kräften zu unterstützen zugesagt. Man sei unter so günstigen Umständen auf die glückliche Idee gerathen, ein Ballet aufzuführen, das, um eine größere Anziehungskraft auf das Publikum auszuüben, von den Mitgliedern des Burgtheaters getanzt werden solle, und in welchem, um das Unangenehme mit dem Nützlichen zu verbinden, die Männerrollen durch Damen zu besetzen in der Absicht des Comités liege. Um den Reiz noch zu erhöhen, füge man bei, daß Herr Mosenthal das Ballettextbuch zu dichten versprochen unter der Bedingung, daß er im voraus-sichtlichen Applausfalle berechtigt sei, sich von der Bühne aus dreimal gegen das Publikum zu verneigen.

Ich war fast zu Thränen gerührt, als ich diese Subskriptions-Einladung für mein Monument gelesen hatte, und ich sah ein, daß man eben selber verstorben sein müsse, um die Verdienste des Herrn Frankl würdigen zu können. Der Einladung lag auch ein Subskriptionsbogen bei. An der Spitze desselben stand ein Millionär, welcher erklärte, daß er zwar niemals von mir etwas gehört

habe, daß er aber mit Rücksicht darauf, daß im Comité ein Baron süße, sich entschlossen habe, einen Beitrag von zehn Gulden zu spenden.

Ich hatte von diesem Akte der Großmuth kaum Kenntniß genommen, als unterirdische Töne an mein Ohr drangen, die mir fast von meinem Hausmeister herzurühren schienen. Ich schlug die Augen auf, da stand dieser in der That vor meinem Bette und hielt eine sinnige Ansprache an mich, in der er, o Ironie! mir, dem Verstorbenen, Gesundheit und langes Leben wünschte. Ich wollte ihn schon an den Dr. Frankl anweisen, da wurde ich munter. Ich gab dem treuen Hüter des Hauses fünf Gulden, bei mir denkend: Schade, daß ich dieses Geld nicht dem Dr. Frankl für mein Monument zukommen lassen kann. Es wäre eine angenehme Neujahrsüberrraschung für ihn gewesen.

Das Attentat auf den Großherzog von Weimar. — Eine neue Koburg'sche Medaille.

Februar 1869.

Auch das Großherzogthum Weimar hat jetzt seinen Möros. Zu der Equipage des Großherzogs schlich, wie die Zeitungen berichten, ein betrunkenener Zuckerbäcker, den Regenschirm im Gewande — „ihn schlugen die Häſcher in Bande.“ Was der Attentäter mit dem Regenschirme gewollt, ob er nur mit Zuhilfenahme deselben das Großherzogthum vom „Tyrammen“ zu befreien ſich vermaß, oder ob er etwa in seiner Verblendung für den dem Zuckerbäckergeschäfte so gefährlichen Eismangel den Monarchen verantwortlich machen wollte, ist bis jetzt nicht erhoben worden.

Die Aufregung der Weimarer war eine ungeheure. Auf den Straßen sah man Gruppen von zwei, auch drei Personen, die ängstlich den grauenhaften Vorfall besprachen; ein Berittener wurde sichtbar, und dieses seltene Ereigniß vermehrte noch das allgemeine Entsetzen; die fabelhaftesten Gerüchte waren in Umlauf: Der fanatische Zuckerbäcker sollte die Spitze seines Regenschirmes vor dem

Attentate in Gift getaucht haben, und die einzige Wöchnerin, deren sich Weimar erfreute, solle aus Schrecken mit einem Kinde niedergekommen sein, dessen Kopf die Form einer Apfelforte habe. Es geschahen Zeichen und Wunder, denn ein tauber Hofrath wollte Jemanden rufen gehört haben: Es lebe die Republik! In allen Kirchen wurden Tedeums abgehalten, und ein Prediger wies darauf hin, wie der Großherzog unter dem Schirme einer höheren Macht gestanden, so daß ihm ein Schirm zu 2 Thaler 10 Sgr. nichts anhaben konnte. Die Papiere des verruchten Zuckerbäckers wurden vom Gerichte mit Beschlagnahme belegt und die vorgefundenen Bonbons versiegelt.

Die offizielle Zeitung brachte eine lorbeerumschlungene Ode und ein Bulletin, welches das großherzogliche Sieber als im Abnehmen begriffen erklärte. Sie dementirte das Gerücht, als wenn man bei dem Hochverräther Koburg'sches Geld gefunden hätte, und konstatarirte es mit Genugthuung, daß derselbe kein gebürtiger Sachsen-Weimar-Eisenacher, sondern ein eingewanderter Sachsen-Meinungen-Hildburghäuser sei. Gleichzeitig versprach sie eine Reihe von Artikeln über „die Schreckenstage von Weimar“. Ein Erlaß der Regierung steht bevor, welcher die Regenschirme unter die verbotenen Waffen einreihet, und die Einfuhr derselben aus dem Auslande bis auf Weiteres untersagt, ein Verbot, das sich um so eher rechtfertigen lasse, als jeder Freund der Ruhe, Ordnung und Sicherheit, so lange sich die Gemüther nicht beruhigt hätten, ohnehin zu Hause bleiben werde, und daher den Unbilden der Witterung nicht ausgesetzt sei.

Während so der Großherzog von Sachsen-Weimar-Eisenach fast wie durch ein Wunder einem Regenschirm entronnen ist, weilt im Herzogthum Sachsen-Koburg-Gotha holder Friede, süße Eintracht, so daß der glückliche Regent dieses Landes neuerdings daran gehen konnte, eine Medaille zu gründen, und zwar diesmal „für weibliche Verdienste“. Worin diese weiblichen Verdienste bestehen sollen, haben die Zeitungen, welche die Nachricht von der weiblichen Geschlechtsmedaille brachten, leider nicht erwähnt. Wenn der große Napoleon recht hätte, welcher die Aufgabe des schönen Geschlechtes darin fand, in möglichst rascher Aufeinanderfolge den Staat mit Soldaten zu beglücken, so wären auch die weiblichen Verdienste nach dieser schönen Richtung hin zu suchen.

Es ist jedoch nicht wahrscheinlich, daß ein Beschützer der Künste, wie der Herzog von Koburg, sich auf den gemeinen Rekrutierungs-Standpunkt Napoleon's bei Beurtheilung der weiblichen Verdienste stellen sollte.

Vielleicht wären die mit einer Medaille zu belohnenden Verdienste auf dem so großen Gebiete weiblicher Handarbeiten zu erwerben. So wie gegenwärtig selten ein lyrischer Ordensbettler die Schwelle des großmüthigen Herzogs von Koburg unbeschenkt verläßt, so würde dann der Herzog Damen, die ihm ihre tiefgefühlten weiblichen Handarbeiten übersenden, noch weniger eine Medaille verweigern. Wir würden dann etwa folgendes Schreiben an eine vaterländische Handarbeiterin in den Zeitungen zu lesen bekommen:

„Se. k. Hoheit haben die von Ihnen übersendeten

sechs Paar Strümpfe anzunehmen, und sich über diesen Ihren gelungenen Erstlingsversuch sehr beifällig zu äußern geruht. — Ihren Strümpfen liegt eine einfache Idee zu Grunde, für deren Ausführung die von Ihnen gewählte streng gegliederte knappe Form am passendsten erscheint. Indem ich Ihnen zum Schlusse noch die erfreuliche Mittheilung mache, daß bereits zwei Exemplare Ihrer schönen Arbeit in der Wäsche sind, beehre ich mich, Ihnen im Auftrage Sr. k. Hoheit die beiliegende Medaille für weibliche Verdienste zu übersenden."

Will man auch diese profaischen Verdienste nicht als medaillenfähig anerkennen, so blieben nur mehr die sogenannten weiblichen Tugenden zur Auszeichnung durch eine Medaille übrig. Aber wie soll beispielsweise einer Bittstellerin, wenn sie sich auch im Besitze einer sehr bedeutenden Schamhaftigkeit weiß, und für diese eine Medaille in Anspruch nehmen will, der Nachweis dieser ihrer Tugend gelingen? Soll sie sich dieselbe durch ihr Kammermädchen, oder durch ihren Schwimmmeister, oder durch einen Herrn, der sie bei der „schönen Helena“ erröthen sah, bezeugen lassen? Oder soll eine Dame, die ihre Keuschheit am Koburg'schen Hofe zu Medaillenzwecken geltend machen will, zu dem Frechen, dem ein Angriff auf dieselbe mißlungen ist, etwa sagen:

„Möchten Sie wohl so gefällig sein, mein Herr, mir über meinen moralischen Abscheu vor Ihnen eine schriftliche Bestätigung zu geben?"

Aus allen dem geht hervor, wie schwer es ist, die weiblichen Verdienste zu errathen, welche der Herzog von

Koburg mit seiner neu gegründeten Medaille für weibliche Verdienste zu belohnen vorhat. Vielleicht geht man daher nicht fehl, wenn man annimmt, daß der Herzog keine spezifisch weiblichen Verdienste durch die Medaille auszeichnen will, sondern nur dieselben Verdienste, die ihm beim Manne so ordensmäßig erscheinen, die verdienstvollen Bestrebungen nämlich, etwaige Gedanken in minder oder mehr mißlungener Weise in gebundener Sprache zum Ausdrucke zu bringen.



Wiener Spaziergänge.



Wiener Spaziergänge.

Von

D. Spitzer.

Zweite Sammlung.

Dritte Auflage.

Leipzig und Wien.

Verlag von Julius Klinkhardt.

1879.

Vorwort.

Ich lege hier dem Publikum eine neue Auswahl von Feuilletons vor, die unter dem Titel „Wiener Spaziergänge“ theils in der „Presse“ theils in der „Deutschen Zeitung“ erschienen sind. Wenn es ein Fehler war, die losen Blätter zu sammeln, so hat diesen nicht meine Eitelkeit verschuldet, sondern höchstens meine Leichtgläubigkeit, indem ich das mir so freigebig gespendete Lob für baare Münze genommen habe. Ich weiß nicht, ob das Gute, das meine Freunde in den Wiener Spaziergängen haben finden wollen, wirklich darin enthalten ist, und ob davon noch etwas übrig geblieben, nachdem der Tag, für den ich geschrieben, längst vorbei ist. Denn auch die Schönheit eines armen Feuilletons ist oft nicht mehr als eine beauté du diable, die nur so lange währt als jenes jung ist.

Aber ein Gutes möchte ich jenen Feuilletons selbst nachrühmen, daß sie immer — kurz waren und

wenigstens dem hat die Zeit nichts anhaben können. Sie sind kurz geblieben und so leidet auch das Buch nicht an jener Dickleibigkeit, an der schon manches bessere Buch erstickt ist. Und gerade diese Kürze hat man oft gerügt, als wenn ein Dolch so groß sein könnte wie ein Regenschirm.

Ich hoffe, daß meine früheren Leser diese Sammlung gut heißen werden — freilich nicht Alle. Bei einem großen Diner wurde eine sehr lustige Geschichte erzählt, über die alle Gäste herzlich lachten. Nur ein junges Fräulein war, wie dem nebenan sitzenden Herrn schien, theilnahmslos geblieben. Und Sie lachen nicht, mein Fräulein? fragte der Nachbar. Ich danke, antwortete das wohlgezogene Mädchen, ich habe schon gelacht. So wird vielleicht auch mancher von meinen früheren Lesern, denen ich diese Sammlung vor Allen anbiete, bescheiden ablehnend antworten: Ich danke, ich habe schon gelacht.

Inhalts-Verzeichniß.

Ein neuer Pair	1
Der Viehhändler	6
Zur Budget-Debatte	10
Was ist ein Ideal?	15
Eine Minute im Salon	20
Die Pflege der Post im Reichsrathe	25
Nus Reichenau	28
Sardanapal im Tricot	35
Nus Ischl	38
Der Proceß Schiff-Scharf	44
Zur Schöpfungsgeschichte der jungen Banken	49
Die internationale Kunstausstellung in München	54
Rosamunde von Josef Weilen	60
Ein Festessen	67
Isabella Orsini	73
Dalmatinisches und Chinesisches	79
Das neue Rathhaus	85
Es giebt nichts Heiliges für einen Selcher	87
Zwei reizende Blondinen	91
Die Adressdebatte des Herrenhauses	95
Die Adressdebatte des Abgeordnetenhauses	100
Die erste Aufführung der Meistersinger	105
Die Budgetdebatte	109
Reisebriefe eines Wiener Spaziergängers	114
Zur Analyse der Generalversammlungen	121
Landtags-Candidaten	126
Der Schullehrertag	150
Nig Deutsch	154
Hofrath Julian Klaczko	158

	Seite
Der Zerfall Oesterreichs, Graf Benst und andere Kleinigkeiten.	141
Die Marsellaise als tschechische Hymne	145
Der Schmerz des Grafen Thun	149
Graf Horn	153
Theater, gerichtlich erhobener Blödsinn und Gemeinderath.	160
Das Beethoven-Jubiläum	164
Ein Vademezum für einen vornehmen Japanesen	168
Eine neue Classification der Oesterreicher	173
Das wahrhaft österreichische Ministerium Jireček-Habietnek.	177
Luftiges während der Fasten	181
Frühling, Dr. Mosenthal und Schmeißfliegen	186
Ein Seeheld und ein Mantheld	190
Frankls Todtenklage	195
Eine Selbstschau	199
Zahme Steuererweigerer	204
Die Geheimnisse der Cavallerie	208
Herbst	213
Rührender Abschied	217
Madeleine Morel	221
Ein Kapuziner als Don Juan	227
Eine Ehrenrettung des Fürsten Windischgrätz	241
Nus Baden	256
Reisebriefe eines Wiener Spaziergängers	241
Daheim	271
Die Corruption in Oesterreich	275
Der Proceß Karmelin	240
Palacký's Abschiedswort	285
Die Vertheidigungsrede des Dr. Giska	290
Konyay, Rieger, Pater Fleischmann und Fränlein Gallmeyer.	295
Weihnachtsfreuden	300
Glückseliges neues Jahr	305
Ein aufgeklärter Sultan. Ein unerklärbarer Nero	310
Der Lord-Ober-socialist	316
Briefe aus Baden bei Wie.	321

Ein neuer Pair.

31. Jänner 1869.

Es wird von mancher Seite behauptet, daß die bisherigen Mitglieder des Herrenhauses gegen die parlamentarischen Freuden schon ziemlich abgestumpft seien, und daß die Blasirtheit eines hohen Hauses gegen die Genüsse von Ausschüßsitzungen eine gewisse Saumseligkeit verschuldet habe, die jetzt, wo die Erledigung auch neuer Steuergesetze bevorstehe, dem Ministerium unliebsam werden könnte. Man habe daher mit der eben erfolgten Berufung zwanzig neuer Pairs nicht allein die Absicht gehabt, einigen schlichten Männern eine kleine Ueber- raschung zu Theil werden zu lassen, sondern auch dem Herrenhause durch die Zuführung von Arbeitskräften die lang entbehrte jugendliche Frische zu verleihen. Hiernach hätten wir künftighin im Herrenhause zwei große Parteien zu unterscheiden: die Blasirten und die Arbeitskräfte.

Unter den neuernannten Arbeitskräften befindet sich auch der berühmte Spediteur Simon Winterstein. Derselbe war bisher Mitglied der Handelskammer, des Abgeordnetenhauses und der Staatsschulden-Controls-

Commission, zog aber eigentlich erst dadurch die Aufmerksamkeit der Volkswirth auf sich, daß von Zeit zu Zeit das Gerücht, als wenn für ihn das Portefeuille eines Handelsministers in Bereitschaft gehalten würde, entschieden dementirt wurde. Man wußte nur, daß Herr Winterstein die ernstliche Absicht hege, auf dem so fruchtbaren Gebiete der Volkswirthschaft Lorbeeren zu sammeln, und daß er als Mitglied der durch ihre „reislichen Erwägungen“ und „eingehenden Prüfungen“ so gefürchteten Wiener Handelskammer in der That Versuche in dieser Richtung unternommen hatte.

Als in den Zeiten der schwersten Finanznoth die genannte behäbige Körperschaft von der Regierung befragt wurde, wie den großen „Finanz-Calamitäten“ abzuhelfen sei, und als die conservativen Vertreter von Handel und Gewerbe, erschreckt darüber, daß nun auch die durch ihre lange Dauer ehrwürdig gewordenen Finanz-Calamitäten über den Haufen geworfen werden sollten, in dumpfes commissionelles Hinbrüten versanken, da war es Herr Winterstein, der aus seinem reichen Ideenvorrathe die Hilflosen akzte, indem er, wie bekannt, den Vorschlag machte, man möge die Staatsgüter ausspielen, und um auch dem minder Bemittelten dieses so amüsante Domänenspiel zugänglich zu machen, Lose in dem rührend kleinen Betrage von zehn Gulden anfertigen. Wie aber jener württembergische Bürgermeister einen tollen Hund, damit Niemand durch ihn Schaden erleide, über die Grenze ins Baiेरische jagen ließ, so wollte Herr Winterstein, damit Niemand durch das Lotto Schaden erleide,

daß die diplomatischen Vertreter Oesterreichs für den Abfaß dieser Lose im Ausland Sorge tragen sollten.

Auch im Abgeordnetenhanse trat Herr Winterstein unerschrocken für den besonnenen volkwirthschaftlichen Rückschritt ein, indem er daselbst die so erhabene Idee der „Zwangsgenossenschaften“ gegen ihre Verächter vertheidigte und dabei eine genaue Kenntniß der ältesten Redensarten an den Tag legte. Endlich hat er auch als Director der Nordbahn durch weises Festhalten an den hohen Tarifen für Kohlen von dem leichtsinnigen Verbrauche dieses kostbaren Brennstoffes abgeschreckt und dadurch gleichzeitig zur Abhärtung unserer verweichlichten Generation gegen die Einflüsse der Witterung beigetragen. Hienach wird es begreiflich, wie das Gerücht, daß man in Herrn Winterstein den zukünftigen Handelsminister zu verehren habe, entstehen konnte und immer wieder auftauchte. Poetische Gemüther erfüllte die Aussicht auf diesen neuen Handelsminister mit der Hoffnung, daß dann endlich einmal dem Streben unserer Zeit nach materiellen Gütern von amtswegen würde Einhalt gethan werden.

Die Nachricht, daß der Abgeordnete, Herr Winterstein, berufen sei, seine volle Speditionskraft nunmehr dem Herrenhanse zuzuwenden, erregte allgemeines Aufsehen. Der treue Wächter der Staatsschuld besorgte jedoch, daß man seine Ernennung in dem Gewühle von Ernannten möglicherweise übersehen haben könnte, und ersuchte deshalb, um jede Entschuldigung, daß man seine Berufung in das Herrenhaus nicht erfahren habe, unmöglich zu machen, den Präsidenten des Abgeordneten-

hauses brieflich, dieses hievon in Kenntniß zu setzen. Durch diesen glücklichen Einfall zwang er auch die Mitglieder des Hauses, ohne auf deren Müdigkeit Rücksicht zu nehmen, sich von ihren Sitzen zu erheben.

Die so erwünschte Publicität der Umwandlung des Herrn Winterstein in einen Pair wurde ferner durch eine Huldigungsfeier der Handelskammer erreicht, indem die Mitglieder derselben, wie die Zeitungen berichten, im schwarzen Frack und in weißer Halsbinde im Sitzungssaale sich versammelten, und ihrem Vorsitzenden in dieser Weise einen sogenannten „schönsten Abend meines Lebens“ bereiteten. Ein Ansprache des Kammerrathes Dr. v. Mayrhofer beantwortete der Gefeierte, indem er mit der unter solchen Verhältnissen üblichen „sichtlichen Rührung“ darauf hinwies, daß die Kammer 1. sein „Ausgangspunkt,“ daß sie 2. die „Wiege seiner öffentlichen Wirksamkeit“ gewesen, und daß sie 3. „seine Mutter sei. Dieser Appell an das Mutterherz verfehlte nicht seine Wirkung auf den Ausgangspunkt des Herrn Winterstein, und die Wiege seiner öffentlichen Wirksamkeit sollte ihm anhaltenden Beifall.

Das Kammerkind, Herr Winterstein, theilte sodann den Versammelten mit, daß ein Mitglied der Kammer, welches ungenannt bleiben wolle, „um seiner Freude über die Allerhöchste Berufung des Herrn Winterstein in das Herrenhaus Ausdruck zu geben“, eine Obligation von 1000 fl. gespendet habe. Der freudige Unbekannte, welcher eine Spende aus solchem Anlasse nur unter dem

Schutze der Anonymität geben wollte, wurde ebenfalls durch Beifall ausgezeichnet.

Der neue Pair wird unter seinen Collegen in der Kammer gewiß vielfach beneidet werden. Wollte Gott, daß die Lorbeeren des Herrn Winterstein die Kammer-räthe nicht — — schlafen ließen. Es wäre dies im Interesse der einheimischen Volkswirthschaft aufs Innigste zu wünschen.

Der Viehhändler.

28. Februar 1869.

Ich weiß nicht, ob es unter gewöhnlichen Verhältnissen ein einträgliches Geschäft wäre, Papageie abzurichten, so viel aber ist gewiß, daß daran heute eine Million verdient werden kann. Es braucht nur irgend ein fahrender Financier sich dieses so lange vernachlässigten Industriezweigs anzunehmen, mit einigen braven Leuten den Freundschaftsbund des „Syndicats“ zu schließen und dem patriotischen Unternehmen einen erotischen Namen zu geben, und die Börse wird das Bedürfniß nach sprechgewandten Papageien, welche den Menschen mit: „Du Spitzbube!“ begrüßen, anerkennen, und mit gewohnter Großmuth ein kleines Aufgeld von fünfzig Gulden für die Papagei-Actie bewilligen.

Alsobald wird dieses glänzende Unternehmen einem gewiegten Geschäftsmanne den Schlaf rauben und in der nächsten Woche wird man von einer Actien-Gesellschaft hören, welche alle in der Welt vorrätigen Papageikäfige an sich bringt, und so einem dritten Finanzgenie den gewinnbringenden Einfall gibt, die große Zahl der vorhandenen Bau-Gesellschaften um eine Papageikäfig-

Baugesellschaft zu vermehren. Die Sympathie, welche die Börse der Mutter entgegengebracht hat, wird sie auch den Töchtern nicht entziehen und Papagei, Papageikäfig, sowie Papageikäfig-Bau-Actien mit einem gleichen Agio von fünfzig Gulden an ihr Herz drücken. Und warum nicht? Versprechen diese Unternehmungen etwa weniger Vortheil als alle die ähnlichen Actien-Gesellschaften, in deren Actien vorsichtige Familienväter schon längst das Erbtheil ihrer Kinder angelegt haben?

Unlängst kam ein Viehhändler aus der Provinz nach Wien, um sich bei einem seiner Freunde, welcher auf dem Wege des Syndicates zu großem Reichthume gelangt war, finanziellen Rath zu holen. Zwischen Beiden spielte die nachfolgende Scene:

Der Stadtfreund: Grüß Dich Gott, Hans. Das ist eine Seltenheit, Dich in Wien zu sehen. Was führt Dich zu mir?

Der Viehhändler (gemüthlich): Es ist Viehmarkt in Wien, da bin ich immer gewiß, meine alten Freunde wieder zu treffen, und ich wollte auch Dich um keinen Preis versäumen.

Der Stadtfreund: Sehr schmeichelhaft. Führt Dich aber sonst wirklich nichts nach der Stadt, als Deine Ochsen und Deine Freunde?

Der Viehhändler (schlau): Offen gestanden: Nein! aber unter uns gesagt: Ja! Man erzählt bei uns zu Hause, daß man jetzt in Wien über Nacht reich werden könne und so dachte ich, da ich mich eines vortrefflichen Schlafes erfreue, der mir auf dem Lande gar nichts

nützt, daß ich damit in Wien ein gutes Geschäft machen, und mich mit meinen Ochsen niederlegen, und mit einer Million aufstehen könnte.

Der Stadtfreund: Die Morgenstunde hat allerdings Gold im Munde, aber eine so reichliche Dividende, wie Du von ihr erwartest, wirfst sie nicht ab.

Der Viehhändler (bestürzt): Nicht? Ich habe aber meiner Frau schon versprochen, daß ich ihr eine Million aus der Stadt mitbringen werde.

Der Stadtfreund (lächelnd): An einem Versprechen liegt nichts — man muß nur wissen, es zur rechten Zeit nicht zu halten.

Der Viehhändler (traurig): Oh die Vorwürfe meiner Frau! Ich bin zwar wohlhabend, aber — —

Der Stadtfreund: Ich verstehe Deinen Kummer. Du hast gerade so viel, als man zum Leben braucht, davon kann man aber heute nicht leben. Es läßt sich übrigens vielleicht Rath schaffen.

Der Viehhändler (gerührt): Ich werde Dir selbst für den schlechtesten Rath dankbar sein, wenn ich nur dadurch meine Absicht erreiche.

Der Stadtfreund: Ich werde Dich in das Syndicat des neuen Unternehmens hineinschmuggeln, das wir unlängst gegründet haben, der privilegierten Kaiserfemmelverkleinerungs-Actien-Gesellschaft.

Der Viehhändler (kragt sich hinter den Ohren): Hm!

Der Stadtfreund: Ich und mehrere gleichgesinnte Freunde, wir haben schon längst, wie man in finanziellen Kreisen sagt, d. h. seit acht Tagen daran gedacht, uns

den Gewinn, welchen die Bäcker aus der fortwährenden Verkleinerung des Gebäckes ziehen, nicht entgehen zu lassen. Wir haben eine Gesellschaft unter dem Namen, den ich vorhin erwähnt, gegründet, und schon der Titel allein hat auf der Börse eine günstige Meinung für unser Unternehmen hervorgerufen. Die Actien gingen wie warme Semmeln und das voraussichtliche Kleinerwerden des Kurusgebäckes wurde auf der Börse mit einer freudigen Hauffe begrüßt. Es entstand zwar sogleich eine Concurrrenz-Gesellschaft, welche noch kleineres Brod zu backen versprach als wir, aber da sich bei derselben nicht wie bei uns große Capitalisten theilhaftig hatten, schenkte man ihren Versprechungen keinen Glauben und sie mußten ihr Project wieder fallen lassen. So sind wir schon in der nächsten Woche in der erfreulichen Lage, unser Syndicat aufzulösen (Pause). Nun, was meinst Du, wie viel da auf Einen kommen wird?

Der Viehhändler (nach einiger Ueberlegung):
Nun, wie viel wird denn auf Einen kommen? Höchstens sechs Monate schwerer Kerker!

Zur Budget-Debatte.

14. März 1869.

Der Abgeordnete Baron Weichs hat in der Debatte über den Staatsvoranschlag für 1869 auf die interessante Thatsache aufmerksam gemacht, daß in dem Budget unter anderen sehr geschätzten Staatsausgaben sich auch ein Sünmchen von 153 fl. befinde, welches „als Tabaksgeld für neunzehn in Dalmatien ansässige Capuziner“ eingestellt sei.

Es läßt sich vom rein menschlichen Standpunkte gewiß nichts dagegen einwenden, daß der Staat für die Befriedigung der narkotischen Bedürfnisse vaterländischer Capuziner nach Kräften beiträgt, ja der Raucher kann nur erfreut darüber sein, daß die Regierung durch solche Tabakstipendien hoffnungsvolle Raucher in ihren Bestrebungen ermuntert. Auffällig muß es jedoch erscheinen, daß diese Subvention von Rauchern aus dem Stande der Capuziner nicht unter der weltlichen Budgetrubrik „Tabak“ angeführt wird, sondern unter dem ehrwürdigen Titel 2 des Budgets: „Staatsvorschuß zum katholischen Religionsfonds.“ Diese Einreihung irdischer Ausgaben unter himmlische Rubriken verblüfft und es erhält hier-

durch der sonst confessionslose Tabak eine katholische Beize, einen allein seligmachenden Beigeschmack, den er von Haus aus nicht hat.

Allerdings aber geht aus dieser Bethheilung gott-
ergebener Capuziner mit Tabakspfründen hervor, daß
der Religionsfonds nicht in engherziger Weise verwaltet
wird, indem man fern von jeder Pedanterie auch dem
Rauchen unter den religiösen Zwecken, welche jener
fonds befördern soll, ein bescheidenes Plätzchen einräumt.
Ich bin überzeugt, daß es dem lieben Gott gleichgiltig
ist, ob der Rauch aus einem Weihrauchkessel oder aus
einer Meerschaumpfeife zum Himmel aufsteigt, und daß
ihm das Aroma einer abgelagerten Havanna mindestens
ebenso angenehm ist, als das einer parfümirten Wachskerze.

Freilich ist es bei der großen Anzahl von Mönchen,
deren sich Oesterreich erfreut, kein Wunder, wenn die
Befriedigung der clericalen Tabaksansprüche endlich zu
einem Deficit des Religionsfonds führte, und so die traurige
Thatfache eintrat, daß neunzehn Capuziner in Dalmatien
eines Tages, da sie sich wie gewöhnlich eine Pfeife
stopfen wollten, in ihrem Tabaksbeutel kein Stäubchen
Tabak fanden. Unter solchen Umständen mußte sich der
Staat entschließen, dem Religionsfonds aus seinen uner-
schöpflichen Hilfsquellen einen Betrag von 153 fl.
Oester. W. vorzuschließen, wenn man nicht die neunzehn
dalmatinischen Capuziner noch länger ihre ihnen so lieb
gewordene Pfeife entbehren lassen wollte.

Vielleicht wird diese so nahe liegende Aufklärung
den Abgeordneten Baron Weichs, welcher den erwähnten

Budgetposten ein „Curiosum“ zu nennen nicht Anstand nahm, mehr beruhigen als die etwas ausweichende Antwort, welche ihm Se. Excellenz Herr Minister v. Hasner ertheilte, indem er über das „Curiosum“ mit Stillschweigen hinwegging. Wohl aber muß man fragen, wohin es führen soll, wenn die Abgeordneten mit Interpellationen solcher Art einen Minister belästigen.

Wie leicht kann es sich ereignen, daß in dem Budget für das Jahr 1870 unter der Rubrik: „Staatsvorschuß zum katholischen Religionsfonds“ ein Posten eingestellt wird: „Parfümeriegeld für zwanzig böhmische Nonnen.“ Dann braucht nur wieder ein Interpellant, dem es mehr um hämische Bemerkungen als um die Aufklärung zu thun ist, die er sich ja selbst so leicht geben kann, vom Minister wegen dieser clericalen Parfümerien-Angelegenheit Auskunft zu verlangen, und Se. Excellenz Herr v. Hasner muß dann vor dem Hause, dem jeder Kitzel seines Zwerchfells eine willkommene Gabe ist, erröthend auseinandersetzen, wie es gekommen sei, daß die Regierung veranlaßt worden, für den Wohlgeruch der böhmischen Nonnen Sorge zu tragen.

Möchten doch die Abgeordneten stets das Eine bedenken, daß es viel leichter ist, zu interpelliren, als eine Interpellation zu beantworten!

Der Director der Bodencredit-Anstalt Herr v. Hopfen hat sich als General-Berichterstatter über das Capitel: „Lotto“ in der Budgetdebatte gegen solche Tactlosigkeit von Seite der Abgeordneten mit einer an das Erhabene grenzenden Würde ausgesprochen. Der Abgeordnete

Herr Roser nämlich wies die Verwerflichkeit des Lotto mit gewohntem incorrectem Pathos nach, und berief sich für seine Ansicht auf die nicht mehr ungewöhnliche „Verdummung des Volkes“, auf den sattfam bekannten „blutigen Schweiß der Armen“, auf den so beliebten „Blödsinn“ der großen Menge und auf andere bei der Discussion anerkannter Uebelstände gerne citirte populäre Leibschäden. Nachdem der Redner noch von Irrenhaus, Kerker, Galgen und ähnlichen staatlichen Einrichtungen gesprochen hatte, graute ihm schließlich vor sich selber, und mit einer leichten Abschweifung ins Harmlose beantragte er nur eine — Reduction der Lottoziehungen.

Der Abgeordnete Herr Hanisch benützte diesen günstigen Anlaß und machte zähnefleischend darauf aufmerksam, daß der Präsident vor einiger Zeit die Geschäftsordnung verletzt habe. Nach dritthalb Minuten langer Rede setzte er sich in Schweiß gebadet nieder. Se. Excellenz Herr Finanz-Minister Brestel war in großer Verlegenheit, er hätte sich gerne unsichtbar gemacht, aber in seiner Angst wählte er zu diesem Behufe das ganze unzureichende Aushilfsmittel, sich hinter unserem Staatschatz zu verstecken, der einem Erwachsenen kaum bis an die Knöchel reicht. Er meinte, das Lotto sei ein Uebel, aber dem Staatschatze würden einige Millionen entgehen, wenn man es aufhobe. Zum Schlusse gab er die tröstliche Versicherung, daß in Nothjahren das Lotto am meisten blühe, so daß wir mit einiger Beruhigung der Zukunft entgegensehen können.

Nun aber erhob sich Herr v. Hopfen als Bericht-

erstatter. Sein Auge flammte, als wenn es sich nicht nur um die Aufhebung des Lotto, sondern auch um die Aufhebung der Bodencredit-Anstalt gehandelt hätte, er war gereizt wie eine Löwin, der man ihre fünfprocentigen Silberpfandbriefe entreißen will. Mit fettem Drucke in den Zeitungsberichten aus dem Abgeordnetenhaufe betonte er, daß mit „allgemeinen Schlagworten und Kraftausdrücken die Gesetzgebung nicht reformirt werde“, übersah aber, daß auch diese seine Bemerkung keineswegs erst von ihm zu Tage gefördert worden, sondern schon längst eine hervorragende Rolle unter den sogenannten allgemeinen Schlagworten einnehme.

Nach diesem fehlgeschlagenen didaktischen Vortrage versuchte sich Herr v. Hopfen mit desto größerem Erfolge im heiteren Genre, indem er nach der Melodie „des Lebens Unverstand mit Wehmuth zu genießen“, die Burleske vortrug: „Das Haus ist einstimmig für die Aufhebung des Lotto, aber man hatte es bisher mit feinem Tacte vermieden, die Debatte über diesen Gegenstand anzuregen, weil Niemand die Vermuthung aufkommen lassen wollte, daß er allein für die Sache eintrete.“

Der gütige Himmel wolle also verhüten, daß künftig hin das Haus einstimmig die Nothwendigkeit erkenne, irgend eine schlechte Einrichtung abzuschaffen, da es nach der Theorie des Herrn v. Hopfen Jeder, der auf feinen Tact Anspruch macht, vermeiden muß, die Debatte über diesen Gegenstand anzuregen, und so gerade das allgemein für schlecht Gehaltene aus Tact todtgeschwiegen werden müßte.

Was ist ein Ideal?

21. März 1869.

Seine Excellenz der Minister für öffentliche Sicherheit, Herr Graf Taaffe, hat in der Debatte über das Landwehrgesetz dem Abgeordnetenhaus die officiële Mittheilung gemacht, daß das Milizsystem ein „Ideal“ sei.

Man darf wohl mit Zuversicht annehmen, daß die Idealisten dem Herrn Minister für diese leutselige Vermehrung des bisherigen Effectivstandes der Ideale sich zu Dank verpflichtet fühlen werden, nur dürfte die Charakteristik des Ideals, welche Se. Excellenz zum Besten gab, in den fachmännischen Kreisen der unpraktischen Leute einige Bedenken erregen. Der Herr Minister erklärte nämlich, „das Charakteristische des Ideals sei, daß man dasselbe nie erreichen könne“, so daß nach dieser Erläuterung auch das geruchlose Putzen der Handschuhe und das Ausmerzen von Fettflecken aus lichten Beinkleidern zu den idealen Bestrebungen der Sterblichen gerechnet werden müssen.

Nicht minder glücklich war der Herr Minister in dem Beispiele, welches er wählte, um seine Theorie vom Ideale auch dem minder Scharfsinnigen einleuch-

tend zu machen. Er wies nämlich darauf hin, „daß es ein Ideal wäre, keine Werthheimschen Kassen zu benöthigen,“ während doch gerade im Gegentheile der Besitz einer Werthheimschen Kasse ein Ideal ist, das zu verwirklichen unter den tausendzweihundertundsiebzig Millionen Menschen, welche den Erdball bewohnen, nur zwanzigtausend Bevorzugten gegönnt ist. Wenigstens hat der ritterliche Kassenfabrikant, Herr v. Werthheim, in dieser Woche das Fest der zwanzigtausendsten Kasse gefeiert, und es ist bei den unausgesetzten Bestrebungen dieses feuerfesten Ritters, die Welt bezüglich seiner verdienstvollen Unternehmungen au fait zu erhalten, nicht zu befürchten, daß er auch nur um Eine Kasse mehr erzeugt habe, als er selbst angegeben.

Nachdem der Herr Minister in dieser Weise für die Kassen des industriellen Truchsesses werthvolle Reclame gemacht, zog er zwischen diesen und der Miliz eine Parallele, indem er fortfuhr: „So erscheint mir auch für die gegenwärtige Zeit die Miliz nur als ein Ideal.“ Da aber das Charakteristische des Ideals nach dem Herrn Grafen Taaffe darin liegt, daß man dasselbe nie erreichen kann, haben wir zwei Arten von Idealen zu unterscheiden. Erstens solche, welche in der gegenwärtigen Zeit „nie“ erreicht werden können, und zweitens andere, welche auch in der künftigen Zeit „nie“ erreicht werden können. Sowie Herr von Werthheim Kassen „von 100 fl. aufwärts bis 2000 fl.“ hat, so hat auch der Herr Graf Ideale von allen Größen „von gegenwärtig nie erreichbaren aufwärts bis zu niemals erreichbaren.“

Besser assortirt in Idealen kann man wohl nicht mehr sein!

Wir würden vielleicht, da Herr Graf Taaffe keine Theater-Kritiken schreibt, nie die scharfsinnigen Ansichten Sr. Excellenz über das Wesen des Ideals erfahren haben, wenn nicht ein Abgeordneter sich die Blöße gegeben hätte, es sonderbar zu finden, daß die Regierung sich im Abgeordnetenhanse gegen die Miliz ausspreche, während doch ein Vertreter der Regierung im Ausschusse die Miliz als ein „anzustrebendes Ideal“ bezeichnet habe. Der Minister für öffentliche Sicherheit wies daher nach, daß der Vertreter der Regierung, welcher jene Redewendung gebraucht hatte, nur den ersten April anticipirt, und die Mitglieder des Ausschusses, ohne auf die Zeitbestimmung des Kalenders Rücksicht zu nehmen, zum Besten gehalten habe, indem er sie im Unklaren darüber ließ, was ein Ideal sei, und so deren Unkenntniß zum Behufe eines anregenden Scherzes ausgebeutet habe.

Nun aber dürfe der beste Spaß nicht zu lange hinausgezogen werden, und er (Graf Taaffe) wolle daher der Mystification der Ausschußmitglieder durch jenen Vertreter der Regierung bereitwilligst ein Ende machen, indem er sie darüber aufkläre, daß ein Ideal nie erreicht, und daher nur von Unzurechnungsfähigen angestrebt werden könne. Nach der belehrenden Vorlesung über das Ideale in der Miliz stimmte das ernüchterte Haus gegen diese träumerische Wehrverfassung, welche bisher nur von einigen phantastischen Völkern, wie den Schweizern und Nordamerikanern, eingeführt wurde.

Nein, ein so „pferdereicher Staat“, wie Herr Oberstlieutenant v. Horst in der Wehrdebatte unser geliebtes Vaterland nannte, darf nicht Idealen nachjagen, wir müssen uns durch unsere praktischen Bestrebungen auszeichnen. Die Einführung der „unberittenen Cavallerie“, welche im Budget erwähnt wird, ist ein schöner praktischer Anfang für einen pferdereichen Staat. Wir werden vielleicht künftighin in den Zeitungen unter der Ueberschrift „Ein kühnes Reiterstückchen“ lesen, daß der Wachtmeister X von der Reiterkaserne auf dem Heumarkt in drei Viertelstunden nach Hütteldorf gegangen sei; wenn man einen kräftigen Krieger, der über seine Hühneraugen gegründete Beschwerde führt, fragt, wieso er in den Besitz derselben gelangt sei, erhält man möglicherweise zur Antwort: O, ich war fünf Jahre bei der Cavallerie! und in den nächsten Schlachtberichten können wir unter Umständen zu lesen bekommen: Das tapfere Uhlanen-Regiment ging stante pede dem Feinde entgegen, schon hielt man dasselbe für verloren, als glücklicherweise unsere prächtigen Kürassiere, welche sich schon bei Tagesanbruch auf die Beine gemacht hatten, auf dem Kampfplatze erschienen.

Führt sie nur ein, die Cavallerie ohne Pferde, die Artillerie ohne Kanonen, die Marine ohne Schiffe, die Infanterie ohne Gewehre, und durch diese praktische Wehrverfassung werden wir uns dem Ziele nähern, welches die Idealisten bisher vergebens angestrebt haben — dem ewigen Frieden! Dann werden wir nach des Herrn Grafen Taaffe Theorie vom Ideale sagen können:

Gott sei Dank, der Krieg ist ein Ideal, denn das Charakteristische des Ideals ist, daß man dasselbe nie erreicht. Wie viel mal zwanzigtausend Kassen aber der Ritter von Werthheim bis dahin festlich begangen haben wird, wage ich nicht zu berechnen. Möglicherweise wird dann auch das Ideal der öffentlichen Sicherheit, welches Herr Graf Taaffe uns als Beispiel vorführte, verwirklicht sein, und keine Werthheim'sche Kasse mehr benöthigt werden.

Welches Portefeuille wird dann aber Herr Graf Taaffe übernehmen?

Eine Minute im Salon.

18. April 1869.

Ich habe nur einen flüchtigen Spaziergang durch die Räume des Künstlerhauses gemacht, aber doch Gelegenheit gefunden, einige interessante Compositionen zu bewundern: blaue Gesichter und abgehärmte Himmel, blutige Sonnenuntergänge und harmlose Schlachten, erbitterte Kämpfe zwischen den Studentköpfen und den Thierstücken um den Vorrang rücksichtlich der Intelligenz des Gesichtsausdruckes, Damen, die eine hochgradige Gelbsucht als den geeignetsten Moment, sich porträtiren zu lassen, abgewartet haben, historische Charaktere, welche brütend in ein Caminfeuer schauen, um ihre rothe Nase zu entschuldigen, in Nachdenken versunkenes Obst, und von Weltschmerz angekränkelte Zimmer-Einrichtungen u. s. f. u. s. f.

Nr. 5: „Die Kraniche des Ibykus“. Der bekannte „Götterfreund“ Ibykus hat bei der Eile, mit welcher er nach der korinthischen Landenge sich begab, um noch einen Platz „zum Kampf der Wagen und Gefänge“ zu erhalten, vergessen, Wäsche anzulegen, und wird in diesem Zustande von zwei Mördern erschlagen. Der Hautfarbe

nach zu schließen, dürften Ibykus nur im Schatten gesungen und die beiden Uebelthäter stets im stärksten Sonnenbrande gemordet haben.

Nr. 34: Die Pforte einer Moschee, vor welcher die abgeschlagenen Köpfe einiger Beys liegen. Dieses Bild hilft endlich einem längst gefühlten Bedürfnisse ab, denn in den gesitteten Staaten hat man leider fast nie Gelegenheit, die Köpfe von Staatsmännern ohne jedes störende Beiwerk zu studiren.

Nr. 43: Ein Hinterhalt zur Zeit Heinrich III. von Frankreich. Besondere Beachtung verdient die zarte Gestalt zur Rechten. Diese Dame hat offenbar nur deshalb Männerkleider angelegt, um den fortgesetzten Sticheleien über ihren ziemlich entwickelten Schnurrbart zu entgehen.

Nr. 53: „Eieber sterben“. Eine Dame im tiefsten Negligée nimmt den Anlauf, aus dem Fenster zu springen aus Furcht vor den ins Zimmer dringenden feindlichen Kriegern. O über die weibliche Unüberlegtheit! Die keusche Lucretia brauchte nur Licht zu machen, um vor jedem Angriff auf ihre Tugend sicher zu sein.

Nr. 60: Leda. Das nackte Fräulein, welches, der feinen Leibwäsche nach, die es abgelegt hat, den besseren Ständen anzugehören scheint, dürfte, wie seine verliebten Blicke deutlich verrathen, dem ungeduldig heraneilenden Schwan ein Stelldichein gewährt haben. Ich glaube, daß der ziemlich geckenhaft aussehende Schwan sich diesmal nicht als Jupiter, sondern als Husaren-Rittmeister entpuppen wird.

Nr. 168: Der sechste Tag der Schöpfung. Gott hat allerdings aus nichts die Welt erschaffen, der Maler dagegen hat aus der Welt nichts zu schaffen gewußt. Wenn man nun auch kein Fachmann im Welter-schaffen ist, so darf man doch nach den zur Ansicht vorliegenden Leistungen dem Schöpfer, dessen ziemlich gut getroffenes Porträt sich nebenbei bemerkt auf dem Bilde befindet, den ehrlichen Rath geben, am nächsten Tage nicht zu ruhen, wie ihm dies nach der Bibel allerdings freistünde, sondern die nothwendigen Opfer an Zeit und Mühe zu bringen, um das einmal begonnene Unternehmen auch zu beendigen. Der Schöpfer, welcher den Eindruck großer Welterfahrung macht, wird gewiß selbst so einsichtsvoll sein, die paar Wolken, die er uns hier bietet, nicht für die Welt zu halten.

Die Pflege der Posse im Abgeordnetenhaus.

25. April 1869.

In der Debatte über das Volksschulgesetz ist es wieder recht lustig hergegangen. Es wurden heitere Anekdoten erzählt, man stichelte den geehrten Herrn Vorredner, Pater Greuter trug mit seinem hübschen Bassbariton ein komisches Intermezzo vor, der Slovenenführer Herr Thoman parodirte mit vielem Glücke einen pathetischen Gemeindefschreiber, wobei ihm sein enormer Bartwuchs aufs Beste zu Statten kam, und so verging unter heiterem Schäkern die Zeit bis zum Mittagessen.

Der oberösterreichische Abgeordnete Groß zeigte, daß er sich, obwohl der blaue Himmel von Wels über ihm in der Regel zu lachen pflegt, doch bereits in Wien genau zu orientiren vermöge, indem er darauf aufmerksam machte, daß man sich nicht in „Zobel's Bierhalle“, sondern im Abgeordnetenhause befinde. Doch man achtete nicht des grämlichen Kopfhängers, der gesetzgebende Körper fuhr fort, sich den Bauch zu halten und wenn nicht überlegte Männer zum Aufbruche gemahnt hätten, würde man vielleicht die Suppe versäumt haben.

Se. Ehrwürden, Herr Greuter führte seine Rolle mit köstlicher Laune durch und wenn uns ein Urtheil erlaubt ist, möchten wir ihm das Rollenfach des beliebten Komikers im Carltheater, Grois, zuweisen, dem er, was Bühnen-Erscheinung, Spiel, Organ und Auffassung betrifft, sehr nahe zu kommen scheint. Man fühlte sich während des Vortrags manchmal wie durch Geisterhände zu einer Vorstellung des „Diehhändlers aus Oberösterreich“ entrückt. Wir wissen nicht wie das Falsett des ehrwürdigen Herrn bestellt ist, bemerken aber, daß sein Bariton, welcher in der Tiefe eine ausgiebige Anfeuchtung mit kräftigen Gebräuen verräth, eine ziemliche Höhe erreicht, so daß das beliebte „Amschnappen in die Fistel“ nicht zu den unerreichbaren Zielen des strebsamen Kunstnovizen gehören dürfte.

Der lustige Tyroler zog in seiner komischen Soloscene eine scherzhafte Parallele zwischen dem Staate und einem gewöhnlichen Einbrecher, aus welcher hervorging, wie das Gesetz den ersteren auf Kosten des letzteren nach der Devise: Die kleinen Diebe hängt man, die großen läßt man laufen: in augenfälliger Weise bevorzuge. Während nämlich das Gesetz dem gering oder gar nicht bemittelten Einbrecher, der seine ärmliche Hütte mit dem Silber-Service des Capitalisten auszuschnücken vorhat, Hemmnisse der verschiedensten Art in den Weg legt, gewährt das neue Volksschulgesetz dem bekannten Schwere-nöthner und Thunichtgut „Staat“ in dieser Beziehung den weitesten Spielraum, indem es ihm nicht etwa silberne Löffel zu rauben — da geschähe dem Capital schon recht

— sondern sogar, wie der ehrwürdige Sohn der Alpen pathetisch ausrief, „das Kind der Mutter zu entreißen gestattet.“

Der freche Geselle „Staat“ hat dann natürlich nichts Eiligeres zu thun, als die so geraubten Kinder in einer abgelegenen Volksschule zu verbergen, wo sie durch die Spießgesellen des Staates, die Schullehrer, im Lesen und Schreiben unterrichtet, und auf diese Weise zu Hauptspießbuben erzogen werden. Den Helfershelfern des Staates aber, den Schul-Inspectoren, erlaubt das Gesetz, wie P. Greuter demselben in seiner sprudelnden Laune andichtete, „in die Familien zu dringen und nachzusehen, ob das Kind das ABC nach der vorgeschriebenen Methode eingelernt habe.“ Man male sich dieses erschütternde Bild aus, welches der phantasievolle Pater nur skizzirt hat, und man wird sehen, daß dasselbe seine Wirkung, namentlich auf das Herz von Müttern schulpflichtiger Kinder nicht verfehlen kann:

In einem geheizten, nur von einem Oellämpchen erhellten Zimmer schlafen Mutter und Kind. Die Mutter träumt, und ein Lächeln, das ihre Züge verklärt, zeigt dem scharfen Beobachter, daß die rührige Hausfrau mit einem Traumbilde aus Butterteig beschäftigt, und dasselbe im holden Wahne mit Äpfeln und Rosinen auszustatten bemüht ist. Das schlafende Knäblein hat den Finger in den Mund gesteckt und hält diesen, von Morpheus großmüthig betrogen, für ein längst ersehntes, aber nie erreichtes Würstchen.

Plötzlich hört man unheimliche Tritte, man rüttelt

an der Hausthür, und diese weicht endlich den wuchtigen Schlägen, die gegen sie geführt werden. Vermummte, die ihr Gesicht mit Ruß geschwärzt haben, um sich unkenntlich zu machen, und welche Vatermörder, sowie die unvermeidlichen Brillen tragen, dringen in das geheizte Zimmer. Angstvoll und der Nachtschweife nicht achtend, springt die Mutter aus dem Bette und wirft sich den Anholden, in denen das Mutterauge allsogleich Spießgesellen aus der berücktigten Conferenz der Schul-Inspectoren erkannt hat, zu Füßen. Vergebens! Die an eine sitzende Lebensweise gewöhnten und verhärteten Schul-Inspectoren rührt nicht der Jammer der Mutter, bewegt nicht das Schreien des mittlerweile aufgewachten Schulknäbleins. Mit teuflischem Grinsen zieht der Eine ein ABC-Buch der neuen Aera aus seinem Wamms, auf welches das fahle Licht einer Blendlaterne fällt, die der Andere mit heiserem Lachen unter den Frackschößen hervorgezogen hat. Unter dem Händeringen der Mutter wird ihr Söhnchen zum Tische geschleppt, auf welchen es die Hände legen muß, und die in ihren Betten ängstlich lauschenden Nachbarn hören bis zum Morgenrauen das leise Wimmern des Kindes: A-B, Ab, B-A, Ba!

Zum Schlusse seines Vortrags ergöhte der ehrwürdige Herr den gesetzgebenden Körper mit einem Schelmenstückchen, welches vielleicht Aussicht hat, unter die mit Recht so beliebten Gesellschaftsspiele aufgenommen zu werden. Er las nämlich aus dem Gesetz für die Volksschulen eine Stelle vor, in welcher er nur immer statt „Schule“ „Redaction“ und statt „Lehrer“ „Journalisten“ ge-

setzt hatte. Der gesetzgebende Körper lachte über diesen gelungenen Spaß so herzlich, daß ihm die Thränen aus den Augen liefen, und man darf ihn daher mit gutem Gewissen Sommerparteien, welche der Langeweile eines regnerischen Sonntagsnachmittags entgehen wollen, zur Nachahmung empfehlen.

Irgend ein Gedicht eines hervorragenden Poeten wird zum Behufe solcher Wortverwechslungen erwünschte Dienste leisten. Man denke nur, wie heiter es die Gesellschaft stimmen würde, wenn es statt „Phantasie an Laura“ „Phantasie an eine Hebamme“ hieße, und man wird erkennen, welchen reichen Schacht von Scherzen der heitere Alpensohn uns Bewohnern der Ebene eröffnet hat.

Aus Reichenau.

6. Juni 1869.

Ich fuhr nach Reichenau, zu baden im Aether die irdische Brust. Wundern Sie sich nicht über die blühende Sprache, in welcher ich diese Personalnachricht zum Besten gebe, sie ist nicht mein eigen. Um die volle Wahrheit zu bekennen, drückt sich in dieser gewählten Form ein Vögelein aus, welches von einer Sopranstimme mit Clavierbegleitung gefragt wird, ob es nicht vorziehen würde, eingesperrt zu sein, und das hierauf die unumwundene Erklärung abgibt, daß solche Aetherbäder der irdischen Brust weit zuträglicher seien.

Ein Ausflug mit der Westbahn unterscheidet sich nur unbedeutend von einer Reise um die Welt. Gehen Sie einmal auf den Westbahnhof, und wenn es ein glücklicher Zufall fügt, daß wieder einmal ein Zug abgeht, so werden Sie finden, wie Familienväter, welche eine traurige Pflicht nach St. Pölten ruft, nur unter Thränen von den Ihrigen Abschied nehmen, als wenn die Eisenbahn, um ihren Bestimmungsort zu erreichen, um das Cap der Guten Hoffnung herum müßte. Denn wer weiß, wann und ob überhaupt wieder jemals ein

Zug von St. Pölten abgehen wird, der den Scheidenden in den Kreis der geliebten Angehörigen zurückzubringen vermag.

Mit der Südbahn dagegen ist das Reisen ein reines Kinderspiel. Man nimmt des Morgens aus den Händen eines schön frisirten Culturmenschen im Café Daum seinen Kaffee entgegen, kann schon zwei Stunden später im „Thalhof“ in Reichenau unter Alpenbörstianern, welche die gestrigen Abendcurse „juchazen“, ein Gabelfrühstück einnehmen, um Abends wieder, ermüdet von dem geräuschvollen Treiben in den Doralpen, die Einsamkeit des neuen Operntheaters aufzusuchen, und hier in der wehevollen Stille, die nur hin und wieder durch einen leisen, aus der ferne herüberklingenden Gesang unterbrochen wird, über die empfangenen Eindrücke des Tages dankbar zu quittiren.

Wenn man das Hotel der Gebrüder Waisnig in Reichenau betritt, merkt man schon deutlich, daß man sich dem Süden nähert, denn das Bier, welches dort verabreicht wird, hat eine Höhe der Temperatur, unter welcher das solchen Einflüssen zugängliche Zuckerrohr unbedingt im freien Fortkommen würde. Ich weiß nicht, ob diese Bierquelle schon einer chemischen Analyse unterzogen worden ist, ich zweifle aber nicht, daß dieselbe binnen Kurzem unter den Warmquellen eine hervorragende Rolle zu spielen berufen sein wird. Bei Schüttelfrösten, Anlagen zur Trunksucht und ähnlichen chronischen Leiden dürfte dasselbe seine Wirkung kaum verfehlen.

Vielleicht befindet sich zum Behufe solcher analytischer

Studien der beeidete Landesgerichts-Chemiker Dr. H. in Reichenau. Derselbe stellt dies zwar entschieden in Abrede und behauptet, daß der Grund seiner Anwesenheit nur der sei, forellen zu fischen. Da er jedoch bis zum heutigen Tage noch kein einziges dieser leichtbeweglichen Thierchen gefangen hat, kann man leicht einsehen, daß der geschätzte Chemiker nur dieses unschuldige Vergnügen vorschützt, um seine geheimen beeideten Zwecke desto ungestörter verfolgen zu können. Um neugierige Späher fernzuhalten, gebraucht der chemische Forellenfänger wohl hin und wieder des Abends im Fischer'schen Gasthause die Nothlüge, daß er forellen gefangen habe. Allein das verlegen ungläubige Lächeln seiner Zuhörer verräth, daß man solchen allgemein gehaltenen und überdies auch unbeeideten Angaben keinen Glauben schenkt, und vielmehr der Ueberzeugung ist, daß er niemals forellen fangen werde — er müßte sie denn auf chemischem Wege dazu bewegen, eine Verbindung mit seiner Angel einzugehen.

Der genannte, oder richtiger von mir punktirte forellen-Chemiker ist der stete Begleiter eines Mitgliedes der Dynastie Rothschild. Ich glaube, es ist der Kronprinz, der hier im Stillen Wohlthaten übt, indem er das Reichenauer Fischwasser gepachtet hat, und so zur Erhaltung des überaus rührigen forellenvölkchens beiträgt. Als die Börstaner in Reichenau hörten, Rothschild habe das Fischwasser gepachtet, warfen sie sich sämmtlich auf die Erlernung des forellenangelns, dieses schwierigsten Theiles der Disciplin des Fischfanges, indem sie ver-

mutheten, das Fischen müsse ein gutes Geschäft werden. Man sieht sie jetzt an den Wässern von Reichenau sitzen, und angeln, in der Erwartung, die Forellen müßten jeden Augenblick — in die Höhe gehen. Man kann dann hören, wie diese Forellen-Coulissiers einander mittheilen: Ich habe Forellen mit $\frac{1}{2}$, mit $\frac{3}{4}$ u. s. f., nur sind selbstverständlich mit diesen Brüchen Pfundtheile gemeint.

Seine eigentliche Residenz hat der junge bescheidene Baron an einem, an den Ufern der Mürz gelegenen Orte aufgeschlagen, „daß ja die Menschen nie es hören, wie treue Lieb' uns still beglückt“. Die kleine Hütte, in welcher das glücklich liebende Paar einige Appartements bezogen hat, führt die Aufschrift: „Zum Elephanten“, ein für den beedeten stillen Gesellschafter des Barons ominöser Thiername.

Die Kaltwasser-Heilanstalt ist schon ziemlich besucht. Unter den Bewohnern derselben befinden sich auch zwei allerliebste junge Frauen, die glücklicherweise bis auf ihre frankten Ekehälften vollkommen gesund sind. Einer der Patienten, welcher auf seine Toilette Damen gegenüber große Stücke hält, läßt deshalb gegenwärtig, wie ich höre, die nassen Leintücher, in die er gewickelt wird, bei frank in Wien arbeiten. Leider ist auch die Journalistik in der Heilanstalt vertreten. Mein armer Freund N. — hoffentlich wird er bald selbst im Stande sein, den Lesern des Blattes, für welches er schreibt, seine Chiffre zu bieten — sucht dort die Heilung einer heimtückischen Ischias. Böswillige haben ausgesprengt, daß er an so

etwas wie unglücklicher Liebe leide. Ich kann aber nicht glauben, daß man gegen Gemüthsleiden dieser Art nasse Strümpfe verschreibt, und ich bin gerne bereit, es zu bestätigen, daß er solche mit großer Gewissenhaftigkeit jedesmal vor dem Schlafengehen anlegt.

Ich kann zum Schlusse nicht umhin, auch des trefflichen Arztes der Anstalt zu gedenken, des unermüdlichen, liebenswürdigen, braven Dr. Wallner. Seinen Freunden zu Lust, seinen Feinden zu Leid theile ich mit, daß er noch um ein Beträchtliches umfangreicher geworden ist. Als wir uns zum Abschiede die Hand reichten, mußte ich mir gestehen, daß mir schon lange nicht so ehrliche dritthalb Pfund Fleisch zu schütteln vergönnt war.

Sardanapal im Cricot.

20. Juni 1869.

Auf den Bretern, welche die Welt bedeuten, ist in dieser Woche ein ziemlich zahlreiches, den besseren Ständen angehörendes Publicum lebendig gebraten worden.

Im neuen Operntheater hat der Assyrenkönig Sardanapal einen mit dem höchsten Comfort ausgestatteten Scheiterhaufen bestiegen, und nach dem Grundsatz: kein Vergnügen ohne Damen! seine zahlreichen Kebsweiber, an ihrer Spitze das energische Oberkebsweib Myrrha „unter Einem“ mitverbraunt. Durch ein glückliches Zusammentreffen von Umständen wurde schon am nächsten Tage im Wiedener Theater „Das Vaterland“ von Sardou gegeben, in welchem ebenfalls das Brennholz zu dramatischen Schauderzwecken ausgebeutet wird, indem der Herzog Alba die kegerischen Niederländer mit Zuhülfenahme dieses hervorragendsten aller Forstproducte in den Schoß der allein seligmachenden Kirche zurückzuführen bemüht ist.

Der Held des Ballets, Sardanapal, ist wie der Held des Trauerspiels „Das Vaterland“, ein Keger. Der König Sardanapal tritt nämlich, nachdem er durch einen

ziemlich angestregten Baalsdienst seine Gesundheit geschwächt, zu dem weit gemüthlicheren Bacchusdienst über, wahrscheinlich in der Hoffnung, durch diese nervenstärkende Confession seinen schweren polygamischen Verpflichtungen besser nachkommen zu können.

Zweckmäßiger hätte es uns vom hygienischen Standpunkte aus geschienen, wenn das gekrönte Oberhaupt der Assyrer, da es einmal seine Confession aus Gesundheitsrückichten zu wechseln entschlossen war, statt des Bacchus den Kaltwassercultus gewählt hätte. Man scheint auch höherenorts in Assyrien derselben Ansicht gewesen zu sein, indem der König von maßgebender Seite im zweiten Acte in die für Damen reservirte Abtheilung der Schwimmschule von Ninive geführt und so auf die Annehmlichkeiten der Hydropathie in der verführerischsten Weise aufmerksam gemacht wird. Der König drückt Ein Auge zu über die Eist, deren Opfer er geworden, beobachtet aber mit dem andern Auge desto schärfer die Tempi, mit welchen sich die Damen seines Hofes über dem Wasser zu erhalten trachten.

In der That scheint auch der König, angeregt von den mehrfachen Erhabenheiten dieses Schauspiels, vom besten Willen beseelt zu sein, einen Kopfsprung vom Tremplin aus zu wagen, um in den erfrischenden Strombädern des Tigris das Unangenehme mit dem Nützlichen zu verbinden. Aber der Mensch denkt, Baal lenkt. Der König wird nämlich aus den erwähnten Meditationen durch seinen im Dienst ergrauten Bruder gerissen, welcher, indem er mit dem Fuße eine Bewegung macht, als wenn

er einen brennenden Fidibus auslöschten wollte, in der Balletsprache zu verstehen giebt, daß er eben einen Volksaufstand gedämpft. Vergebens telegraphirt der König mit den Händen, daß ihm der Moment nicht geeignet scheine, um sich mit so trockenen politischen Fragen zu beschäftigen. Der Bruder beachtet diese Signale nicht, sondern schüttelt den Kopf, um dem Könige zu erklären, wie hohl dessen Treiben sei, und wirft endlich einen mittheilsvoll verzweifelnden Blick auf die Waden Sardanapal's, was heißen soll: Das ist das Unglück der Könige, daß sie sich die Wahrheit nicht vortanzen lassen wollen.

So bleibt es leider beim Bacchuscultus, der — lauter Pariser-Arbeit — im dritten Acte feierlich installiert wird. Die Königin sucht durch die triftigsten Pas, die jeden anderen als ihren hartnäckigen Gemahl überzeugen würden, den König von dem neuen projectirten Gotte abzurathen. Sie weist, indem sie auf ihre beiden Kinder deutet, darauf hin, welche Verdienste der entlassene Gott sich um die königliche Familie erworben, und indem sie mit den Händen in der Luft sucht, giebt sie zu verstehen, daß die Vorzüge seines hergelaufenen Nachfolgers ziemlich problematischer Natur sein dürften. Der soliden Frau, welcher schon der bisherige liederliche Lebenswandel ihres Gemahls manche sorgenvolle Stunde bereitet hatte, kann es selbstverständlich nicht gleichgültig sein, wenn sich der Ihrige nun gar noch dem Laster des Trunkes ergeben will, und bei jedem Vorwurfe, welchen sie versuchen würde, mit der albernen Ausrede käme, daß er

ein Orthodoxer und als solcher verpflichtet sei, die strengen Satzungen der Bacchus-Religion gewissenhaft einzuhalten.

Der König, an den Cancan seiner Kebsweiber gewöhnt, läßt sich von den Argumenten seiner Gemahlin, die sie ihm in der solidesten Weise vortanzt, nicht überzeugen. Als wenn sich aber Alles gegen die arme Frau verschworen hätte, tritt nun plötzlich ein höherer heidnischer Stabsofficier, der in der assyrischen Armee als Aufschneider wohlbekannte Urbazes, mit der frivolen Behauptung auf, daß sich die Geschichte von Potiphar und dem keuschen Josef, die vor einiger Zeit in einem befreundeten Staate so große Sensation erregt, zwischen ihm und der Königin erneuert habe. Der etwas bornirte Stabsofficier war nämlich durch den Umstand, daß die unvorsichtige Königin dreimal mit dem Mittelfinger auf seine Nase gedeutet und dazu eine etwas rasche Bewegung mit dem rechten Fuße gemacht hatte, zu dem Glauben verleitet worden, die Königin habe ihn als einen Verräther bezeichnet.

Er zieht als Beweis für die Wahrheit seiner Beschuldigung einen Schleier hervor, welchen er der Harmlosen bei einem Pas de deux im ersten Acte, während sie auf ihre neuen Schuhe Acht geben mußte, entwendet hatte. Der König tobt hierauf fürchterlich, so daß es den Anschein gewinnt, als wenn er unmittelbar vor der officiellen Einführung des neuen Gottes Bacchus demselben eine kleine Ovation probeweise dargebracht hätte. Er benützt die günstige, vielleicht niemals wiederkehrende Gelegenheit, um seine Gemahlin zu verstoßen, kann sich

aber nicht lange seiner Bosheit freuen, denn verbürgten Nachrichten zufolge — mehrere mit den Gewohnheiten der Assyrer vertraute Höflinge bedienen sich nämlich des Polkamazur-Schrittes, und strecken ihre Finger nach den Coulissen aus — wüthet die Empörung im ganzen Lande.

Sardanapal rüstet sich und besteigt entschlossen den Streitwagen. Aber der Mensch denkt, und Bacchus lenkt — die Schlacht geht verloren. Der König erträgt das Unglück mit Fassung. Er übergibt die Schmucksachen ohne Werth — seine Frau und seine beiden Kinder — dem Bruder, und verbrennt sich mit seinen einer besseren Sache würdigen Kebsweibern und anderen Kostbarkeiten.

Aus Ischl.

4. Juli 1869.

Ich wollte längst wieder einmal nach Ischl, und benützte zu diesem Ausfluge die beiden feiertage der vorigen Woche: Sonntag und Dienstag, zwischen denen ein ewig heiterer blauer Montag lächelte. Ich gelobte Jupiter pluvius, falls er mir meine kleine Reise nicht verregnen würde, beim nächsten Stuver'schen Feuerwerk ohne Regenschirm auszugehen, und fuhr Samstag mit dem Nachmittags-Schnellzuge der Westbahn nach Lambach.

Die Westbahn-Direction meint, daß, wer in das Salzkammergut wolle, das Wagniß wohl überschlafen möge, und zwingt daher den leichtfertigen Passagier, in Lambach zu übernachten. Beharrt dieser am nächsten Morgen noch immer auf seinem Entschlusse, nach Gmunden zu gehen, nun gut, dann möge er in Gottesnamen mit dem Frühzuge sein Glück weiter versuchen, die Westbahn-Direction hat wenigstens das Ihrige gethan, und ihn nicht am Abend vorher dorthin gehen lassen. Ich übernachtete in der Bahnhof-Restaurations und erhielt

ein Zimmer mit der Aussicht auf die Schienen, aber kaum lag ich im Bette, als ich auch schon merkte, daß ich mich in einer verzauberten „Restauration“ befand, denn draußen im Bahnhof spielten die Geister im Mondenschein: Westbahn. Während der ganzen Nacht wurden Wagen hin- und hergeschoben, Locomotiven piffen dazu, und von Zeit zu Zeit unterhielten sich Schlingel von Geistern mit dem bekannten Eisenbahn-Frage- und Antwortspiel: „Rückwärts?“ — „fertig!“ Nur Passagiere spielten die Geister nicht, wahrscheinlich wollte sich keiner von ihnen zu dieser ermüdenden Rolle hergeben.

Ich glaubte am andern Morgen, daß mein Zimmer sich als Geisterpfad herausstellen und verschwunden sein werde, zu meiner Beruhigung aber fand ich es mit 1 fl. 20 kr. auf der Rechnung.

Schläfrig bestieg ich den Zug Lambach-Gmunden, aber dieser war noch schläfriger als ich, und an einigen Stellen schlief er auch in der That ein, bis die Schaffner ihn durch wiederholtes lautes Rufen des Namens jener Ortschaft, in welcher ihn die Ermüdung übermannt hatte, wieder weckten. Zu meiner größten Ueberraschung kamen wir endlich doch im Gmündener Bahnhofe an, wo bereits Frauen und Kinder des Gatten und Vaters, der aus Wien längst ersehnte Nahrungs-Raritäten mitbringen sollte, ängstlich harrten. Eine Dame preßte eine Gans, welche ihr Gatte aus Wien mitgebracht hatte, mit solcher Inbrunst an ihren Busen, daß ich schon in Besorgniß gerieth, es würde sich das lang entbehrte

Schauspiel von Eeda mit dem Schwane hier an den Gestaden des Gmundener Sees, also unter gemäßigteren klimatischen Verhältnissen, wiederholen.

In Folge eines bedauerlichen Eisenbahnunglücks — zwei Vergnügungszüge aus Wien waren nämlich ohne Verspätung eingetroffen — war das Schiff, welches von Gmunden nach Ebensee fährt, so gedrängt voll, daß ich das langsame Hinsiechen in einem Einspanner dem schnellen, aber grausamen Pöfeltode mit Dampf vorzog.

Mittags langte ich in Ischl an. Ich schlenderte gegen die Esplanade, um der Sonntagsmusik theilhaftig zu werden, da stieß ich auf einen Mann aus Wien, der seinen Sommerfilz trug wie eine Krone, seinen Regenschirm wie ein Scepter, und der sich geberdete, als wenn die Aufschrift auf dem Wierer-Monumente: „Das dankbare Ischl seinem Wohlthäter“ von rechtswegen ihm gebührte. Es war der Beherrscher der Wiener Handelskammer, Herr Winterstein, welcher, wie ich aus dem Fremdenbuche des Casinos entnahm, mit großen, frischen Luftschöpferischen Plänen auf acht Tage von seinem Kammerbezirksthron zu den Alpen hinabgestiegen war. Als ich ihn ersah, der mir so manches unruhige Feuilleton bereitet hatte, jetzt, da ich endlich einmal die widrigen Zufälle meiner Reise überstanden zu haben glaubte, „da mußt' ich armer Schwartenhals meines Unglücks selber lachen“, wie es in dem alten Landsknechtliede heißt. Auf der Esplanade aber intonirte die hämische Musikcapelle den Garde de la reine-Walzer: „Du hast mich nie geliebt!“ den ich still betrübt mitpiff.

Es war ein so schöner Sommertag, daß die Menschen, wenn man sie zu einer außerordentlichen General-Versammlung einberufen hätte, den Verwaltungsrath der Ost-West-Sonnenbahn, Phöbus, einstimmig wiedergewählt hätten. Ich vergaß die schlaflose Nacht, die Vergnügungszügler, den Einspänner und den Selbstherrscher aller Wiener Handelskammerräthe und freute mich der sonnenigen Gegenwart.

Die Esplanade war überfüllt mit Ischler Bade-Ärzten, welche durch die Allee auf- und niederwogten und ihre Patienten mit großer Ostentation fragten: Wie befinden Sie sich? Wenn ein Ischler Arzt stirbt, benennt das dankbare Ischl irgend einen Platz mit dem Namen des verewigten Verewigers, und so hat man heuer ein romantisches Plätzchen: Dr. Pollak-Platz zur Erinnerung an einen im vorigen Jahre verstorbenen Bade-Arzt Ischls genannt. Es erschiene daher wünschenswerth, wenn nur Bade-Ärzte mit schönklingenden Familien-Namen in Ischl bestellt würden, deren Tode man mit Ruhe entgegensehen könnte, ohne für den Wohlklang der Ischler Topographie Besorgnisse hegen zu müssen. An die Stelle des verstorbenen Arztes ist jetzt ein Dr. H. getreten, der, wie man munkelt, ein entfernter Verwandter der drei Grazien sein soll. Es ist erstaunlich, wie weit es dieser Mann in der Anmuth der Bewegungen gebracht hat; ich sah ihn auf der „Post“ vor einem Kalbsbraten, der ihm gebracht wurde, drei Complimente machen, als wenn er denselben nicht essen, sondern zu einer Quadrille hätte einladen wollen.

Die eigentliche Saison hat in Ischl noch nicht begonnen, doch deutet die Anwesenheit des Ehepaars X. darauf hin, daß dieselbe im Anzuge begriffen ist. Das Ehepaar lebt auf ziemlich großem Fuße. Nach der Ansicht der Einen soll der Mann viel verdient und sich dabei etwas zurückgelegt haben, nach Anderen wieder soll sich die Frau etwas zurückgelegt und dabei viel verdient haben.

Der Postwirth im dankbaren Ischl ist auch noch nicht recht grob. Man wird zwar, wenn man bei ihm einkehrt, als ein fecker Eindringling angesehen, aber mehr durch verächtliche Geberden als durch harte Scheltworte bestraft. Der Zahlkellner sprach sogar am 29. Juni die Gäste noch mit „mein Herr!“ an, ein für die vorgerückte Jahreszeit gewiß seltenes Beispiel von Höflichkeit. — Speise und Trank sind in dem dankbaren Ischl noch immer herzlich schlecht; nur das Hotel Bauer macht in dieser Beziehung eine rühmliche Ausnahme. Bauer ist ein Wirths-genie, er kennt den Charakter und die Launen eines jeden seiner Gäste, er spielt mit den Kindern, politisirt mit den Männern, und conversirt mit den Frauen über die neuesten Moden. Er ist sanguinisch, choleric, melancholisch und phlegmatisch, ganz wie sein Gast. Er reitet, fährt, jagt und fischt mit diesem, und ich glaube, wenn der König Saul bei ihm einkehrte, würde er ihm auf der Harfe vorspielen. Als ich dort war, feierte er gerade das Geburtsfest der Frau von Malzoff, einer Freundin der russischen Kaiserin, und am 4. Juli beab-

sichtigt er die Unabhängigkeits-Erklärung der Vereinigten Staaten zu feiern.

Wenn ich nicht wüßte, daß Bauer eine providentielle Mission als Wirth hat, würde ich der Ansicht sein, daß er entweder mit einem revolutionären Pariser Gaste auf der Barricade sterben, oder daß ihm zugleich mit einem loyalen Passagier aus Rußland über den Tod des Czaren das Herz brechen werde.

Der Proceß Schiff-Scharf.

18. Juli 1869.

Der Himmel verläßt keinen ehrlichen Journalisten. Ich spreche hier nicht von jenen ehrlichen Journalisten, welche für Freiheit, Recht und Kaschau-Oderberger erglühen, sondern von dem Feuilletonisten, der ferne von dem Geräusche der Effectenbörse seinen kleinen Acker unter dem Striche pflügt.

Schon herrschten die Schrecken der todten Saison, und seit zwei Monden hatte der Sonntags-Feuilletonist eines hiesigen Blattes nur mehr über die Witterungsverhältnisse der abgelaufenen Woche geplaudert, so daß Besitzer des hundertjährigen Kalenders in den Ruf der Sehrgabe gelangten, indem sie den Inhalt der Feuilletons des genannten Blattes auf Wochen hinaus zu prophezeien vermochten. Da plötzlich erbarmte sich der Himmel der nur in spärliche Sommerstoffe gehüllten Journalisten, und füllte die Spalten mit Tagesneuigkeiten. So war vor Allem ein in den ältesten weiblichen Kreisen verbreiteter und vom lieben Gott inspirirter Publicist aus Einz, der seine Werke in zwanglosen Hirtenbriefen erscheinen läßt, und der in denselben schon seit geraumer

Zeit unter dem Schriftstellernamen Franz Josef Rudigier die Civilehe stempel- und cautionsfrei ein Concubinat nennt, endlich verurtheilt worden. Auf den Proceß dieses katholischen Bischofs folgte der Proceß eines Superintenden, welcher Cadetten mit widernatürlichen Ehrenbezeugungen belästigt und harmlosen Besuchern des Stadtparks die sitzende Lebensweise vergällt hatte, nunmehr aber trotz seiner Rede pro Sodoma verurtheilt wurde. Was war das Alles aber gegen den Scandalproceß Schiff-Scharf?

Wenn die heilige Schrift unter den zehn Geboten eines angeführt hätte, des Inhalts: „Du sollst nicht contremiriren in den Actien einer Bank, deren Verwaltungsrath du bist“, oder: „Laß dich nicht gelüsten nach einer Bank-Directorstelle, so du in Valuten machst“, oder endlich: „Ehre deine Betheteiligungen, auf daß du lange lebest in den Syndicaten“ u. s. f., dann hätte der Kläger, Herr Schiff, der ein gottesfürchtiger Bankier ist, keine Directors- und Verwaltungsrathsstellen angenommen, während der Geklagte, Herr Scharf, der ein gottesfürchtiger Journalist ist, seine Neigung, den Geschäften der Andern nachzugehen, nicht so schwer hätte büßen müssen.

Einen unglücklichen Ausgang hätte dieser Proceß bald für einen Zeugen, den Bankier Ritter Jonas von Königswarter genommen, der eine zeitlang Gefahr lief, einen Schwur vor Gericht ablegen zu müssen. Für einen mittelalterlichen Ritter war ein Bischen Schwören eine Kleinigkeit und die diversen Ritter Hinz und Kunz werden sich vor Lachen im Grabe umdrehen, wenn sie hören,

wie Einer der Ihrigen, der Ritter Jonas, vor dem Schwören so heillose Angst hatte. Allerdings ist es bei weitem einfacher für einen Ritter, auf einer halbverfallenen Burg zu sitzen und bei einem Humpen Wein seine Seligkeit zu verschwören, daß er die Burg eines Nachbarn niederbrennen oder einen verschmitzten Krämer züchtigen, oder eine blonde Jungfrau entführen werde, als im Criminal-Gebäude bei einer alten Bibel Zeugen-schaft abzulegen, ob Jemand in Westbahn-Actien conteminiert habe oder nicht. Der geängstigte Ritter gab vor, er verstehe nichts von den Geschäften, er könne nichts beedien, da er nichts gesehen habe, und jammerte, wie unangenehm ihn das Schwören berühre.

Der arme Ritter Jonas, der vielleicht nicht seine Kaltblütigkeit verloren hätte, wenn ihn sämtliche Ritter der Ringstraße aufgefordert hätten, eine Lanze mit ihnen zu brechen, stand so unbeholfen da, daß man hätte glauben mögen, er könne keinen Schluß in Credit-Actien machen. Ja wohl, ihr Ritter, in der Feldschlacht mit wallendem Federbusche auf dem muthigen Streitrosse sitzen und die Streitart zu schwingen, da seid ihr an eurem Platze, aber ein friedliches Börsengeschäft auseinanderzusetzen vermögt ihr nicht. Ich hätte Herrn v. Königswarter in der Lage der Herren Horatio und Marcellus sehen mögen, da sie Hamlet aufforderte zu schwören, und in diesem Begehren von dem Geiste unterstützt ward.

„Gut, aber schwört“, sagt Hamlet. „Ist mir sehr unangenehm“ würde Herr v. Königswarter erwidert haben.

„Schwört!“ befiehlt der Geist unter der Erde. — „Was soll ich beeiden, da ich nichts gesehen habe?“ hätte Herr v. Königswarter gefragt. — „Hic et ubique“ sagt Hamlet. — „Davon versteh ich nichts“, hätte Herr v. Königswarter geantwortet und sich erst bei den Worten Hamlets beruhigt: „Laßt uns gehen.“

Auch der stolze Ritter Winterstein von der Tafelrunde in der Handelskammer erschien vor dem Gerichtshofe als Zeuge, „doch eine Würde, eine Höhe entfernte die Vertraulichkeit.“ Man war allgemein erschüttert, als der Präsident der Handelskammer erzählte, wie er ungeachtet seiner hohen Würde selbst Herrn Schiff besucht habe; ob dieser auch, hochgeehrt von dem Besuche, ein Zimmteuer angemacht, wie Fugger in Augsburg, da ihn der Kaiser eines Besuches gewürdigt, verschwieg der Ritter, doch dürfte wegen der vorgeschrittenen Jahreszeit dieses demonstrative Einheizen unterblieben sein.

Noch aus anderen Gauen waren Ritter erschienen, um Zeugeneide zu schwören, und auch einfache Bürgerleute, wie Aaron Benvenisti, der trotz seines lateinischen Namens in deutschen Scheltworten wohl Bescheid weiß, indem er dem Angeklagten, wie er offen bekannte, den kurzweiligen Namen beilegte, welchen die Begleiter fahrender Fräulein in Wien führen, wogegen er selbst wegen seiner Minnefreudigkeit von dem Angeklagten arg gesticht und mit den entsprechenden Verbalinjurien begrüßt wurde. Der geschworene Sensal, Herr Tauber, in Folge seines Amtes kein Neuling in Eidschwüren, rührte durch die Schilderung der Gefahr, der er kühn getrogt, und

als der schlichte Mann erzählte, wie er dem Angeklagten erklärt habe, dieser möge in Gottesnamen von ihm erzählen, daß er silberne Löffel gestohlen, er werde sich nicht darum kümmern, da blieb fast kein Auge trocken. Dann ging der in Eidschwüren ergraute Sensal zum Schwure in festlich gehobener Stimmung.

Auch der Verwöhnte, der diesen Ehrenbeleidigungsproceß verfolgt hat, wird zugeben müssen, daß schon lange nicht eine so reiche Fundgrube ausgiebiger Verbalinjurien, fast zureichend für alle Lagen und Verhältnisse des Lebens, erschlossen wurde, wie durch diesen Proceß. Der Bankier wie der Publicist, der Familienvater wie der Hagestolz, der Jurist wie der Börsengalopin, der Verwaltungsrath wie der Feldwebel, ja selbst der Hausknecht werden hier Belehrung, und für den Fall des Bedarfes Unterstützung finden.

Zur Schöpfungsgeschichte der jungen Banken.

22. August 1869.

Zur Erheiterung jener wenigen Sonderlinge, welche nicht auf der Börse spielen, wird den Bedürfnissen der Völker Oesterreichs nach Interimsscheinen mit 30- oder 40procentiger Einzahlung neuerdings in hervorragender Weise Rechnung getragen; die bekannten Syndicatscherze werden noch immer von dem anspruchslosen Publicum wohlwollend aufgenommen, und obwohl der Curszettel bereits unter der Last der von ihm notirten und bis auf Weiteres noch sogenannten „Werthpapiere“ zu ächzen beginnt, veröffentlichen die Zeitungen immer wieder die Namen von barmherzigen Samaritanern, welche, von einem unwiderstehlichen Emissionsdrange erfüllt, das ungläubige, noch nicht placirte Capital zu befehren vorhaben.

Nachdem ein solcher Wohlthäter der Menschheit zwischen zwei Nationen, die einander bisher nicht vorgestellt waren, durch Anwendung eines Bindestrichs (=) internationale Beziehungen hergestellt hat, benennt er eine Bank nach dem Rufnamen der beiden Völker, die er

einander in die Arme geführt, also beispielsweise Anglo-Oesterreichische, Franko-ungarische Bank. Sodann ersinnt er eine große achtzifferige Zahl, welcher er die nicht mehr ungewöhnliche Bezeichnung „Actien-Capital“ gibt, und schließt, nachdem er so von dem weiten Horizont seiner Phantasie Zeugniß gegeben, mit der beruhigenden Versicherung, daß diese acht Ziffern keineswegs ernst zu nehmen seien, was in der Geschäftssprache eine vierzig-percentige Einzahlung genannt wird.

Hierauf schlägt der entschlossene Gründer in seinen Büchern die Rubrik: „Uneinbringliche Wechselforderungen“ nach und ermittelt auf diese Weise die Adresse eines Mannes von altem Adel, dessen Wappenwieh der neuen Unternehmung als Zugkraft dienen soll. Zugleich obliegt dem so gewonnenen Feudalherrn im Vereine mit dem nach den besten englischen Mustern rasirten Thürsteher die würdige Repräsentation des neuen Hebels des volkwirthschaftlichen Aufschwungs nach Außen.

Durch die massenhafte Gründung von Actien-Gesellschaften ist es gegenwärtig schon mit Schwierigkeiten verbunden, eines erwachsenen Verwaltungsraths habhaft zu werden, so daß sich die Gründer bereits gezwungen sehen, auf die heranreifende Bankier-Generation zu greifen und den ersten besten Bankier-junior in den Verwaltungsrath zu stecken. Der Bankier-senior gibt hiezu gerne seine Einwilligung, da es ihm nur vortheilhaft erscheint, wenn sich das in den kostspieligen Flegeljahren befindliche Familienmitglied auf Kosten der Actionäre austobt. Man ist ferner bestrebt, auch einen Advocaten dem

Verwaltungsrath einzuverleiben, einerseits, um für die in Aussicht stehenden Fälle von Ehrenbeleidigungen juristischen Beistand bei der Hand zu haben und andererseits, um von dessen Scharfsinn im Aufrechnen nicht vorhandener Kosten bei Feststellung der von den schuldtragenden Actionären zu entrichtenden Gründungsbesen bestens Nutzen zu ziehen. Da auch hier die älteren Exemplare bereits vergriffen sind, begnügt man sich mit einem jüngeren, durch die Freigebung der Advocatur zur Abfassung von Expensnoten befugten Rechtsgelehrten.

Der Verwaltungsrath wird endlich noch durch die Beiziehung eines ziemlich herabgekommen aussehenden Gentleman verstärkt, der auf Wunsch eines hochgestellten Gönners Aufnahme findet, dessen Wohlwollen überhaupt, und mit Rücksicht auf ein zum Abschlusse reifes Geschäft in Anschlaggerzen insbesondere, für die Gesellschaft von größter Bedeutung ist.

Es stellt sich bald heraus, daß der in ein mystisches Dunkel gehüllte Schüßling des hochgestellten Mannes von Geschäften, selbst wenn es solche sind, von denen die übrigen Mitglieder des Verwaltungsrathes etwas verstehen, keinen Begriff hat. Im Verlaufe der Begebenheiten legt derselbe eine gewisse Reizbarkeit der Nerven an den Tag, die ihn veranlaßt, die Kleider der neben ihm sitzenden Collegen von anhaftenden Staubtheilen zu befreien, und deren Cravatten wieder ins Gleichgewicht zu bringen, aus dem sie gerathen sind; er verräth ferner eine so auffallende Zerstretheit, daß er den Präsidenten nie anders als „Euer Gnaden!“ titulirt; und endlich

einmal, als das Muster einer Livrée für die aufgenommenen Diener gebracht wird, fragt er in einem fürchterlichen Anfälle von Geistesabwesenheit, ob diese für die Mitglieder des Verwaltungsrathes bestimmt sei. Hiedurch erblickt der Nimbus abzuschließender Unschlittkerzen, der um sein Haupt provisorisch gestrahlt hat, und es drängt sich dem Verwaltungsrathe endlich die gräßliche Ueberzeugung auf, daß der Schützling des hochgestellten Mannes vormals dessen Kammerdiener gewesen sein müsse, der statt in den Genuß der versprochenen Pension zu treten, mit den Präsenzmarken der neuen Actien-Gesellschaft abgefunden wurde.

Schließlich handelt es sich nur noch darum, eine Person für den Verwaltungsrath zu gewinnen, welche die für ein solches Amt nöthige Geschäftskenntniß besitzt. Man ist auch in der That so glücklich, den geeigneten Mann zu finden, der sich zur Annahme der ihm angetragenen Bürde nur bewegen läßt, weil er hiedurch gerade das zweite Dußend von ihm bekleideter Verwaltungsrathsstellen vollständig macht. Der Mann, welcher die Geschäftsroutine im Verwaltungsrath repräsentirt, hat nur die üble Gewohnheit, die verschiedenen Actien-Gesellschaften, deren Verwaltungsrath er ist, mit einander zu verwechseln, und so einer Bank die Anschaffung neuer Locomotiven, dagegen aber einer böhmischen Eisenbahn-Gesellschaft die Errichtung einer Wechselstube im nördlichen Afrika auf das Wärmste zu empfehlen.

Endlich ist die neue Actien-Gesellschaft constituirt. Eines Morgens ereignet sich auf der Börse eine geräusch-

volle Scene, in Folge welcher mehreren Herren Sottisen gesagt wurden, einem der Betheiligten ein Rockschöß abhanden kam, und ein Anderer in den Schöß seiner Familie mit blauen Flecken zurückkehrte. Die Abendblätter aber melden nur ganz lakonisch: Heute wurden die Actien der ... Bank auf der Börse eingeführt und denselben ein Aufgeld von 30 Gulden per Actie bewilligt.

Die internationale Kunstausstellung in München.

München, 12. September 1869.

Ich habe in meinem vorigen Reisebriefe von dem fiasco Richard Wagner's in München erzählt. Das auf Abwege gerathene Genie hat sich im „Rheingold“ mit vielem Glücke selbst parodirt, und uns in seinem sinnlosen Vortrage über nordische Mythologie mit Orchesterbegleitung gezeigt, wohin die Reinigung der Oper von der Musik endlich führt. Erlauben Sie mir, in diesem zweiten Münchener Briefe von der Einewand, welche die Welt bedeutet, zu sprechen, und die Eindrücke zu schildern, die ich in der internationalen Kunstausstellung empfangen.

Aus einem Bilde Hildebrandt's habe ich erfahren, daß Rio de Janeiro im Mondenscheine einem gefottenen Hummer täuschend ähnlich sieht, und ich bewunderte, wie Herr Breithach in Berlin die schwierige Aufgabe löste, eine angehende Vierzigerin als Bacchantin darzustellen. Herr Czermak zeigt uns in dem Raube einer griechischen Sklavin einen bosnischen Kraftmeyer, der ein ungefähr drei Centner wiegendes nacktes Frauen-

zimmer in die Höhe hebt, während Herr Kugler uns mit dem Porträt einer Dame erfreut, welche eben einen ernsthaften Cholera-Anfall glücklich überstanden zu haben scheint.

Herr Professor Müller führt uns in dem nicht mehr ungewöhnlichem Bilde „Susanne im Bade“ zwei muthige Rabbiner vor, welche sich über die Angst einer entkleideten Baronin vor dem kalten Wasser lustig machen. In Othello und Desdemona von Rodriguez in Paris lernen wir einen auffallend häßlichen, in starke Sackleinwand verpackten Mohren kennen, der mit einer etwas havarirten Dame in einem Gespräche begriffen ist. Keinesfalls ist hier Grund zur Eifersucht vorhanden. Herr Professor Heyden in Berlin hat nach einem Briefe des „Königs an die Königin“ den König von Preußen in der Schlacht von Königgrätz gemalt. Ungeachtet des Kugelregens besitzt ein Officier so viel Kaltblütigkeit, Sr. Majestät die Hand zu küssen, während ein schlichter Soldat sich damit begnügt, dem rechten Schenkel des Landesvaters dieselbe Liebkosung zu Theil werden zu lassen. Wäre der Monarch nicht durch den Sattel geschützt, in dem er sitzt, so könnte ihm bei der herrschenden Begeisterung eine noch schmeichelhaftere Huldigung zu Theil werden.

Herr Poncet in Paris hat einen Frauenkopf „die Comödie“ getauft, und illustriert damit das Sprüchwort: Alter schützt vor Thorheit nicht. Auch der Einfall desselben Meisters, eine kokette Alte uns als „Mädchenkopf“ vorzuführen, ist so übel nicht. Ein ernstes Wort hätten

wir mit desselben Malers: „Jugendlicher Flötenspieler am Meeresufer“ zu sprechen. Dieser junge Mensch, der die Musik zu seinem Lebensberufe gewählt hat, besitzt die Unverschämtheit, an dem Meeresufer, wo man in jedem Augenblicke Fremden begegnen kann, spliternackt spazieren zu gehen, und seine ganze vordere Breitseite von einer frischen Seebrise anfächeln zu lassen. Wir wollen uns nicht erlauben, die musikalische Begabung des jungen Virtuosen einer Kritik zu unterziehen, aber auch bei dem größten Künstler auf diesem sonst so beliebten Blasinstrumente müßte man ein solches Außerachtlassen der ersten Gebote des Anstandes rügen, und ist dies gewiß nicht der Weg, um in ehrbaren Familien Lectionen im Flötenspiele zu erhalten.

Herr O. Blaas in Wien hat „die Schlacht bei Kollin“ geliefert. Im Vordergrund erblicken wir drei berittene Officiere, die über diese Schlacht so erstaunt sind, daß sie den Mund weit aufreißen. Der heitere Charakter des Bildes wird nur dadurch etwas gestört, daß sich auf demselben drei Todte befinden. Herr Etey in Paris hat den glücklichen Einfall gehabt, uns in einer nackten „Bacchantin“ den Beweis zu liefern, daß eine nackte Bacchantin, von rückwärts betrachtet, sich von der ehrbarsten Gouvernante kaum unterscheidet.

Herr Deconomo in Wien hat ein Porträt des Dichters Mosenthal ausgestellt. Ein sehr reinlicher Kopf! Das Kinn ist frisch rasirt, das Haar zeigt, daß die ordnende Hand des Friseurs in demselben gewaltet, vom Gesichte sind alle unsauberen Leidenschaften abgeräumt,

und es liegen keine Gedanken oder Einfälle auf demselben herum. Im Ganzen macht das Porträt den Eindruck eines „ernsthaften Heirathsantrages“. Von Herrn Pecht findet sich ein Bild: „Goethe am Hofe von Karlsruhe“ vor. Dem Bilde schadet sehr, daß es jetzt weniger vortheilhaft aufgehängt ist, als früher — es befand sich im Privatbesitze und ist jetzt im Ausstellungs-Gebäude.

Herrn Chaplin's Freundlichkeit verdanken wir die interessante Mittheilung, daß die „Poesie“ ein Stumpfnäschen hat. Die Dame, welcher derselbe Maler den Rufnamen „Astronomie“ gegeben hat, erlauben wir uns darauf aufmerksam zu machen, daß sie sich nächstens mit dem Cirkel, den sie in der Hand hält, in die linke Wade stechen wird.

Ein sehr großes Bild Cabanel's heißt „das verlorene Paradies“. Adam und Eva haben soeben das durch die füzliche Aufgabe, die ihm zu Theil geworden, satfam bekannte Feigenblatt angelegt, und fühlen nun die ganze Unbehaglichkeit, welche man in einer vollständig neuen Garderobe zu empfinden pflegt. Der liebe Gott überrascht die beiden Baumfrevler. Obwohl noch in den besten Jahren stehend, haben ihn die Schöpfungs-sorgen der jüngsten Zeit frühzeitig ergrauen gemacht. Ohnehin von reizbarem Temperament, erscheint er nun als strenger Hausherr und kündigt den Uebertretern der öffentlichen Sittlichkeit das Paradies, welches er angeblich nur an solide Parteien vergebe. Aus dem geschmackvoll gearbeiteten Lilamantel, den er trägt, erschen wir, daß der Schöpfer etwas auf gewählte Toilette hält. Der

Teufel hat an diesen Auszieh-Streitigkeiten offenbar seine Freude, die ihn veranlaßt, auf allen Vieren herumzukriechen. Er huldigt der Mode, die Fingernägel übermäßig lang zu tragen. Die rothen Augen verrathen, daß der arme Teufel an einem Augenkatarrh leidet.

Herr Henneberg in Berlin hat die vielfach besprochene Allegorie, die „Jagd nach dem Glücke“, ausgestellt. Trozdem das schnelle fahren und Reiten über Brücken strenge verboten ist, sehen wir einen muthwilligen Reiter über eine solche im schärfsten Galopp dahinjagen. Offenbar wird der Reiter, der bereits ein unachtsames Frauenzimmer, welches sogar, wie man erzählt, seine Geliebte sein soll, überritten hat, auch die blonde Dame überreiten, die sich zu ihrer Weiterbeförderung statt des viel zweckmäßigeren Vélocipède einer Kugel als Transportmittels bedient. Das Glück kann von Glück sagen, wenn es diesmal mit einer leichten Verletzung davonkommt.

Aus Herrn v. Hagn's „Münchener Sommervergnügen im achtzehnten Jahrhundert“ entnehmen wir, daß auf dem Gebiete der Münchener Sommervergnügungen das achtzehnte Jahrhundert hinter dem neunzehnten nicht zurücksteht. Das gesammte auf dem Bilde anwesende verehrliche Publicum des vorigen Säculums beschäftigt sich nämlich einzig und allein mit Biertrinken. Wenn dieses Bild nicht die Bestimmung hat, der Kunst das Extrazimmer eines Brauhauses zu öffnen, wissen wir nicht, welchen Zweck dieser Beitrag zur Culturgeschichte des achtzehnten Jahrhunderts eigentlich erreichen will. Herr

v. Sziniej in München endlich führt uns in dem Bilde „Pan und Nymphe“ einen polnischen Juden vor, welcher, trotzdem ihn die gütige Natur nur mit Bocksfüßen beschenkt hat, sich einer behaglichen Stimmung ergibt. Das einzig Tröstliche an dem Bilde ist, daß der Arme in Folge seines körperlichen Gebrechens wenigstens der Re-
crutirungspflicht entgeht.

Kosamunde von Josef Weilen.

26. September 1869.

Es ist sehr zu bedauern, daß Se. Excellenz der Herr Reichskanzler Graf Beust gerade im gegenwärtigen Augenblicke von Wien abwesend ist, und die sonst so zweckmäßige Einrichtung der Rundreisebillets dazu benutzt, um den noch übrig gebliebenen deutschen Landesvätern auf den Zahn zu fühlen. Während er nichts ahnend die Menus der west- und süddeutschen Hofstafeln durchkostet, hat er in unserer Mitte, und zwar auf der geweihten Stätte des k. k. Hofburgtheaters, einen kleinen Triumph errungen. Alle Jene, welche die Reden des Herrn Grafen genau verfolgt haben, wissen, wie derselbe jede passende Gelegenheit benützte, um die Völker mit emporgehobenem Zeigefinger vor dem Mißtrauen gegen hochgestellte Persönlichkeiten zu warnen. „Mit Betrübniß“, pflegte er zu sagen, „habe ich wahrgenommen, wie das Mißtrauen in Oesterreich u. s. f.“, oder „Leider ist es der Mangel an Vertrauen, welcher den Oesterreicher u. s. f.“

Dieses Lieblingsthema Sr. Excellenz hat ein Beamter des Versorgungshauses für verunglückte vaterländische

Dichter, der Custos der Hofbibliothek nämlich, Herr Josef Weilen, poetisch bearbeitet, oder, um einen Ausdruck, dessen sich ein ehrfamer Posamentirer im „Fest der Handwerker“ bedient, zu gebrauchen, — „verposamentirt“, und eine Tragödie des Mißtrauens gedichtet, welcher er den so beliebten weiblichen Namen „Rosamunde“ beigelegt hat.

Das nothwendige gegenseitige Vertrauen ist den in diesem Drama betheiligten historischen Persönlichkeiten schon vor geraumer Zeit auf dem Wege zwischen Wien und Preßburg in Verlust gerathen, denn das Stück spielt, wie der Theaterzettel uns belehrt, zur Zeit der Völkerwanderung, „im Jahre 572 theils bei, theils in der alten Römerstadt Carnuntum an der Donau“, also im heutigen Petronell, wo ich im Falle einer wiederkehrenden Völkerwanderung deren Theilnehmern das Gasthaus „zum goldenen Ochsen“ auf das Beste empfehlen kann. Einer meiner Collegen, mit dem ich vor Jahren an der Donau wanderte, hat, wie ich mich entsinne, ebenfalls mit einer am rechten Donau-Ufer gelegenen Jungfrau ein Liebesabenteuer mit vielem Erfolge bestanden, aber er war vorsichtiger, als der König Alboin, und hat sie nicht geheirathet, so daß ich hoffe, sie leben Beide noch heute.

Schon der Name der Tragödie verräth uns, daß in derselben Rosamunde die dramatischen Hosen zu tragen berufen erscheint, während ihrem Gemahle Alboin nur die passive Rolle des tragischen „Simandl“ zugedacht ist. Der König Alboin hat ungefähr die Empfindungen

eines unbedeutenden Menschen, der eine berühmte Frau geheirathet hat, etwa eines Beamten der Finanz-Landes-Direction, den eine gefeierte Primadonna zum Altare geführt hat. Er liebt Rosamunden und fühlt sich durch ihre Gegenliebe geschmeichelt, aber er mißtraut doch seiner Liebenswürdigkeit, wie der Liebe seiner Frau. Umgekehrt wie König Philipp in „Don Carlos“, der, wenn er zu fürchten angefangen, auch zu fürchten aufgehört, hört König Alboin nur zu fürchten auf, um gleich wieder zu fürchten anzufangen.

Wenn dieser mattherzige König einen Monolog auf Ehre und Gewissen hielte, würde er uns vielleicht mittheilen, daß er, ehrlich gestanden, zu der Rosamunde unsers Dichters kein Vertrauen habe und immer von der Furcht gequält werde, dieselbe könnte mit einemmale die schöne Erziehung, welche sie dem Professor am Wiener Conservatorium, Herrn Weilen, zu danken habe, vergessen und sich in die grauenhafte Rosamunde der Sage verwandeln. Ja, Rosamunde hat selber zu sich kein Zutrauen; sie sieht ein, daß sie vernünftigerweise die Rolle der braven Hausfrau nicht zu Ende spielen könne, und gibt sich den Tod. König Alboin, der gerade vor diesem Unglücksfalle wieder einen jener klaren Augenblicke hatte, wo er zu fürchten aufgehört, schwört bei der Leiche seiner Frau, daß er niemals wieder zu fürchten anfangen werde, daß er ein Held sein, nach Rom marschiren, wolle und langsam aus dem Rollenfache der jugendlichen Liebhaber in das der blutigen Tyrannen überzugehen gedenke.

Wir denken freilich, der Weg von Carnuntum nach Rom ist weit; wer weiß, ob sich König Alboin in Wiener-Neustadt nicht wieder anders besonnen hat und in den Armen einer hübschen Neustädterin die Abfahrt des Juges versäumt. Aber die Geschichte steht, trotzdem ihr während der fünf Acte übel mitgespielt wurde, auf Seite des Herrn Weilen, indem sie die italienische Reise Alboin's erzählt, und es wäre uns nur in einem fünf-actigen Trauerspiele gestattet, uns gegen die Geschichte aufzulehnen, nicht aber in einem Feuilleton.

Dem Dichter wird allerdings von den Aesthetikern die Erlaubniß ertheilt, sich an die protokollarische Aufnahme des Urthbestandes durch Klio nicht zu binden, und in demselben jene Verbesserungen, welche ihm für seine theatralischen Zwecke passend erscheinen, ohne weiteres vorzunehmen. Ich muß gestehen, daß dieses weitgehende Vorrecht des Dichters uns gewöhnliche Menschen darüber trösten kann, daß wir keine historischen Persönlichkeiten sind. Sobald Einer von uns in das Conversations-Lexicon käme, wäre er der dramatischen Willkür des ersten besten Dichters preisgegeben. Dieser könnte dann in seinem Trauerspiele die Geschichte verdrehen, und die berühmtesten Contrepreneure der Gegenwart à la hausse speculiren lassen, er könnte Herrn v. Winterstein, der für seine liberalen Bemühungen den Leopolds-Orden und für seinen Leopolds-Orden das Adelsdiplom erhielt, fälschen, und ihn als liberalen Märtyrer auf den Scheiterhaufen steigen lassen, und er könnte aus mir einen Intriganten machen, der aus reiner Lust am

Bösen den ohnehin so unglücklichen Eyrifer Cajetan Cerri verleitet, fünfzig Stück Tramway zu kaufen.

Wenn dann mein Urenkel, der, wie ich hoffe, ein sehr anständiger junger Mann sein wird, mit dem Bande der Weltgeschichte unter dem Arme, welcher das Jahr 1869 behandelt, zu dem Dichter käme, um ihm quellenmäßig nachzuweisen, daß er mir Unrecht gethan, könnte ihm dieser ganz einfach erklären: Lieber Freund, was in der Geschichte steht, geht mich nichts an, denn ich dichte historische Trauerspiele; ich bin überzeugt, daß Ihr Urgroßvater Sp—r. ein rechtlicher Charakter gewesen ist; aber ich habe schon in meinem Trauerspiele drei rechtschaffene Menschen, was ohnehin mehr als genug ist. Das Einzige, was ich für Ihren Urgroßvater thun kann, ist, daß ich ihn schon im vierten Acte von Gewissensbissen foltern und in sein Schwert stürzen lasse. Mehr bin ich mit dem besten Willen für Ihren Blutsverwandten zu thun nicht in der Lage, denn er ist eine historische Person und muß sich als solche Alles gefallen lassen.

Verlieren wir also kein Wort mehr darüber, daß Herr Weilen, der sich zum Glücke für später auftretende historische Personen immer in den ersten Jahrhunderten nach Christi Geburt am behaglichsten fühlt, seine Hand in der Geschichte Alboin's und Rosamunden's so sichtbar walten läßt. Wie kommt es aber, da man in der Hauptsache ein so weites historisches Gewissen hat, daß man in Kleinigkeiten so historisch ängstlich ist und die Longobarden ohne Hofen auf die Völkerwandererschaft gehen läßt, bloß weil ihre nackten Beine historisch beglaubigt sind?

Darf man den Bühnenkönig Alboin anders denken, fühlen und handeln lassen, als den historischen, so darf man gewiß auch rücksichtlich der unteren Extremitäten desselben von der Geschichte abweichen und ihm ein Paar Beinkleider bewilligen, um ihn wenigstens äußerlich von einem Ballet- oder Seiltänzer zu unterscheiden, welche durch ihre Berufspflichten allerdings genöthigt sind, den Unbilden der Witterung in Tricots zu trotzen.

Wenn ich für das Recht der Longobarden auf Hofen plaidire, so geschieht dies selbstverständlich nicht aus Rücksicht für die keuschen Empfindungen einiger Eogen-Bewohnerinnen — die longobardischen Statistenbeine sind auch gar nicht verführerisch — allein es wirkt störend, wenn der König Alboin, während er auf Rosamunde zuschreitet, um ihr einige wichtige Empfindungen mitzutheilen, den Verdacht aufkommen läßt, mit seiner Gemahlin ein pas de deux tanzen zu wollen, oder wenn der Zuschauer, da der König an sein Herz greift, bei sich denkt: Uha, jetzt zieht er aus der Seitentasche ein Stück Kreide, um sich die Sohlen anzukreiden.

Das Publicum des Burgtheaters nahm an diesem Vergiftungsfalle ziemlich regen Antheil und rief den Verfasser nach jedem Actschlusse. Nach den beiden ersten Acten erschien der Regisseur, Herr Laroche, um sich zu verbeugen, nach dem dritten Acte aber löste ihn Herr Weilen ab, um dem Publicum die üblichen Honneurs zu machen, so daß man sich nach dieser Abwechslung der Hoffnung hingeben durfte, es würden nach dem vierten Acte der Intendant, Herr Baron Münch, und

nach dem fünften Acte der Sekretär des Intendanten auf der Bühne erscheinen, um das Publicum etwa durch das Zuwerfen von Kußhändchen zu weiteren Beifallsbezeigungen zu ermuntern. Allein diese Erwartungen wurden leider getäuscht und es erschien auch nach den zwei folgenden Acten der dankbare Dichter.

Es ist immer peinlich, wenn das Publicum einen Dichter hervorrufft, und sich dann an den linkschen Complimenten desselben weidet. Es scheint jedoch, daß diese jämmerliche Situation den Dichtern Vergnügen macht, denn sie stolpern, kaum daß der schwächste Lockruf ertönt, aus der Couliße hervor. Sie geben sich zwar immer den Anschein des Ueberraschtseins, sie stellen sich, als wenn sie zufällig hinter den Coulißen gewesen wären, und hin und wieder ist auch ein Schauspieler so gefällig, sie hervorzuzerren, oder sie mit einem gut gemeinten Rippenstoß auf die Bühne zu schleudern. Ich begreife nicht, warum ein Dichter nicht mit einem Handkoffer, einem Plaid und einer Pelzmütze auf der Bühne erscheint, um so das Publicum glauben zu machen, er hätte so wenig einen Hervorruf erwartet, daß er eben im Begriffe gewesen sei, nach Stockerau abzureisen, oder warum nicht ein Anderer mit dem Schlafrocke und einem um den Kopf gewundenen Tuche aus der Couliße wandelt und sich die Augen reibt, als wenn er eben aus dem Bette geholt worden wäre, um Zeuge seines Triumphes zu sein.

Ein Festessen.

10. Oktober 1869.

Mehrere Honoratioren des gemüthlichen Wien (man gestatte mir diesen Versuch, die Freundschaft unserer Localpatrioten zu gewinnen) haben am letzten Montage zur Feier des fünfzigjährigen Bestehens der Wiener Sparkasse ein erhebendes Mittagessen zu sich genommen. Vielleicht ist es der Appetitlosigkeit, an welcher ich seit einiger Zeit leide, zuzuschreiben, daß mich dieser Triumph der Sparsamkeit nicht im Mindesten gerührt hat. Jedemfalls hätte ich diesen Triumph für größer gehalten, wenn Diejenigen, welche während der fünfzig Jahre gespart haben, einmal ordentlich gegessen und getrunken hätten, und nicht Diejenigen, welche während dieses halben Jahrhunderts ohnehin so reiche Erfahrungen auf dem Gebiete der Rehschlegel und der gemästeten Kapaune gesammelt haben.

Wenn ein Sparveteran in seiner Zeitung die Beschreibung des Festmals, welches zu Ehren der Sparsamkeit gehalten wurde, gelesen hat, dann konnte er ausrufen: Ich habe während meines Lebens gearbeitet und gespart, hoffentlich hat es aber auch am Montag

dem Baron Sina gut geschmeckt — oder er nahm vielleicht sein Enkelkind auf den Schoß und sagte ihm: Siehst Du, liebes Kind, wenn Du brav sparst, und jeden Kreuzer, den Du erübrigst, in die Sparkasse trägst, so bekommt der Referent der Sparkasse mit der Zeit den Franz-Josefs-Orden, und die Notabilitäten werden zu einem guten Diner geladen, und machen einander Complimente über Deine Sparsamkeit.

Nachdem der Ober-Curator der Sparkasse, Herr Dr. Egger, ein dreifaches Hoch auf Se. Majestät den Kaiser eingesammelt hatte, erhob sich Se. Excellenz Minister Giskra, um „gegenüber der leidenschaftlichen Hast des Tages nach Reichthum ohne Arbeit“, dem in jüngster Zeit ziemlich vernachlässigten „Schweiß des Angesichts“ einiges Schmeichelhafte zu sagen.

Diese Zurücksetzung, welche der so angesehene „Reichthum ohne Arbeit“ durch den Minister erfahren hatte, wieder gut zu machen, fuhren die angesehensten Bankiers der Residenz noch an demselben Tage bei dem Palais des „Reichthums ohne Arbeit“ der k. k. Börse vor, und erneuerten diesem die Versicherung ihrer ausgezeichneten Hochachtung. Der Reichthum ohne Arbeit war hierdurch wieder versöhnt, und um sechs Uhr notirten: Credit-Actien 258; Anglobank 271.50; Francobank 102.

Nach dem Coaste des Ministers Giskra nahmen die Jubelgreise der Sparkasse eine Fußwaschung der Minister vor, und vertheilten an dieselben, nach Beendigung dieser schönen Ceremonie, ein mehrfaches „Hoch!“ Hierauf ergriff der Minister-Präsident, Graf Taaffe, das

Wort, um im Namen der Minister zu danken und die Versicherung auszusprechen, daß die Regierung, indem sie der Sparkasse „ihren Schutz gewidmet“, nur ihre Pflicht erfüllt habe, und daß sie der Sparkasse auch in Zukunft „die vollste Unterstützung entgegenbringen werde.“ Es ist nicht einzusehen, was die Regierung mit der Sparkasse zu schaffen hat, und umsoweniger, als der Curator der Sparkasse in seiner Vormittags gehaltenen Festrede ausdrücklich erklärt hatte, „daß Niemand, weder der Staat, noch das Land, noch die Gemeinde, der Sparkasse eine Unterstützung gewährt habe“. Ja, der Herr Curator war noch weiter gegangen, und hatte im Hinweise auf die botanischen Erfahrungen unserer Zeit erklärt:

„Die Eiche bedarf weder einer Stütze noch einer Pflege, in der eigenen Zeugungskraft des Baumes allein liegt der Urquell seiner Größe.“

Es war hienach nicht großmüthig von Sr. Excellenz dem Minister-Präsidenten, daß er nunmehr, nachdem der Baum ein fünfziger geworden ist, „die eigene Zeugungskraft“ desselben verdächtigte, indem er etwas zweideutig von einem stattgefundenen Regierungsschutze sprach und ironisch die eigene Zeugungskraft des unglücklichen Baumes auch in Zukunft durch das Ministerium zu unterstützen versprach.

Nachdem Graf Taaffe das festliche Champagnerglas abgelegt hatte, und, indem er sich niedersetzte, wieder seiner gewohnten Beschäftigung nachging, erhob sich rasch der Bürgermeister, machte in aller Eile darauf

aufmerksam, daß wir den Herrn Grafen Beust „mit Stolz Oesterreicher nennen“, nahm spornstreichs ein Champagnerglas in die Hand und brachte darauf mit staunenswerther Geschwindigkeit einige „Hoch“ auf den Kanzler aus. Als Grund dieser verblüffenden Rapidität gab er an, daß er „besorge, das Gewicht seiner Worte durch Vervielfältigung abzuschwächen“.

Was mich betrifft, so glaube ich, es könne das Gewicht der Worte, daß wir den Grafen Beust „mit Stolz Oesterreicher nennen“, nicht so bedeutend sein, da das Herumwerfen mit denselben nach öffentlichen Dinern, nach welchen man zu anstrengenden Jongleurkünsten in der Regel nicht geneigt ist, schon seit geraumer Zeit zu den beliebteren Gesellschaftsspielen gehört. Uebrigens fände ich es begreiflich, wenn man allenfalls bei dem Jubiläum einer vaterländischen Acclimations-Gesellschaft die Schnelligkeit, mit welcher sich der Herr Reichskanzler zum Oesterreicher entwickelte, bejubeln würde. Bei dem Jubiläum einer Sparkasse jedoch hätte man sich diese Schmeichelei ersparen können.

Nach dem warmen Sprühregen des Bürgermeisters schoß der rasch eingewurzelte Kanzler in die Höhe, breitete sich nach allen Seiten aus, und prangte bald in reichstem Schmucke humoristischer Blüthen. Den Herrn Reichskanzler überkam anfangs eine tiefe Rührung, als wenn er einer der ältesten „Sparkassebüchel“-Besitzer Wiens wäre, sodann lächelte er unter Thränen, indem er eine reiche Fülle von Scherzen, zu welchen ihm sein Verfassungswerk willkommenen Anlaß bot, zum Besten

gab. Der Dualismus, die gemeinsamen Angelegenheiten, die Delegationen, er beleuchtete sie mit dem sogenannten rothigen Scheine seiner Laune. Das Festmal nannte er eine „cisleithanische“, die Dankbarkeit eine „gemeinsame Angelegenheit“, er verglich die wenig sparsamen „Delegationen“ mit der Sparkasse, und schließlich tummelte er zum Ergötzen der harmlosen Jubelgreise sein Steckenpferd, das Vertrauen.

Der Herr Graf wählte diesmal, um sein Lieblings-thema an den Mann zu bringen, die Form der Parabel, indem er sich mit einer Sparkasse verglich, und die Anwesenden ersuchte, bei ihm „Einlagen an Vertrauen“ zu machen, dieselben jedoch „nicht schnell zurückzunehmen“. Se. Excellenz übersah hierbei, daß der Einleger bei dieser Art von Einlagen immer zu kurz kommt, denn in dem Augenblicke, wo der Einleger aus Mangel an Vertrauen seine Einlage zurücknehmen will, ist diese — das Vertrauen — schon nicht mehr vorhanden. Der Kanzler ließ schließlich, trotz dieser Unsicherheit der Einlagen, „die sichere und feste Einlage des öffentlichen Vertrauens“ hoch — hoch — hoch leben, worauf die etwas unbeholfenen Jubilanten die Volkshymne zu singen begannen. Ob sie „Gott erhalte das Vertrauen“ sangen, weiß ich nicht.

Gleich nach Beendigung der Vertrauens-Cantate brachte Herr Ritter v. Schmerling einen Toast auf die Directoren aus. Er nannte die Sparkasse „meine geliebte Frau“ und erzählte, daß er von der Oberleitung der Sparkasse zurückgetreten sei, weil er gefühlt habe, daß jede Zeit ihre Männer haben müsse, und weil er

überzeugt gewesen sei, daß die Leitung in gewiß ebenso verdiente Hände übergehen werde. Ich kann kaum glauben, daß sich die „geliebten Frauen“ damit einverstanden erklären, wenn man sie, da ihre Jugendreize verschwinden, unter dem Vorwande „sitzen“ läßt, daß jede Zeit ihre Männer haben müsse, und sie mit der Vor Spiegelung zu beschwichtigen versucht, daß ihre Leitung in gewiß ebenso verdiente Hände übergehen werde.

Die unglückliche „geliebte Frau“ ist unserer Theilnahme umso sicherer, da wir aus dem Toast eines ihrer Beamten erfuhren, daß dieselbe in neuester Zeit „Mutter der galizischen Sparkasse“ geworden sei. Den Schlußtoast brachte Herr Ley auf die „Wiege der Sparkasse“ aus, auf die Leopoldstadt.

Wenn wir die Bilderausstellung gelegentlich des Sparkasse-Jubiläums noch einmal übersehen, so finden wir folgende hervorragende Meisterwerke:

Die Sparkasse als Eiche. (Ideale Landschaft. Eigenthum des Ober-Curators Dr. Egger.)

Die Sparkasse als geliebte Frau. (Porträt. Eigenthum des R. v. Schmerling.)

Die Sparkasse als Mutter. (Genrebild aus Galizien. Privateigenthum.)

Die Wiege der Sparkasse. (Architekturbild. Eigenthum des H. Ley.)

Herr Graf Beust als Sparkasse. (Aus dem im Eigenthum des Reichskanzlers befindlichen Gemälde-Cyclus: Das Vertrauen.)

Isabella Orsini.

Trauerspiel von S. H. Mosenthal.

27. Oktober 1869.

Nachdem die unglückliche Liebe den dramatischen Dichtern so lange den erwünschten Vorwand zu einem fünfactigen Trauerspiele geboten hat, fangen diese in neuerer Zeit an, sich den unglücklichen Ehen mit Vorliebe zuzuwenden. Also dort, wo in der Regel das Lustspiel aufhört, bei der Ehe, fängt jetzt das Trauerspiel an, und dauert es im Lustspiel fünf Acte, bis sich die Zwei bekommen, so dauert es in den neuen Trauerspielen fünf Acte, bis die Beiden einander los werden. Ich will nicht auf die vielen, namentlich französischen Dramen hinweisen, welche die moderne unglückliche Ehe behandeln, sondern auf zwei historische unglückliche Ehen, und zwar auf die unglückliche Ehe im gepidisch-longobardischen Geschmacke, welche uns Herr Weilen vor einigen Wochen in seiner „Rosamunde“ vorgeführt hat, und auf die unglückliche Ehe im italienischen Renaissancestyle, deren erschütterndes Bild Herr Mosenthal in „Isabella Orsini“ Anfangs dieser Woche bei aufgehobenem Abonnement entrollte.

Isabella (Fräulein Wolter) ist die Gemahlin des Herzogs Orsini (Herr Gabillon), eines Kriegers, welcher unter einer rauhen Hülle seine allzuschwachen Verstandeskkräfte vergebens zu verbergen sucht. Durch seine Heirath ist derselbe Schwiegersohn der Musen geworden, da seine Frau dieselben: Mütter! nennt. Jeder Sachverständige, welcher weiß, wie unangenehm es schon ist, eine Schwiegermutter im Hause zu haben, wird es begreiflich finden, daß den Herzog der Gedanke, deren neun zu beherbergen, nicht besonders heiter stimmt.

Wenn wir auch das poetische Talent der sehr geehrten Heldin nicht unterschätzen wollen, so hat sie dasselbe doch, bei dem bewegten dramatischen Leben, welches sie führt, Gott sei Dank, nicht nöthig. Wir nehmen an dem Ehebruche und dem Tode Isabellens größeres Interesse als an ihren gesammelten Werken, und ob sie dichtet, ob ihr Gemahl vielleicht die Flöte virtuos behandelt, oder ob ihr Liebhaber über eine sympathische Tenorstimme verfügt, ist uns vollständig gleichgiltig. Der Grund, weshalb Herr Mosenthal seine Heldin auf den Pegasus gesetzt, wird erst im dritten Acte klar. Der Herzog Orsini, dem man die Untreue seiner Gattin verrathen hat, macht nämlich den Versuch, seine Hörner auf psychologischem Wege zu constatiren. Er fordert die Treulose auf, sich vor der versammelten Gesellschaft in der Schnelllyrik zu produciren, und die Improvisatorin erhält das Thema, einen durchnähten Amor, der auf einer Tapete abgebildet ist, trocken zu dichten. Während diese nun auf dem lyrischen Trapez sich in höhere

Regionen schwingt, erzählt der Gatte, indem er dabei seine mit dem Scandiren beschäftigte Gemahlin argwöhnisch beobachtet, das Märchen, daß er deren Geliebten umgebracht, und da dies Experiment mißlingt, läßt er den eben todgelogenen Liebhaber eintreten. Durch das Freudengeschrei der Stegreifdichterin, zu welchem sie sich, in ihrem sonst anerkenntenswerthen Bestreben, klar zu sein, einen ausführlichen erklärenden Text beizufügen, leider verleiten läßt, wird die Hahnreischaft des Herzogs officiell bestätigt.

Hätte Isabella den Gemahl, da er ihre Improvisation mit seiner Erzählung fortwährend unterbricht, durch ein ja sonst bei solchen Störungen übliches „Psst“ zur Ruhe ermahnt, so würde sein abgeschmacktes Märchen sie nicht erschreckt, und der Eintritt des Liebhabers ihr nicht die Fassung geraubt haben. Gewiß hätte jeder Freund von musikalisch-declamatorischen Abend-Unterhaltungen es nur gebilligt, wenn Isabella ihrem Gemahle energisch erklärt hätte:

Entweder Du erzählst, oder ich dichte; wenn Du glaubst, daß Deine Geschichte pressirt, so will ich meinen durchnähten Amor inzwischen kalt stellen; wenn ich aber mein eigenes Wort nicht verstehe, weiß ich endlich nicht mehr, welche Sylbe kurz oder lang ist.

Nachdem Isabella einen rauhen vierten Act glücklich überstanden, finden wir sie, von dem gräßlichen Bewußtsein des fünften Acts erdrückt, in dem Empfangszimmer des Schlosses von Cerreto, des Eintritts der Ka-

tafrophe gewärtig. Sie hat dem Gemahl ihre Schuld gestanden, dieser durchmißt das Zimmer mit großen Schritten, und nachdem er so vergeblich versucht hat, sich die Hörner abzulaufen, ist er un schlüssig, ob er die Ver rätherin ermorden solle oder nicht. Er erklärt zuerst, daß sie sterben müsse, nachdem sie aber den harmlosen Charakter ihrer Untreue betont, ist er wieder Willens, sie zu begnadigen. Dieser maßlosen gabilionischen Verwirrung macht endlich ein Zettel ein Ende, aus welchem er entnimmt, daß seine Gattin die Absicht habe, zu entfliehen. Nun ist er fest entschlossen, sie zu tödten.

Der Mord erfolgt jetzt nicht aus Rache wegen des Geschehenen, sondern aus Furcht vor dem Möglichen, er ist ein prophylaktisches Mittel, eine Cotumaz-Maßregel, welche die Bären, die der Herzog in seinem Wappen führt, vor Flecken bewahren soll. Er bringt sein Weib um, weil ihm im Moment kein anderes ebenso verläßliches Auskunftsmittel einfällt. Der Herzog gibt mit einem Aufwande an Galanterie, der einer besseren Sache würdig wäre, Isabellen den Arm, um sie in einem der geräumigen Seitengemächer ungestört umzubringen.

Ich weiß nun allerdings nicht, welche Etikette in den höheren Kreisen beobachtet wird, wenn man dort einen Mord verübt. Ich muß aber gestehen, daß ich, nachdem der Herzog eine so große Un schlüssigkeit an den Tag gelegt, an den Mord nicht glaubte und bei mir dachte: Wer weiß, ob er sie wirklich umbringt? Allerdings stürzt der Liebhaber herein, wirft einen Blick in das Seitenzimmer, und behauptet dann, daß Isabella todt sei.

Aber ein junger Mann, der sich durch fünf Acte in jeder Beziehung als unverläßlich erwiesen hat, ist kein classischer Zeuge.

Der Herzog, der nur aus dem Kriege heimgekehrt war, um seine häuslichen Verhältnisse zu ordnen, geht, nachdem er seinen Familienpflichten in der angeführten Weise nachgekommen, wieder seinen strategischen Berufsgeschäften nach und kehrt zu seinen Kriegsgefährten zurück, die ihn wahrscheinlich schon mit Ungeduld erwarten.

Eine bedeutende Neuerung verdanken wir diesem Drama Mosenthal's. Wir wissen aus dem „Schulz von Altenbüren“, daß Herr Mosenthal in jedem Intriganten ein rothes Haar findet. Ein solcher rothhaariger Intrigant ist in „Isabella Orsini“ der rheumatische Großherzog. So wie nun das griechische Theater Aeschylus den zweiten Schauspieler verdankte, verdankt das moderne Theater Herrn Mosenthal den zweiten Rothhaarigen. In dem neuen Drama circulirt nämlich neben dem Intriganten, dem Großherzoge, auch eine Intrigantin: Bianca Capello, und zu unserer freudigen Ueberraschung war auch diese durch die so rasch beliebt gewordenen rothen Haare gekennzeichnet. Als wenn aber die weise Natur uns das Maß von Intrigue bei Beiden hätte andeuten wollen, gab sie dem Großherzoge, der als Intrigant nur die zweite Geige spielt, blaßrothes Haar, Bianca dagegen, der Urheberin der Intrigue, ziegelrothes Haar.

Bedeutungsvolle meteorologische Erscheinungen sind dagegen in dem neuen Drama Mosenthal's nicht zu verzeichnen. Nur in dem zweiten Acte, da Isabella ihren

Liebhaber noch in vorgerückter Abendstunde umarmt, machte der blaue italienische Himmel einen schwachen Versuch, zu erröthen.

In die Aufgabe, dem Publicum für dessen Applaus zu danken, theilten sich diesmal der Dichter und der Regisseur, Herr Löwe, und zwar in der Weise, daß Herr Löwe jenen Theil der Verbeugungen übernahm, welche zwischen die Exposition und das tragische Moment fielen, während Herr Mosenthal, vom tragischen Momente angefangen bis nach der Katastrophe, die Flammen der Begeisterung durch seine Complimente schürte.

Dalmatinisches und Chinesisches.

31. Oktober 1869.

Ich habe erwartet, daß unsere neuen Zündnadelgewehre bei Cattaro, gleich den Chassepots der Franzosen bei Mentana, Wunder wirken werden. Ich hatte darauf gerechnet, daß auf den trüben Tag von Königgrätz ein heiterer dalmatinischer Abend mit 1200 Todten und 3000 Verwundeten folgen werde. Wenn man telegraphirt hätte, die Einwohner Dalmatiens seien vollständig aufgerieben worden, so wäre ich nach all dem Schönen, das man von den Hinterladern hört und liest, nicht einmal überrascht gewesen. Ich nahm jeden Tag die Wiener Zeitung in die Hand, um darin das erfreuliche Telegramm zu finden:

Werndl's Präparate — reiner Hoff'scher Malz-Extract. Veraltete eingewurzelte Rebellen und hartnäckige, vernachlässigte Insurgenten schon nach kurzem Gebrauche verschwunden. Bitte um Zusendung einer neuen Kiste.

Statt dessen finde ich in der officiellen „Wiener Abendpost“ die bescheidene Erklärung, daß der dalmatinische Aufstand „ein betrübendes Ereignis“ sei, woraus ich entnehme, daß ich nicht besser über die dalmatinischen

Verhältnisse unterrichtet war, als Diejenigen, welche darüber hätten unterrichtet sein sollen. In Ermanglung eines Besseren schlug ich den Weg ein, welchen die Regierung nach der Versicherung der „Wiener Abendpost“ für den zweckmäßigsten gehalten hatte, und wendete „von diesem Augenblicke an den Vorgängen in den Bocche eine erhöhte Aufmerksamkeit“ zu. Die Insurgenten aber hatten an unzugänglichen Punkten Posto gefaßt, so daß ihnen das officiële Blatt nicht zugesendet werden konnte, und sie von dieser erhöhten Aufmerksamkeit nicht eher etwas erfuhren, als bis es für uns zu spät war.

Die Störung der öffentlichen Ruhe ist leider wie so oft durch eine Druckchrift veranlaßt worden; es ist jedoch in dem vorliegenden Falle für den Herrn Staatsanwalt kein Grund vorhanden, vorschriftsmäßig zu erlassen, da die öffentliche Ruhe diesmal nicht so loyal war, sich durch einen Leitartikel oder ein Feuilleton stören zu lassen, sondern durch ein regelrecht zu Stande gekommenes Gesetz, ein Umstand, welcher die Nothwendigkeit darthut, daß die Regierung und die Journalisten mit ihren Schwächen gegenseitig Nachsicht haben sollten. Dieses Gesetz war das Landwehrgesetz, durch welches die schlummernden Infanteriekräfte des seefahrenden Stammes der Bocchesen geweckt werden sollten.

Die „Wiener Abendpost“ fand die Unzufriedenheit der Bocchesen mit dem Landwehrgesetze umso unbegreiflicher, als „zu der Uniformirung ein sich der Landestracht anschließendes Costume gewählt wurde“. Kriegerisch, wie ich nicht bin, glaube ich kaum, daß sich die außerhalb

der Normalschulen befindliche Menschheit durch Costume-Rücksichten veranlaßt finden könne, die militärische Carrière zu verfolgen. Es ist mir allerdings nicht bekannt, wie der große Feldherr Epaminondas in dieser Beziehung dachte; was aber mich betrifft, so muß ich gestehen, daß mich das Versprechen, man werde zu meiner Uniformirung ein sich der Landestracht anschließendes Costume wählen, indem man die blauen Aufschläge auf meinen schwarzen Frack nähen und das Sturmband an meinen Cylinder befestigen wolle, nicht bewegen könnte, die Laufbahn des Deutschmeisters zu verfolgen.

Ich würde ohneweiteres erklären, daß ich es vorziehe, Feuilletons zu schreiben, wenn ich auch wisse, daß man mit einem Feuilleton nicht so schnell das Herz einer Köchin erobere, wie mit einem Paar rother Beinkleider.

Unter so betrübenden Verhältnissen ist es kein Wunder, wenn sich der besten Männer des Landes eine gereizte Stimmung bemächtigt. Zu diesen gereizten, wenn auch nicht zu den besten Männern des Landes, gehört der Spediteur und Präsident der Wiener Handelskammer Ritter v. Winterstein, welcher neulich in der Landtagsdebatte über die Straßenmauthen seinem Unmuth freien Lauf ließ. Er verwies Denjenigen, welche für die Aufhebung dieser Mauthen sich aussprachen, ihre Meinung, und schalt deren Anträge „Eurasanträge“. Als sich diese Angegriffenen durch einige „Oho“ zur Wehre setzen wollten, erklärte der erbitterte Ritter, daß er ein viel zu „alter Parlamentsmann“ sei, als daß er sich um diese parlamentarischen Naturlaute kümmern würde.

Es ist interessant, daß Herr v. Winterstein, während wir uns bekanntlich eines blutigen Parlamentarismus erfreuen, Zeit gefunden hat, ein „alter Parlamentsmann“ zu werden. Wenn Herr v. Winterstein sich, da er nur wenige Jahre Abgeordneter ist, schon einen alten Parlamentsmann nennt, müßte er sich folgerichtig, da er bereits weit länger als im Parlamente in der Handelskammer sitzt, einen Handelskammergreis, und da er noch längere Zeit als in der Kammer sich im Speditions-Geschäfte bewegte, einen Speditions-Urgreis, nennen. Im künftigen Jahre, um Weihnachten herum, nennt sich Herr v. Winterstein vielleicht schon einen alten Ritter, obwohl ihm erst vor wenigen Monaten von der competenten Behörde die Erlaubniß zur öffentlichen Ausübung der Aristokratie ertheilt wurde.

Nach diesem Beispiele wird es Niemanden überraschen, wenn sich demnächst ein einjähriger Freiwilliger einen im Dienste ergrauten Krieger nennen, und wenn ein Concepts-Practikant unter Hinweisung auf seine langjährigen Staatsdienste um Pensionirung ansuchen sollte. Welche Anzahl von Bewerbern aber, wenn wir unsere Ansichten über das, was alt ist, in der angedeuteten Weise ändern müssen, sich am Gründonnerstage zur Fußwaschung melden werden, ist gar nicht abzusehen.

Das neue Rathhaus.

17. November 1869.

Der Streit, welcher seit einiger Zeit unter den Aesthetikern der Landeshaupt- und Residenzstadt Wien geführt wurde, ist endlich entschieden, indem sich die Bausection des Gemeinderaths für den Bau eines neuen Rathhauses im gothischen Style erklärt hat.

Was mich betrifft, so ist es mir, da man einmal entschlossen ist, den sechs Millionen Oesterreichischer Währung unter Anwendung architektonischer Hülfsmittel ein Ende zu machen, einerlei, ob dies im gothischen, im Renaissance-, im byzantinischen oder im Pyramiden-Geschmacke geschieht, denn auch von den Architektur-Arten gilt, was die Epikuräerinnen der Strafanstalt Neudorf einander in ihrem so rasch populär gewordenen Rundgesange nachrühmen: „Die Eine hat dies, und die Andere hat das, aber jede hat was.“

Nur habe ich durch häufigen Besuch des Theaters so viel gelernt, daß die Costume mit den Decorationen in eine gewisse Harmonie gebracht werden müssen, und ich würde mir daher, falls man sich für den gothischen Bau endgültig erklären sollte, den Vorschlag erlauben, daß man

den Costumezeichner des Hoftheaters, Herrn Franz Gaul, schon gegenwärtig beauftrage, den P. T. Mitgliedern des Gemeinderaths auf ein paar gothische Weinkleider das Maß zu nehmen.

Erhält das neue Rathhaus aber den kirchlichen Charakter, welchen der Herr Dombaumeister Schmidt für dasselbe als zweckmäßig erkannt hat, dann bekommen wir vielleicht einmal folgenden Bericht über eine Gemeinderathssitzung zu lesen:

Herr Gemeinderath X referirte über den Antrag auf Errichtung einer städtischen Wurstsiederei, und die Strahlen der untergehenden Sonne, welche durch die hohen gothischen Fenster in die hehren Communalräume fielen, verklärten das Antlitz des Herrn Referenten. Der Moment war so überwältigend, daß mehrere Gemeinderäthe ihre Andachtsbücher aus der Tasche zogen, und daß ein Mitglied des rechten Centrums nur durch seine neben ihm sitzenden Parteigenossen daran verhindert wurde, einige Bußübungen vorzunehmen. Der Herr Berichterstatter wurde wiederholt durch einige beifällige „Amen“ unterbrochen.

Ich will jedoch über den Geschmack, in welchem das neue Rathhaus erbaut werden soll, nicht viele Worte verlieren; denn der Geschmack, ich wiederhole es, ist reine Geschmackssache. Wohl aber würde ich mir die eines Kunstbarbaren würdige Frage erlauben, weshalb denn eigentlich ein neues Rathhaus im alten Style erbaut wird, da wir uns ja noch immer eines alten Rathhauses im neuen Style erfreuen?

Ich bin erst unlängst auf einer sehr elenden Straße nach Hütteldorf gegangen, welche wahrscheinlich mit Rücksicht darauf, daß dort jeder Postwagen umwerfen würde, den Namen „Poststraße“ führte. Ich muß jedoch aufrichtig gestehen, daß mir, als ich über die im strengsten gothischen Style beschotterte Straße stolperte, die Nothwendigkeit eines neuen Rathhauses im Style desselben Jahrhunderts keineswegs einleuchtete.

Ich glaube auch nicht, daß es die armen Kleinen, die in unseren fast durchgehends ungesunden Schulstuben zu Märtyrern des ABC gemacht werden, besonders erbauen würde, wenn ich ihnen erklärte: Es ist wahr, mit den Zinsen des Capitals, welches das neue Rathhaus im gothischen Geschmacke auffrißt, könnte Euch geholfen werden, aber Ihr werdet selbst einsehen, liebe Kleinen, daß unser Streben vor Allem dahin gerichtet sein muß, den Vätern der Stadt Wien einen bequem eingerichteten Festsaal zu bauen, in welchem sie ohne Nachtheil für ihre Gesundheit Bankette abhalten und vorkommenden falls Polka-Mazur tanzen können. Vielleicht liefere ich sogar Gefahr, daß mich ein sechsjähriger süddeutscher Demokrat bei dem Rockshofe erwischen und mir sagen würde:

Alha, Du bist gewiß auch bestochen, wie der Papa!

In der letzten Gemeinderathssitzung wurde auch auf die Wohnungsnoth, deren sich unsere Hausherren erfreuen, hingewiesen, und der Herr Bürgermeister interpellirt, ob er nicht für die Abhülfe derselben sorgen wolle. Hierauf erwiederte der Bürgermeister: „Es könne

nicht Sache der Commune sein, sich in Bauunternehmungen einzulassen, und der Bau billiger Wohnungen müsse der Privatthätigkeit überlassen bleiben." Diese Bemerkung ist im Allgemeinen sehr richtig, nur darf in dem Augenblicke an der Weisheit derselben gezweifelt werden, wo die Commune sich „in eine Bau-Unternehmung einläßt“, welche nach dem Voranschlage nicht mehr als sechs Millionen kosten soll, das heißt also, nicht weniger als zehn Millionen kosten wird, für welche aber allerdings der Milderungs-umstand geltend gemacht werden kann, daß durch sie Niemand eine billige Wohnung erhalten wird, als der jeweilige Herr Bürgermeister der Stadt Wien.

Ich habe nichts dagegen, wenn die Commune, statt billige Wohnungen zu bauen, Luxusbauten aufführt. Nur sollte sie sich dann consequent bleiben, und statt der Versicherung-Anstalt, deren Gründung sie vor hat, eine Menagerie erbauen, oder ein großartiges Wachsfiguren-Cabinet errichten.

Es würde mich bei unseren auf gegenseitige Bestechlichkeit gegründeten Verhältnissen zwar schmerzen, aber nicht wundern, wenn auch mein Vorschlag, eine Communal-Menagerie zu errichten, Zweifel in meine ehrliche Ueberzeugung hervorriefe, und einem redlichen Manne zu dem Monologe Anlaß gäbe: Der ist gewiß von einem Löwen-Großhändler mit einem jungen Löwen bestochen worden!

Es giebt nichts Heiliges für einen Selcher!

5. December 1869.

Die letzte Versammlung des Severinus-Vereins trug wieder einen recht stürmischen Charakter an sich, da diesmal das so beliebte „Jungschweinerne“ auf der Tagesordnung stand, welches, wie den meisten meiner Leserinnen und Leser nicht fremd sein dürfte, eine seltene Schmachhaftigkeit besitzt, die mit Zuhülfenahme des auch den Laien in der Botanik wohlbekannten Sauerkrautes noch erhöht werden kann.

Wenn auch die Abhülfe jungschweinerne Uebelstände von den Statuten dieser Körperschaft nicht unter den Vereinszwecken aufgezählt wird, so mußte diesen der Severinus-Verein doch in dem Augenblicke seine Aufmerksamkeit zuwenden, als von denselben Gefahren für die religiöse Entwicklung der Schweinefleisch-Consumenten Wiens zu besorgen waren. Einige Mitglieder des Severinus-Vereins nämlich, welchen die Glaubenslosigkeit unserer Zeit schon längst verdächtig vorgekommen war, hatten durch eine glückliche Inspiration die wahre Ursache derselben darin entdeckt, daß die Selcher und Gastwirthe den Freitag nicht nur zum Abstechen des Borstenviehs,

sondern auch, um die Früchte dieser blutigen That möglichst rasch zu ernten, zur Fabrication von Würsten benützten.

Die glücklichen Entdecker dieses Geheimnisses säumten nicht länger, dasselbe zur Kenntniß des frommen Vereins zu bringen, dessen Mitglieder sie waren, und man kann sich die Entrüstung denken, welche die Mittheilungen über dieses Glaubenswurstgift, und die dasselbe bereitende Secte der Selcher dort hervorrief. Nur Optimisten konnten noch an dem Zusammenhange zwischen diesen Nahrungsgewerben und der Freimaurerei zweifeln. Während aber bei dieser die Ketzerei sich im Dunkel der Loge barg, trat sie bei jenen ungeschämt an das Licht der Fleischbank. Im Verzuge lag Gefahr, und so wurde denn eine Eingabe an die hohe Regierung beschloffen, in welcher man, um das Einreißen dieser freireligiösen Würste und das Umsichgreifen des Jungschweinernen an Freitagen zu verhüten, die Bitte aussprach, das Schlachten von Borstenvieh an Freitagen in administrativem Wege zu verbieten.

Die erwähnte Eingabe des Severinus-Vereins ist nicht in dem fanatischen Style gehalten, welcher sonst in den schriftstellerischen Versuchen dieses Vereins üblich ist, es wird vielmehr über das Abschachten des Borstenviehs in dem wehmüthigen Tone der Familientrauer Klage geführt.

Die Selcher und Gastwirth, heißt es in der Eingabe, benützen den Freitag nicht nur zum Abstechen des Borstenviehs und zur Wurstfabrication „sie suchen auch

den Fasttag dadurch zu profaniren, daß sie ihren Kunden und Gästen von früh bis Abends nichts als Schweinefleisch anempfehlen, und zwar am Morgen als Krenfleisch, am Mittag als Jungschweinerne, und am Abend in form von Blut-, Leber- und Bratwürsten". Man muß gestehen, es ist dem Severinus-Vereine diesmal gelungen, die Sünde mit so verführerischen Farben zu schildern, daß Einem das Wasser im Munde zusammenläuft, und man geneigt wäre, Morgens, Mittags und Abends der Sünde in ihren erwähnten mannigfaltigen Formen zu huldigen. Andererseits ist jedoch der Versuch der frommen Beschwerdeführer, die unglücklichen Selcher Grau in Grau zu malen, nicht ganz geglückt.

Ebenso wenig, wie ich es dem Vernunftwesen, welches die Schneiderei betreibt, verdenken kann, wenn es mir von früh bis Abends nichts als seine Waare empfiehlt; und zwar — der Severinus-Verein erlaube mir, seine Ausdrucksweise mir anzueignen — am Morgen als Schlafrock, am Mittag als ganz mit Seide gefütterten blauen Winterrock, und am Abend in form von Salonfräcken, perlgrauen Beinkleidern und weißen Piquéwesten, ebenso wenig darf es wohl dem Selcher, da er einmal diesen nahrhaften Beruf erwählt hat, übelgenommen werden, wenn er seinen Kunden von früh bis Abends die Werke seiner Kunst empfiehlt, und nicht etwa am Morgen: die Madonna im Grünen, am Mittag: die heilige Schrift und am Abend: den Besuch der Universitätskirche.

Ich bin wohl nicht über die Privatverhältnisse der

Mitglieder des Severinus-Vereins unterrichtet, es muß aber in hohem Grade verdächtig erscheinen, daß dieser Verein seine schützende Hand nur über das Borstenvieh ausstreckt, und nicht über das Rindvieh, das am Freitag seinen Berufspflichten erliegt, daß er nur das Jungschweinerne an sein Herz schließt und nicht das jugendliche „Kälberne“, und daß er nur die Würste in ihrer wechselvollen Gestalt, verdammt und nicht auch das „Schöpferne“ in seinen bunten Erscheinungsformen.

Ich würde dieses Bedenken nicht ausgesprochen, ja vielleicht in dieser Angelegenheit niemals das Wort ergriffen haben, wenn nicht „ein hochbesteuertter Gastwirth und Selcher“ ein freundliches Schreiben an mich gerichtet hätte, in welchem er mich ersucht, dieses verwegene Sicheindrängen der Ultramontanen in ein Gebiet, auf welchem sie sich in ihrem wohlverstandenen Interesse nicht bewegen sollten, energisch zurückzuweisen, und dieselben vor ihrer natürlichen Allianz mit den Fleischhauern gegen die Selcher eindringlichst zu warnen. Mein geschätzter Correspondent hofft schließlich, daß das feste Zusammenhalten aller aufrichtigen Freunde der Selcherei, durch welches diese im Kampfe gegen die Trichinen triumphirt hätten, sie gewiß auch in dem neuen Kampfe gegen die lichtscheuen Feinde der Selcher zum Siege führen werde.

Im höchsten Grade interessant wäre es übrigens, wenn diese hochwichtige Angelegenheit auf dem Concil in Rom zur Sprache gebracht, und so über das Jungschweinerne in lateinischer Sprache verhandelt würde.

Zwei reizende Blondinen.

25. December 1869.

Wie die ungarischen Zeitungen in dieser Woche berichteten, hat eine Dame, welche sich auf der Zuhörer-Galerie des ungarischen Unterhauses befand, nachdem sie dem Gange der Verhandlungen mit Aufmerksamkeit gefolgt war, plötzlich ausgerufen: Es gibt keine Gerechtigkeit mehr! Die Dame soll eine reizende Blondine mit schönen blauen Augen gewesen sein, weiße Handschuhe getragen haben, und nachdem sie das Haus verlassen hatte, mit dem Fiaker Nr. 191 davon gefahren sein. Nachdem die Zeitungen dies constatirt hatten, gelangten sie zu dem Schlusse, die Dame sei eine unglückliche Irrsinnige gewesen.

Ich bin zwar kein Psychiater von Beruf, soweit aber meine bisherigen psychologischen Erfahrungen bei reizenden Blondinen reichen, habe ich immer gefunden, daß diese Einen um den Verstand zu bringen vermochten, nie aber, daß sie den ihrigen verloren hätten. Ebenso läßt der Umstand, daß die Dame weiße Handschuhe trug, noch nicht mit Sicherheit auf eine Zerrüttung ihres Geistes schließen, und wenn auch die Nummer des Fiafers, in

welchem sie nach Hause fuhr, ziemlich hoch gegriffen erscheint, so genügt dies noch nicht, um eine reizende Blondine des Größenwahnes zu verdächtigen. Es spricht also nur der eine Umstand für die Verrücktheit der schönen Ungarin, daß sie ihrem Zweifel an dem Fortbestande der irdischen Gerechtigkeit unverhohlen Ausdruck gab, und das ist allerdings verrückt in einem Lande, in welchem tagtäglich Stockprügel ausgetheilt werden.

Es ist übrigens merkwürdig, wie gewisse psychologische Wahrheiten in der ganzen Welt anerkannt werden. Wenn Jemand ruft: es gibt keine Gerechtigkeit mehr! so gilt er überall als verrückt, während Jemand, der ebenso laut ruft: Es lebe das Ministerium! niemals für verrückt, sondern immer für patriotisch gehalten wird. Dem Ersteren rasirt man den Kopf und sucht ihn durch kalte Douchen wieder an die irdische Gerechtigkeit glauben zu machen; den Anderen läßt man ungeschoren, und anstatt ihn zu douchen, gibt man ihm einen Orden oder macht ihn zum Hofrath, obwohl sich später in der Regel herausstellt, daß er ebenfalls keinen Verstand besitzt.

Ich habe schon sehr viele Bankette mitgemacht, bei welchen plötzlich, während die Anwesenden vertieft waren, einen Kapaun zu zerlegen, ein Herr in großer Aufregung ein Trinkglas ergriff, und unversehens einen Minister hochleben ließ. Es fiel aber nie den neben ihm Sitzenden ein, den Ruhestörer um die Brust zu fassen und ihm eine Serviette in den Mund zu stopfen, oder ihm, auf die Achsel klopfend, zu sagen: „Ja, ja, beruhigen Sie sich nur, es lebe der Minister“, und den Unglücklichen

unter dem Vorwande, man wolle zur Frau des Ministers fahren, um auch diese hochleben zu lassen, auf die Polizei-Direction zu bringen, und von dem Polizei-Arzte dessen Geistesabwesenheit constatiren zu lassen.

Es freut mich, daß es bei uns noch keiner reizenden Blondine eingefallen ist, in das Abgeordnetenhaus zu gehen und dort auszurufen: Es gibt keine Gerechtigkeit mehr! Ich bin überzeugt, Se. Excellenz Herr Minister Graf Taaffe würde sich sogleich vom Sitz erheben und erklären: Ich werde so frei sein, diese Interpellation in einer der nächsten Sitzungen zu beantworten.

In einer der nächsten Sitzungen würde Se. Excellenz wie folgt antworten: Nach genauen Erhebungen, die ich gepflogen habe, gibt es bei uns allerdings eine Gerechtigkeit, und ich erlaube mir nur in dieser Beziehung auf die Arbeiter-Deputation hinzuweisen, von welcher ich mich vor acht Tagen mit väterlicher Ermahnung verabschiedet, die ich aber acht Tage später um halb fünf Uhr Morgens aus dem Bette holen ließ. Sie sehen daraus, daß sich unsere Gerechtigkeit zwar gerne Zeit läßt, diese Zeitversäumniß aber durch zeitliches Aufstehen wieder einzubringen sucht.

Auch in Wien ist eine sogenannte reizende Blondine die Heldin eines kleinen aber gewählten Scandals gewesen, welcher in den Kreisen der Kunst- und Naturfreunde eine allgemeine Theilnahme hervorgerufen hat. Die blonde Dame, welche auf den Brettern naive, aber körperlich sehr entwickelte Mädchen spielt, zog die Aufmerksamkeit eines Kenners auf sich, welcher aus der bei den Damen so

geschätzten Türkei stammte und dem es wirklich nach Kurzem gelang, den Halbmond auf dem fränkischen Mädchen aufzupflanzen. Weihnachten nahte heran und das fromme, aber, wie erwähnt, auch körperlich sehr entwickelte Mädchen sann darauf, den Türken mit einem passenden Weihnachtsgeschenke zu überraschen. Da es den Tschibuk mit Rücksicht auf die reiche Tschibuksammlung des geliebten Privatiers nicht wählen konnte, entschloß es sich zu einem anderen, auf den türkischen Geschmack berechneten Weihnachtsgeschenke, indem es sich photographiren ließ, dabei aber auch jene „heiteren Regionen, wo die reinen Formen wohnen“, der photographischen Aufnahme unterwarf.

Durch die Intriquen eines Photographen wurde dem keuschen, aber es sei neuerdings betont, sehr entwickelten Busen der dramatischen Künstlerin eine größere Öffentlichkeit gegeben, als in den Absichten derselben gelegen sein mochte, indem der Photograph die erwähnten heiteren Regionen in seinem Schaukasten der unparteiischen Kritik der Vorübergehenden unterzog. Nachdem jedoch die Behörde über den Wunsch der geistigen Urheberin des Kunstwerkes dieses confiscirt hatte, bemächtigte sich ein Carricaturenblatt desselben, und nunmehr wird ein Preßproceß darüber entscheiden, ob ein durch die Photographie, wenn auch nur für Eingeweihte, vervielfältigter Busen zu jenen unantastbaren Gegenständen des „Privatlebens“ gehört, welches der Presse heilig sein soll.

Die Adressdebatte des Herrenhauses.

16. Jänner 1870.

Ich fürchte, wenn unsere Verfassungswirren noch lange dauern, werden der Freiherr v. Pratobevera und der Hofrath Neumann sich um einander schaaren und in irgend einem stillen Winkel der Erde ein Oesterreich zum eigenen Gebrauch gründen.

Es wird dann in diesem Separat-Oesterreich nach einem von ihnen vereinbarten Turnus das einemal der Freiherr v. Pratobevera die Völker Oesterreichs und der Hofrath Professor Neumann die angestammte Regierung, und das anderemal wieder der Freiherr v. Pratobevera die angestammte Regierung und der Hofrath Neumann die Völker Oesterreichs vorstellen. Wenn die Reihe an den Hofrath Neumann kommt, das Regierungsruder zu ergreifen, um seine Völker, den Freiherrn v. Pratobevera, zu steuern, wird das loyale Staatsschiff Pratobevera es als seine Aufgabe betrachten, seinem weisen Steuermann, Hofrath Neumann, keine Lenkungsschwierigkeiten zu bereiten, und wenn wieder den Freiherrn v. Pratobevera die Reihe trifft, die Feder der Regierung zu ergreifen, werden seine Völker, Herr Hofrath Neumann, durch das

gewissenhafte Eingehen in die Absichten der Regierung dieser die Bureaustunden zu verfügen trachten.

In der Adreß-Debatte des Herrenhauses theilhaftigten sich die beiden Herren an dem Gedankenaustausche über die Verfassungsfrage. Herr v. Pratobevera charakterisirte die Lage sehr treffend damit, daß er erklärte, wir befänden uns in einer „eigenthümlichen Situation“. Er prüfte die Conduiteliste der subalternen Völker Oesterreichs (welche leider in der Wirklichkeit nicht der Herr Hofrath Neumann sind) und sprach sich in sehr mißliebiger Weise darüber aus, daß diese, gerade wenn man sie brauche, nicht in dem Völker-Amtslocale, dem Reichsrathe, zu finden seien.

Der niederösterreichische Staatsmann versuchte es, durch seine Brillen blutdürstige Blicke auf die Versammlung zu werfen, so daß man sich mit der Hoffnung schmeicheln durfte, er wolle die Völker-Disciplin mit Blut und Eisen aufrecht halten. Er murmelte auch etwas, indem er die Mästern kampflustig blähte und die Rechte wie eine Art Fehdehandschuh vor sich hinwarf, von einer „Arena“, in welche die Völker herabsteigen mögen. Wenn aber die Völker diese Herausforderung zu den kriegerischen Kampfspielen auch sogleich angenommen hätten, so würden sie doch in der Arena Niemanden mehr gefunden haben, da wir, wie Herr v. Pratobevera die Güte hatte, bekannt zu geben, im Begriffe ständen, uns „einzuschiffen, ohne zu wissen, wohin das Staatsschiff geschleudert werde.“

Nachdem so das Herrenhaus mit Herrn v. Pratobevera als Turnier-Grieswärtel und Marine-Ober-Com-

mandanten die mannigfachsten Gefahren zu Lande und zu Wasser bestanden hatte, und der Ruhe im höchsten Grade bedürftig war, schloß der Redner mit einem friedlichen Citate aus den gesammelten mündlichen Werken des Verfassungs-Classikers Fürsten Carlos Auersperg: „Der Patriotismus sei die Aufrichtigkeit, der österreichischen Staatsidee zu dienen.“

Das ist ein sehr unsicheres Brod, ein österreichischer Staatsideendienstbote zu sein — die „Herrschaft“ wirthschaftet immer nach kurzer Zeit ab!

Zwischen dem Vortrage des Freiherrn v. Pratobevera und jenem des Hofraths Neumann trug Fürst Sanguisfo die bekannte Arie vor: *Lasciate ogni speranza, voi ch'entrate*, und versuchte den Nachweis, daß Dante mit diesem Vers eine Anspielung auf die Adresse des österreichischen Herrenhauses beabsichtigt habe.

Nun erhob sich der Professor Hofrath Neumann und sprach mit seinem eingerosteten Basse, welchen er vergebens durch einen salbungsvollen Ton zu mildern suchte. Nachdem er den Lections-Katalog verlesen und jenen immatriculirten österreichischen Völkern, welche den Reichsrath schwänzten, die betreffenden Absenzen verabreicht hatte, bezeichnete er es als eine „heilige Pflicht, ungeschmückt und unverblümt zu sprechen“, und verglich daher die Föderalisten mit Medea und sich, den Freiherrn v. Pratobevera, sowie die anderen Central-Dualisten mit den Töchtern des Pelias, welchen Medea empfohlen habe, „ihren greisen Vater zu zerstückeln und ihn in einen Herentessel zu werfen.“

Während der Freiherr v. Pratobevera nur immer die Ausprüche höherer österreichischer Staatsbeamten citirt, läßt Herr Hofrath Neumann keine unpassende Gelegenheit vorübergehen, ohne durch ein lehrreiches lateinisches Sinnsprüchlein die Vorliebe für classische Studien in dem Zuhörer zu nähren. So schloß er auch die sinnige Parabel von dem Herenkessel, in welchem der Greis Oesterreich zum Behufe einer angeblichen Verjüngung gesotten werden solle, nachdem man ihn vorher vorsichtshalber in kleine Stücke zerschnitten hatte (Gulyas nennen die Magyaren ein ähnlich zubereitetes Lieblingsgericht), mit dem pathetischen Ausrufe: Quod absit!

Herr Hofrath Neumann sagte die Verfassungskriß als eine ihm zuge dachte persönliche Beleidigung auf, und je länger er sprach, desto tiefer fühlte er sich beleidigt. Er stritt mit sich selber in der heftigsten, unverföhnlichsten Weise, indem er sich immer zuerst föderalistische Invectiven ins Gesicht schleuderte, die er dann wieder als gekränkter Central-Dualist ebenso scharf zurückgab. So ließ er z. B. die Gegner sagen, seine Partei sei „kindisch und blödsinnig“, und nachdem er sich in dieser Weise angegriffen hatte, antwortete er sich mit großer Gereiztheit, die Anderen seien „politische Taschenspieler“. Er gerieth zulezt in solchen Zorn, daß man fürchtete, er würde mit sich handgemein werden.

Der Herr Hofrath schloß seine Rede mit den erläuternden Worten: „Ich habe gesprochen!“ Der Präsident des Herrenhauses war so nachsichtig, darauf nicht: „Das wissen wir ohnehin!“ zu erwidern.

Der zweite Tag der Adreß-Debatte bot nichts Merkwürdiges. Nur der Herr Graf Hartig hatte inzwischen das von dem Freiherrn v. Pratobevera gebrauchte Bild, wonach Oesterreich ein hin- und hergeschleudertes Schiff wäre, ruhig überschlafen, kaperte am anderen Tage ganz wohlgemuth den stolzen Dreimaster, und ließ ihn zur freudigen Ueberraschung der Landratten des Herrenhauses noch einmal vom Stapel laufen. Er nannte nämlich Oesterreich „ein Schiff, das auf den Wellen treibe, während die Steuerleute sich über die Leitung nicht einigten.“

Hoiho!

Die Adreßdebatte des Abgeordneten- hauses.

30. Jänner 1870.

In der Adreßdebatte des Abgeordnetenhauses ergriffen auch die Herren P. Greuter und Notar Schindler das Wort. „Zwei Männer sind's, ich hab' es lang' gefühlt, die darum Feinde sind, weil die Natur nicht Einen Mann aus ihnen beiden formte.“ Die Natur hätte aber eine solche Fusion der beiden Reichsrathshumoristen um so eher bewerkstelligen können, da sie Herrn Schindler mit einer so großen Raumverschwendung formte, daß der dürre P. Greuter noch ganz bequem Platz in ihm gefunden haben würde.

Herr P. Greuter ist der parlamentarische „Staberl“, denn wie dieser bringt er sich immer durch eigene Schuld in unangenehme Situationen, aus welchen ihn dann erst wieder sein Mutterwitz heraushelfen muß, so daß sich in der Regel das „Oho“ des Hauses in „Heiterkeit“ verwandelt. Herr Schindler dagegen ist ein Nestroy'scher Charakter, sein Humor ist nicht ohne Bosheit, und wenn er es nicht, Gott sei Dank, nicht nöthig hätte, könnte er sich vielleicht unter Umständen auch „mit dem Moor

räuberisch befranzten“, wie einer der Helden Nestroy's sich ausdrückt.

Während Herr v. Kaiserfeld so leichenbitterlich sprach, als wenn die arme Austria vor ihm aufgebahrt läge, erinnerten die beiden Jünger des Momus, da sie sich in der Adress-Debatte in heiteren Scherzen ergingen, an jene glücklich organisirten Humoristen, welchen auch bei Leichenbegängnissen der Springquell der guten Laune nicht versiegt, und die daher der Wiener „Spaßmacher bei der Leich“ nennt.

Herr P. Greuter mochte dies auch gefühlt haben, denn zum Schlusse seiner Rede riß er sich die Schellenkappe vom Kopfe, hüllte sich in das melancholische Gewand des Conductansagers und rief, während die Versammlung auf einen neuen Späß des geistlichen Würdenträgers gefaßt war, mit einer kleinen Schwentung aus dem Groteskfomischen in das Erhabenprophetische: „Es ist der Weg des Todes, den ich schreite, mit jedem Schritt wird meine Seele stiller.“ Auch Herr Schindler machte schließlich dem Pathos einige Concessionen, indem er, seinen Arm ausstreckend, Herrn P. Greuter einen „Römling“ nannte. Die Versammlung konnte damals noch nicht ahnen, weshalb der Baron Cinti sich bei diesem Ausrufe einen Knopf ins Schnupstuch machte.

Der Abgeordnete Herr Dr. v. Waidele hat leider eine langjährige Erfahrung, diese spricht für ihn, aber unglücklicherweise viel zu lange, und wenn er beginnt: Meine Herren! ich bin ein im Justizdienste ergrauter Beamter, sehen die Zuhörer bestürzt auf ihre Uhr.

Der gediegene Fachmann hob zwar in der Adress-Debatte seinen Vortrag mit den beschwichtigenden Worten an: „Ich bedaure, über polnische National-Angelegenheiten sprechen zu müssen“; aber das schmerzliche, ungläubige Lächeln, das um alle Lippen spielte, verrieth, daß man dieser Bethuerung des ergrauten Justizbeamten nicht recht traute. Als aber der Redner bemerkte, er habe durch sechzehn Jahre in Galizien gelebt, wurden auch die Muthigsten in ihrer Zuversicht erschüttert. Als Grund seines angeblichen Bedauerns, über die polnischen National-Angelegenheiten sprechen zu müssen, gab der fruchtbare Redner an, daß er fürchte, „in den Verdacht eines Polenfeindes zu kommen“, der er nicht sei. Um aber jeden Zweifel in dieser Beziehung zu beseitigen, vertiefte er sich mit der liebevollsten Hingebung in die galizischen Angelegenheiten.

Nach der beliebten Melodie: Denkst Du daran, mein tapferer Lagenka? erinnerte er die Polen an den bejahrten Tractat von 1773, an die ruhmvolle westgalizische Gerichtsordnung, an die erhebenden älteren „Bereisungs-Commissions-Berichte“ und an andere rührende Begebenheiten, die sich vor hundert Jahren zugetragen hatten.

In der Special-Debatte versuchte es der gründliche Kenner Galiziens noch einmal, von den Früchten seines sechzehnjährigen Aufenthalts in diesem unwirthlichen Lande zu zehren, der grausame Vice-Präsident jedoch hinderte ihn sehr energisch daran, sich diesem zeitraubenden Vergnügen hinzugeben. Vorwurfsvoll wies der beredte, mit

den galizischen Zuständen so vertraute Fachmann darauf hin, daß auch der Abgeordnete Czerkawski eine halbe Stunde gesprochen habe; vergebens erklärte er, er habe „noch viel mehr zu entgegnen“, Herr v. Hopfen entzog ihm, indem er auf die Kostbarkeit der Zeit aufmerksam machte, das Wort. Mit tiefer Bekümmerniß setzte sich der Unglückliche, sein reiches galizisches Material in die Brust verschließend, auf seinen Platz und noch nach einer Stunde hörten die Nebensitzenden, wie er Bruchstücke aus seiner galizischen Rede in den Bart murmelte.

Der Herr Reichskanzler Graf Beust wählte für seine Adreßrede mit vielem Glück den Ton des sterbenden Staatsmannes, welcher, ehe er von der Erde und dem Mandate der Reichenberger Handelskammer für immer Abschied nimmt, sich noch mit der Welt und Herrn Skene versöhnen will. Er reichte seine Hand nach allen Seiten hin, verzieh denen, die ihm weh gethan, und heischte Verzeihung von Jenen, die er gekränkt. Seine Stimme wurde immer leiser und leiser, er sprach noch in kurz abgebrochenen Sätzen von dem, was er geleistet, und erklärte: „es genüge ihm sein Bewußtsein“, und so schied er Samstag Nachmittags um drei Uhr mit vollem Bewußtsein, nachdem die Sitzung geschlossen war.

Noch eine ziemlich große Reihe von Abgeordneten ergriff das Wort, aber die Reden derselben waren nur, wie die Homöopathen sagen würden, erste, zweite und dritte Verdünnung.

Erwähnung verdient nur die Rede des Berichterstatters Baron Tinti, obwohl auch er nur die Reden

der geehrten Herren Vorredner verdünnte. Schon Herr Schindler hatte von P. Greuter behauptet, „er könne nicht deutsch sprechen, er habe römisch gesprochen, er sei ein Römling“. Herr Baron Tinti hatte wahrscheinlich von diesen Redewendungen eine notariell beglaubigte Abschrift genommen, denn er machte die Herren Greuter und Jäger darauf aufmerksam, sie seien keine Deutschen, sie sprächen auch nicht deutsch, sie seien keine Oesterreicher — nur anstatt mit den Worten des Originals zu schließen: „Sie sind Römlinge“, ging er noch einen Schritt weiter und sagte: „Sie sind Römer!“

Die Tiroler aber, um den Beweis zu liefern, daß es auch in Tirol grobe Barone gebe, wählten den Herrn Baron Giovanelli zu ihrem Anwalte, welcher, nachdem er noch zum Schluß den bekannten Salamander für „Gott, Kaiser und Vaterland“ gerieben hatte, an der Spitze von fünf tief empörten „Schwarzen“ das glaubenslose Haus vor dem Schottenthore verließ.

Die erste Aufführung der Meisterfänger.

6. März 1870.

Wenn der letzte Sonntag ein „Eostag“ war, dann dürfen wir einer ziemlich scandalreichen Saison entgegensehen.

An diesem sonst der Erholung gewidmeten Tage des Herrn fand nämlich die erste Aufführung der „Meisterfänger“ Richard Wagner's statt, jener Oper, mit welcher der geniale Maestro dem Sagenkreise der Götter und Helden den Rücken gekehrt, und sich den Fachkreisen der Schuster zugewendet hat. In den „Meisterfängern“ plaidirt Wagner mit Pauken und Trompeten für die musikalische Gewerbefreiheit gegenüber dem musikalischen Junftzwange. Sowie man aber bei uns unter Gewerbefreiheit die „Zwangsgenossenschaften“ verstanden hat, soll auch in der Musik künftighin an die Stelle der classischen Junft nur die Zwangsgenossenschaft der „unendlichen Melodie“ treten. Der kühne Reformator verlangt, daß der Zopf, den man bisher hinten getragen, von nun an vorne getragen werde.

Es scheint, daß wir gegenwärtig die neuen Richtungen in der Kunst denselben Umständen zu danken haben, welchen wir die neuen Richtungen in der Mode

verdanken. Sowie die Damen, welche häßliche Füße hatten, die Schlepplleider, und die angehenden Mütter die Crinolinen erfanden, sowie eine hinkende englische Prinzessin erst in den jüngsten Tagen den Anstoß zu einer Reform der Damenschuhe gegeben hat, nach welcher der rechte Schuhabsatz höher ist als der linke, so haben auch die Farbenblinden in der Malerei die Schule begründet, welcher die Farbe als Topf gilt, und die Melodielahmen jene Schule, welcher die Melodielosigkeit den Fortschritt bedeutet. Man spricht zwar von einer „unendlichen Melodie“, das klingt aber gerade so, als wenn man ein großes stehendes Wasser eine unendliche Chauperle nennen wollte. Freilich, wenn diese Ohrenpein einmal die Musik unserer Enkel sein wird, dann darf man von einer unendlichen Melodie sprechen, denn was sollte dann nicht melodios sein? Jeder alte Topf, der in einer Küche zerschlagen würde, böte ja einen harmonischen Accord. Die Anhänger der Melodie können also Richard Wagner gegenüber den Vorwurf wiederholen, welchen in dem Gedichte Heine's der gekrönte Usufructuar der Lola Montez seinem königlichen Sittenrichter spottend zuruft: „selber habend nie gekonnt es“.

Man hatte erwartet, daß in Folge der Wagner'schen Broschüre: „Das Judenthum in der Musik“, die Auf-führung der „Meisterfinger“ erwünschte Gelegenheit zu einem kleinen Religionskriege bieten würde, und im Schoße des Severinus-Vereins sollen außerordentliche Berathungen stattgefunden haben, ob nicht in Berücksichtigung jenes wohlthätigen Zweckes der Vorstellung

eine Wallfahrt nach Maria-Tasferl zu veranstalten wäre, um den Sieg auf die Fäuste der Applauspender herabzusehen. Man kam jedoch während der Vorstellung über die Verbal-Injurien nicht hinaus, wobei freilich die Wagnerianer oft jedes Maß vergaßen, und so einem sehr anständigen Zischer das Schmähwort: Mendelssohn-Bartholdy! einem andern den noch größeren Schimpfnamen: Meyerbeer! ins Gesicht schleuderten. Der confessionelle Charakter des musikalischen Krieges trat aber zurück, und so konnte man christlich-musikalische Germanen zischen hören, während man andererseits die Besitzer von Nasen, welche die Wucht des Semitenthums schwer gebeugt hatte, applaudiren sah.

Die Anhänger der Zukunftsmusik wollten nicht den Ausgleich, nur den vollen Sieg; jede Trivialität, ja selbst die widerliche Bell- und Miau-Musik des zweiten Actes, wurde von der musikalischen Opposition mit enthusiastischem Beifalle begrüßt; wenig hätte gefehlt, und sie würden bei den wirklich schönen Stellen aus reiner Widerspruchslust zu zischen begonnen haben. Der Ouverture nach zu schließen, hätte wenigstens Einen der im Ueberflusse vorhandenen Schuster ein tragisches Ende erreichen sollen, aber diese Erwartung wurde getäuscht. Gebatter Schneider und Handschuhmacher balgen sich zu den Klängen einer *marchia funebre*. — Man denke sich die Posse „Lumpacivagabundus“ auf der Bühne, während das Orchester die „Eroica“ dazu aufspielt.

Die Sprache, selbst der Honoratioren dieses Opernlustspiels, welche hin und wieder neben dem Gesindel

zu Worte kommen, ist, um eine Wagner'sche Ausdrucksweise anzuwenden, ein wahres „Gefchlamb und Geschlumbfer“, sie schwätzen reinen Unsinn; manchmal glaubt man, Berauschte lassen zu hören, und es gereicht denselben kaum zur Entschuldigung, daß sie sich selbst wiederholt der „Dummheit“ zeihen.

So erklärt der ehrenfeste Herr Veit Pogner, allerdings „halb für sich“: „Ei werd' ich dumm“; Hans Sachs richtet an seinen Lehrbuben David die freundliche Einladung: „Verschlaf' Deine Dummheit“, was ein umso schlechteres Licht auf die Anderen wirft, da besagtem David von dem Chor der Lehrbuben nachgerühmt wird, daß er „der Allergeseh'ist“ sei; der Intrigant und Stadtschreiber Beckmesser richtet an sich die Gewissensfrage: „Darum, darum wär' ich so dumm?“ und „das Volk“ erklärt in gerechter Würdigung der geistigen Bestrebungen desselben: „Gott, ist der dumm!“ Endlich kann selbst die Heldin Eva nicht umhin, das Bekenntniß abzulegen: „Ich bin wohl recht dumm!“ und im Hinblick auf das Duett, welches sie mit dem Walter von Stolzing, ihrem Freier, singt, scheint sie sich auch in der That zwar streng, aber gerecht beurtheilt zu haben. Es klingt wie der Schwanengesang des gesunden Menschenverstandes, wenn sie in die leidenschaftlichen Worte ausbricht: „Ja ihr seid es, nein Du bist es, Alles sag' ich, denn ihr wißt es, Alles klag' ich, denn ich weiß es“, u. s. f. u. s. f.

Es ist weise eingerichtet von der Natur, daß die menschliche Stimme der Wagner'schen Musik nicht gewachsen ist, und daß sie so die Heiserkeit vor die Taubheit gesetzt hat!

Die Budgetdebatte.

27. März 1870.

Die Budgetdebatte im Abgeordnetenhaus hat abermals von dem Reinlichkeitsfinne unserer Volksvertreter ehrenvolles Zeugniß gegeben. Das sauber geschriebene Budget wurde auch nicht durch den kleinsten Abstrich verunstaltet, und unbefleckt, wie es in die Hände der Abgeordneten gelangte, kehrte es wieder in die Hände der Regierung zurück.

Es wurden wieder, wie dies in unseren Budgetdebatten von jeher der Fall war, sehr interessante Fragen berührt, z. B. die dramaturgische Begabung des Intendanten des Burgtheaters, der „effektische Styl“ des neuen Opernhauses u. s. w.; Herr Skene fand mit seltener Geschicklichkeit auch diesmal eine passende Gelegenheit, einen „geehrten Herrn Vorredner“ zu beleidigen. Ebenso benützten neuerdings Mehrere den willkommenen Anlaß, um die Versicherung bereits ausgezeichnete Vaterlandsliebe zu erneuern. Kurz, man wich den Ziffern mit jenem feinen Tact aus, mit welchem es der Gebildete vermeidet, im Hause des Gehenkten der Zolltarifsposten: Hanf, Flachs und Seilerwaaren Erwähnung zu thun.

Man kann es dem Herrn Baron Weichs nicht verübeln, daß er das Bedürfnis gefühlt, seinen Hofburgtheater-Ideen im gesetzgebenden Körper Ausdruck zu geben. Ich glaube aber, daß es nicht ganz ohne Interesse sein müßte, in einer Budgetdebatte nicht nur ästhetische, sondern auch finanzielle Dinge besprechen zu hören. Da der Redner erklärte, die „finanziellen Erfolge“ der gegenwärtigen Leitung des Hofburgtheaters seien „bei einer mit achtzigtausend Gulden dotirten Bühne nicht maßgebend“, so hätte er doch nebenbei darauf aufmerksam machen sollen, daß ein Theater, welches finanzielle Erfolge habe, keine Dotation von 80,000 fl. brauche.

Ich weiß nicht, ob Oesterreich reich genug ist, den Ruhm seines Hofburgtheaters zu bezahlen, aber ich bin keinen Augenblick darüber in Zweifel, daß es nicht so reich ist, diesen Ruhm zu bezahlen, sobald es denselben ohne Bezahlung haben kann. Jedermann weiß, daß die Eintrittskarten in das Hofburgtheater sich seit geraumer Zeit eines nicht unbedeutenden Ulgios erfreuen, und daß daher dieses Institut nicht nur keiner Subvention bedarf, sondern sogar ein sehr namhaftes Reinerträgniß abwirft, oder doch abwerfen könnte, wenn man in der Bethheiligung der Hofbeamten mit Freikarten eine etwas weisere Mäßigung walten ließe, als bisher. Freilich sähe man dann nicht, wie jetzt, ganze Diätenklassen mit Kind und Kegel im Parterre lagern, aber man zahlt doch nicht Steuern, damit den Hofbeamten die Reinigung ihrer Leidenschaften unentgeltlich besorgt werden kann.

Nur einmal hatte es den Anschein, als wenn man

die Budgetdebatte ernst nehmen wollte. Herr v. Mayrhofer nämlich donnerte mit blitzendem Auge gegen das Militär, that aber allerdings demselben weiter nichts zu Leide. Er beantragte keinen Abstrich im Budget, sondern nur ein kleines Principchen: „die allgemeine europäische Entwaffnung“. Die baierischen Abgeordneten, welche ebenfalls in diesen Tagen das Militärbudget beriethen, glaubten sich auf eine kleinliche Verweigerung großer Summen (beispielsweise wurden von einem mit 376,000 fl. eingestellten Betrage 300,000 fl. gestrichen) beschränken zu sollen, und kümmerten sich nicht weiter um die europäischen Brüder. Ebenso verweigerten auch die Volksvertreter der anderen europäischen Staaten die von den Regierungen verlangten Summen, ohne von dem armen Europa weiter Noth zu nehmen.

Da nahm sich endlich Herr v. Mayrhofer des verlassenen Welttheiles an, schloß ihn an sein warmes Posaferz, das von vornherein jede Schmutzerei ausschließt, und meinte, wenn wir schon nicht für uns sorgen, so wollen wir doch wenigstens für Europa Sorge tragen. Wir wollen keine Unterhaltung verderben; wenn Europa bis zur Nase bewaffnet ist, so halten wir mit, und wenn Europa entwaffnet, werden wir uns auch nicht ausschließen. Die allgemeinen Europäer des Abgeordnetenhauses freuten sich, daß es bald zu einem wirklichen Ersparnisse gekommen wäre, und schrien „Bravo“.

Der Lieferant, Herr Skene aber, der unter den schwierigsten Aufschlägen und den wechselvollsten Gewährläufen stets für das Militär eingestanden ist, erklärte

den Antrag des Herrn v. Mayrhofer für eine „sonore Phrase“. Die allgemeinen Europäer begrüßten diese freimüthige Kritik mit einem „Oho“, worauf Herr Skene mit überraschender Geistesgegenwart erklärte: „sonor ist keine Beleidigung“. Es soll uns hienach nicht überraschen, wenn Herr Skene nächstens einen geehrten Herrn Vorredner „grauer Esel“ nennt und sich damit entschuldigt, daß „grau“ keine Beleidigung sei.

Nicht ganz so neu war die Bemerkung dieses Abgeordneten der Stadt Brüm über die Gendarmerie. Zwar hat man das, was Herr Skene vom Gendarmen sagte, daß er „über den Parteien stehen“ solle, bisher nur vom Dichter gesagt und nicht vom Gendarmen, aber es wurde eben schon gesagt. Der Redner, welcher in Würdigung der hohen Mission der Gendarmerie verlangte, daß der Gendarm höher stehen solle als auf den Zinnen der Partei, gab auch gleich das Mittel an die Hand, jenem die nothwendige höhere Stellung zu verschaffen, nämlich die Unterordnung desselben unter einen Corporal, oder, wie Herr Skene sich ausdrückte, „die militärische Organisation.“

Berichterstatter war leider Herr v. Hopfen. Er erklärte sich gegen die von Mayrhofer beantragte allgemeine europäische Entwaffnung, weil die Annahme einer solchen Resolution die Bedeutung hätte, „daß das Abgeordnetenhaus diese Anschauung bisher nicht gehabt habe“. Es kann daher aus Etiquetterücksichten nie irgend ein Abstrich im Budget, niemals irgendwelche Reform beantragt werden, weil man sonst immer das

Haus in Verdacht haben könnte, als habe es „eine solche Anschauung bisher nicht gehabt.“ Herr v. Hopfen möge in Gottes Namen im Abgeordnetenhaufe die Beine übereinander legen, seine Brille pußen, sein Doppelfim aus der Cravate fischen, zur Ordnung rufen, mit der Glocke drohen, und wenn es sein muß, einschlafen, aber doch um des Himmels willen niemals für oder gegen eine Sache sprechen.

Reisebriefe eines Wiener Spaziergängers.

Görz, den 15. April.

Wenn ich unter den Damen meiner Bekanntschaft eine Pfarrersköchin zählte, so würde ich dieselbe ersuchen, mir vom Papste einen kleinen Nachtragscanon zu erwirken: „Wer in einem Eisenbahn-Wagen, in welchem sich Vergnügungs-Reisende befinden, über den Ministerwechsel spricht, der sei verflucht!“

Als wenn es nicht ganz gleichgiltig wäre, ob der Sectionsundsoweiter des Finanzministeriums A. oder der Finanzlandesundsosort B. zum Finanzminister befördert wird. Unser Staat ist zwar sehr unterhaltend, büßt doch aber selbst das „Donna è mobile“, wenn es Einem im Laufe eines Vormittags öfter als zwölfmal auf einer Drehorgel vorgespielt wird, schließlich den Reiz der Neuheit ein. Auf jeder Station wurde eine neue Ministerliste in den Wagen gebracht. Als ich von Graz abfuhr, erzählte man noch, wir bekämen einen schlanken Minister des Innern mit einem Vollbarte, und in Nabresina, da wir auf den Anschluß nach Görz warteten, hieß es wieder, der Minister sei ein untersehter, fünf Schuh vier Zoll

hoher Mann mit einem ausgerasirten Kinne. Da soll der Teufel die Völker Oesterreichs sein!

Um halb Ein Uhr Nachts langten wir in Görz an. Wenn der Baron Tinti, wie ursprünglich beabsichtigt war, ein Portefeuille bekommen hätte, so wäre ich mit Rücksicht auf die dann in Aussicht stehende reiche Feuilletonsausbeute in dem ersten Hôtel von Görz, „zu den drei Kronen“, abgestiegen. So aber, da in der eben cursirenden dreizehnten Ministerliste die schlanke Stütze der Verfassung keine Stelle gefunden hatte, beschloß ich, mich einzuschränken und kehrte in dem „goldenen Löwen“ ein. Nachdem es mir mittels eines kleinen Anlaufes gelungen war, auf mein Bett zu springen, wiegte mich bald Morphous in seinen steinharten Armen.

Es war ein wunderschöner Palmsonntagmorgen; die Wiesen und Felder, sowie die andere der Grundsteuer unterliegende Natur waren grün, in den Gärten blühten die Pflirsich- und Mandelbäume, und ich war in jener heiteren Gemüthsverfassung, welche der Schauspieler, Herr Förster, so wohl zu bewahren weiß, wenn er als König Lear seine Tochter Cordelia verstößt. Die schöne Jugend von Görz war im Sonntagsstaate, die Jünglinge zum größten Theile in chocoladebraunen Röcken und in Weinkleidern von jenem saftigen Grün, das ich mir schon längst für die Tapeten meines Arbeitszimmers in Wien gewünscht habe. Die hübschen Görzerinnen trippelten in die Domkirche, welche einem Oliventhaine glich, da alle Anwesenden geweihte Oelzweige in der Hand hielten.

Die unzähligen Frisirladen und Kaffeehäuser ver-

rathen den italienischen Charakter der Stadt. Wie die kleine Stadt im Stande ist, alle die Pomaden- und Mokka-vorräthe zu verzehren, begreife ich nicht, es ließe sich nur damit erklären, daß sich sämtliche Kaffeesieder frisieren lassen, und dagegen alle Parruchieri vom Kaffee leben. Als italienische Stadt hat Görz selbstverständlich auch eine wälsche Oper. Ich bemühte mich, einen Sperrsiß zu Verdi's „Ballo in maschera“ zu erhalten, und erfuhr, daß ich einen solchen beim — Bäcker bekommen könne. Den Görzern scheint jedoch die Oper noch mehr Lebensbedürfniß zu sein, als das Brod, denn während der Bäcker noch Semmeln in Hülle und Fülle hatte, waren die Sitze schon ganz und gar vergriffen. Ich erkundigte mich, ob nicht vielleicht altgebackene Sitze zu haben seien, erfuhr aber, daß die Sitze in Görz ebensowenig gebacken würden, als in anderen Städten, und daß der Bäcker deren Verkauf nur als künstlerische Nebenbeschäftigung betreibe. Ich entschloß mich endlich, eine Loge zu nehmen, um den Abend in dem Kreise kunstsinziger Görzer zuzubringen.

Da der Beginn der Oper um halb acht Uhr stattfinden sollte, machte ich mich etwa eine Viertelstunde vorher auf den Weg und gelangte in jener gehobenen Stimmung, mit welcher man vielversprechenden Kunstgenüssen entgegengeht, zu dem Tempel der Kunst. Wie groß war aber mein Erstaunen, als ich denselben, obwohl nur wenige Minuten zu der für den Beginn der Vorstellung festgesetzten Stunde fehlten, geschlossen fand. Ich umging denselben zu wiederholtenmalen, fand aber, wie Tamino, da er in die Villeggiatur Sarastro's einzudringen

versucht, nirgends eine geöffnete Pforte, nur daß ich nicht einmal jenes „Zurück“ zu hören bekam, mit welchem der Portier Sarastro's Bettlern, Hausirern und reisenden Prinzen die Thüre weist. Ich dachte schon, das Theater sei vielleicht in jenem geheimnißvollen Style gebaut, dessen sich gewisse Feuerzeuge erfreuen, welche nur mittels eines höchst überraschenden Kunstgriffes zu öffnen sind. Da ich aber stets in dieser technischen Fertigkeit eine große Ungeschicklichkeit an den Tag gelegt hatte, begab ich mich in das Kaffeehaus, welches mit den Musenräumlichkeiten in Verbindung steht, um mich bei dem Billard-Impresario zu erkundigen, in welcher Weise der einlaßheischende Fremdling in die geheimnißvollen Hallen gelangen könne.

Ich muß ausdrücklich bemerken, daß ich mich, falls man den Einlaß von einer Feuer- oder Wasserprobe abhängig gemacht hätte, einer solchen nicht würde unterzogen haben, sondern lieber in das Wirthshaus gegangen wäre.

Von dem Sprecher des Kaffeehauses, dem ich mein Verlangen vortrug, und der mich deßhalb, wie ich aus seinem Lächeln errieth, für einen in modische Kleider gesteckten Sidshi-Insulaner hielt, erfuhr ich, daß das Haus nicht früher als um die für den Beginn der Vorstellung anberaumte Stunde eröffnet werde, da die Kunstfreunde sich schon im Brodladen mit Karten versehen konnten, und daher der nur pro forma bestehenden Cassa nicht bedurften. Richtig, fünf Minuten nach halb acht Uhr öffnete ein nachlässig rasirter Mann in vorgerückten Lebensjahren das große Thor.

Da stand ich denn am Ziele meiner Wünsche, aber allerdings ganz allein. Ein Billeteur, der eine gewisse staatsmännische Zurückhaltung vielleicht zu auffallend zur Schau trug, wies mir mit dem Zeigefinger den Weg. Ich stieg die Treppe hinan, dieselbe war ganz im egyptischen Style finster. Nachdem ich zweimal ausgeglitten und einmal mit dem Hute gegen ein Hinderniß angerannt war, dessen Natur mir noch jetzt nicht ganz klar ist, beschloß ich, mit meinen Sündhölzchen-Vorräthen nicht länger zu sparen, und mir so einen Weg durch die Logenwildniß zu bahnen. Leider reichten meine phosphorfreen und geruchlosen Freunde nur bis zur Loge Nr. 11, während meine Loge die Nummer 21 hatte.

So stand ich denn allein und verlassen vor fremden Logenthüren! O Isis und Osiris, rief ich, sollen denn hier, so nahe am Ziele, meine Hoffnungen scheitern, sollen meine Anstrengungen vergebens, meine Opfer fruchtlos gewesen sein? Ach! Ich weiß nicht, wie lange ich vor der Logenthüre 11 in dumpfem Hinbrüten gestanden haben mochte, da kam mir der sinnreiche Einfall, die in den Blinden-Instituten mit so großem Erfolge angewendete Methode mir anzueignen, und so lange von Logenthüre zu Logenthüre zu tappen, bis ich zehn Thüren getastet und so die Loge 21 gefunden haben würde. Der kühne Streich gelang, und bald fuhr ich mit einem Freudengeschrei in den sicheren Hafen meiner Loge ein. Das Theater war noch leer, eine Leere, die ein Oellampenluster schamhaft zu verheimlichen suchte. Ich war die einzige fühlende Brust in den drei Logen-Galerien; ein

leichter Nebel lag über dem Parterre, aus welchem drei rothbelederte, jedoch unbewohnte Bänke trübe schimmerten. Auch auf der bei uns unter dem besonderen Schutze des heiligen Mathias stehenden Galerie waren keine Spuren menschlicher Ansiedlung zu finden. Mit einiger Bitterkeit verglich ich mein Los mit jenem des unglücklichen Robinson, und sank endlich ermüdet auf die Logenbrüstung.

Plötzlich wurden Schritte hörbar, die Thüre des Parterre that sich auf — Himmel, ein Mensch! War es ein Bösewicht, den sein schlimmes Gewissen zu den von Menschen gemiedensten Stätten trieb? Nein, böse Menschen haben keine Lieder, und der Mann sang laut: Dahühü, dahühü! Der Fremde zog ein Werkzeug unter dem Rocke hervor. — Vielleicht, dachte ich, will er das Parterre urbar machen. O Gott, was sah ich, der Fremde ging in das Orchester und das Instrument, das ich am ehesten für eine Schaufel gehalten hätte, war ein Violoncell. So trifft man Euch denn, Ihr Musikanten, rief ich freudig bewegt, überall, selbst in der Görzer Oper?

Der Bann war gebrochen, das Orchester füllte sich, in dem Parterre wogte bald die chocoladebraun, mayonnaisegelb und spinatgrün gekleidete Menge, welche ich schon Vormittags vor der Kirche getroffen hatte, und in den Logen saßen kunstsinige Familien im dichten Gedränge, als wenn ein Gewitter im Anzuge gewesen wäre. Die Zuführung war derart, daß ich wohl begriff, warum das Publicum sich so schwer entschlossen hatte, zu kommen. Es blieb mir aber unbegreiflich, warum es endlich doch gekommen war. Der Tenor sang, als wenn die Töne

ihm in die unrechte Kehle gekommen wären und er Mühe gehabt hätte, sie wieder herauszubringen. Der Bariton sang unbekümmert um den Tact seinen rechten Stiefel an, die Primadonna rang vergeblich die Hände nach einem Tone und der Altistin hatte der Schmerz um das theure Vaterland die Stimme geraubt. Die Letztere begrüßte man ungeachtet ihrer Stimmlosigkeit mit einem wahren Beifallsturme, und es wurde ihr sogar aus einer Loge ein Kranz mit grün-weiß-rother Schleife geworfen. Die Schlaue war nämlich am Abend vorher auf der Bühne mit einem tricoloren Bouquet erschienen, das die Sehnsucht nach der Annexion durch den Regalantuomo allegorisch andeuten sollte.

Zur Analyse der Generalversammlungen.

5. Juni 1870.

Die Unsicherheit nimmt in Wien in wahrhaft erschreckender Weise zu, fast täglich sind die Spalten der Zeitungen mit Berichten über stattgefundene Generalversammlungen gefüllt. Die Festlichkeit beginnt regelmäßig mit dem Vortrage einer kleinen literarischen Arbeit des Verwaltungsraths, welche die heldenmüthigen Anstrengungen des letzteren, ein Geschäft abzuschließen, besingt, sodann aber in einer kleinen Elegie „die Ungunst der Zeit“ beklagt, die das Zustandekommen dieses Geschäftes unmöglich gemacht habe, und nach einer ergreifenden Grabrede auf die Superdividende in einem Schlußpsalm die Nothwendigkeit einer Erhöhung der Verwaltungsrath-Tantième zu preisen bemüht ist.

Auf diesen erhebenden declamatorischen Theil der feier folgt in der Regel eine kleine komische Scene. Während nämlich der Chor der gemietheten Actionäre in kurzen Wechselstrophen seine Zustimmung zu den Anträgen des Verwaltungsraths zu erkennen gibt, erhebt sich ein Actionär, welcher, trotzdem er die Anzahl der Actien, die ein Stimmrecht geben, wirklich besitzt, sich doch

in die General-Versammlung einzuschleichen gewußt hat. Derselbe wird aber sogleich, indem er das Interesse der Actionäre zu wahren sucht, als Schein-Actionär, das heißt als solcher, der die Actien nicht bloß zum Schein besitzt, erkannt, unbarmherzig entlarvt und in ausgelassenster Weise verhöhnt. Sachverständige behaupten, daß sie diesem Theile der General-Versammlung, wegen seines tollen Humors und seiner ansteckenden Lustigkeit, nur die italienischen Carnevalsbeste an die Seite zu stellen wüßten.

Sobald der Eindringling die Geschäftsführung des Verwaltungsraths angreift, geben die Verwaltungsräthe dadurch, daß sie theils auffallend gähnen, theils in kurzen Zwischenpausen auf die Uhr sehen, zu erkennen, daß sie das Incognito des dreisten Sprechers durchschaut, und ihn als heimlichen Actionär erkannt haben, welchem die Actien, die er deponirt hat, wirklich gehören. Ist der Sprecher ein schlauer Fuchs, so verzichtet er nach solchen bedrohlichen Anzeichen auf das Wort, zieht seine allenfalls gestellten Anträge schleunigst zurück oder verläßt, indem er Nasenbluten vorschütt, die Scene, welche, einem lauten Kichern nach zu schließen, das bereits auf mehreren Bänken hörbar wird, zum Tribunal zu werden verspricht. Ist er aber ein Neuling, so mißachtet er die Vorboten des Sturmes und hält auf der abschüssigen Bahn manchmal nicht eher inne, als bis er sich statt auf der Bahn, auf der Treppe befindet.

Wenn er die Ziffern des Rechenschaftsberichtes zu widerlegen trachtet, so zeigt ihm das allgemeine Plaudern, daß die Versammelten anderen Unterhaltungsstoffen größe-

ren Reiz abzugewinnen wissen; greift er den Verwaltungsrath an, so belehrt ihn das Murren der Anwesenden und ein lärmendes Reiben des Fußbodens mit unverwüstlichen Stiefelsohlen, daß Niemand die Pietät gegen Männer, welche große Quantiën beziehen, ungeahndet verletzen dürfe; wird er heftig gegen den Verwaltungsrath, so erinnert ihn der allgemeine Orcan der Entrüstung und ein Platzregen von allgemein gangbaren Ehrenbeleidigungen, daß man auch unter unanständigen Leuten den Anstand nicht außer Acht lassen solle; und sollte er nun gar Anträge zu stellen wagen, so verhallen diese im lauten Gelächter des dankbaren Publicums ungehört.

Die andauerndste Heiterkeit, deren sich bis jetzt ältere Verwaltungsräthe erinnern, erregte der Antrag eines eingetragenen Actionärs, der das Stimmrecht auf Grundlage seiner eigenen Actien auszuüben wagte: es möge statt der Quantiën des Verwaltungsraths die Dividende der Actionäre erhöht werden. Um 11 Uhr 35 Minuten wurde dieser komische Antrag gestellt und das laute Gelächter begonnen. Dieses dauerte ununterbrochen bis 11 Uhr 42 Minuten, erhob sich dann nach einigen Pausesecunden von Neuem, und um 11 Uhr 50 Minuten lachten noch immer zwei Herren in ihre Taschentücher, von denen der Eine einen Schwager und der Andere ein Geschwisterkind im Verwaltungsrathe sitzen hatte.

Nachdem der Vorsitzende den Sprecher mehrmals zur Mäßigung ermahnt und sobald derselbe mit seinem Vortrage fertig und stille geworden ist, die Anwesenden

ersucht hat, die Redefreiheit zu wahren, ergreift er selbst das Wort.

Er behauptet vor Allem, die dem Verwaltungsrathe so werthvolle Geduld der Actionäre durch eine eingehende Widerlegung der Scheingründe des Gegners nicht auf die Probe stellen zu wollen, bedauert sodann die Kostbarkeit der Zeit, welche nicht gestatte, auch nur eine oberflächliche Widerlegung der ungerechtfertigten Angriffe des Gegners zu versuchen, hält ferner die General-Versammlung nicht für eine passende Gelegenheit zur Widerlegung der irrigen Ansichten des Gegners und glaubt schließlich, daß der Verwaltungsrath seinen statutenmäßigen Wirkungskreis überschreiten würde, wollte er eine Widerlegung der ganz und gar falschen Auffassung des Gegners auch nur versuchen. Um aber den beleidigenden Vorwurf des Gegners zu widerlegen, daß der Verwaltungsrath sein eigenes Interesse auf Kosten jenes der Actionäre verfolge, indem er keine Dividende vertheile, wohl aber eine riesige Tantième beziehe, schlage der Verwaltungsrath den Actionären vor, mit ihm zu tauschen. Er beantrage daher eine Statuten-Änderung in dem Sinne, daß die Dividende der Actionäre künftighin nach der Tantième des Verwaltungsraths berechnet werden und fünf Percent der letzteren betragen solle, so daß die Actionäre in jedem Jahre mit Bestimmtheit auf eine Dividende rechnen könnten.

Dieser opferwillige Antrag wird unter rauschendem Beifall angenommen.

Hierauf erhebt sich ein schlichtgekleideter Herr, welcher

auch sonst Commissionen gegen ein Billiges besorgt, um dem Verwaltungsrathe den Dank der Versammlung auszusprechen. Der Präsident schließt dieselbe, und die Miethactionäre, welche als „Stimmvieh“ einen Augenblick des Glückes genossen, verwandeln sich wieder in arme, geplagte, subalterne Comptoir-Menschen, die kein Verwaltungsrath mehr: „meine Herren!“ anspricht.

Landtags=Candidaten.

26. Juni 1870.

Der Mensch fing in dieser Woche beim geehrten Mitbürger an. Der Mitbürger fing aber erst an, geehrt zu werden, wenn er nachweisen konnte, daß er mehr als zehn Gulden an directen Steuern bezahle.

Allen solchen geehrten Steuerzahlern wurde in Maueranschlägen erzählt, daß gewisse unerseßliche Güter der Nation, ich weiß nicht mehr welche, gefährdet seien, eine Gefahr, der sich nur durch die Wahl des Herrn Pitzelberger in den Landtag vorbeugen lasse. Sodann eilten ein paar Hundert Herren — wenn das neue Opernhaus nicht mehr Besucher hat, spricht man von einem „leeren Haus“ — in die Wahlstube, gaben dort Herrn Pitzelberger ihre Stimme, und wenn ich nicht irre, ist jetzt das Vaterland gerettet. Nachdem die aufgebotene Vaterlandrettungs-Mannschaft ihre geehrte Mitbürgerpflicht erfüllt hatte, ging sie wieder an die Arbeit für die nächste Steuerrate, und befreite die Obligationen von den lästigen Juli-Coupon-Auswüchsen, rundete die Miethzinse auf höhere Beträge ab, verkaufte Leinwand, unter welcher sich wie gewöhnlich Baumwolle befand,

fertigte für die streitfichtige Menschheit beschwichtigende Expensnoten an, oder versprach, sie für fünf Gulden von den ältesten äußerlichen Krankheiten zu erlösen.

Da die Talente sich leider noch immer nicht dazu verstehen wollen, hohe directe Steuern zu entrichten und sich in den Kreis der geehrten Mitbürger aufnehmen zu lassen, war man wieder gezwungen, „Charaktere“ zu wählen, so daß man in der nächsten Landtagsession keine Störung der öffentlichen Ruhe zu befürchten braucht. Der Charakter des ersten Bezirkes, Herr Dr. Jaques, fiel leider durch, obwohl er, um jede Stimmzersplitterung zu vermeiden, die Wähler ersucht hatte, ihre Stimmen auf ihn zu vereinen, und trotzdem er sich, um die Schaar seiner Anhänger zu vergrößern, auf seine sämtlichen vortrefflichen Eigenschaften, darunter auch auf den rituellen Leibschaten, den er kurz nach seiner Geburt erlitten, berufen hatte. Ebenso wenig fand der Candidat der Clericalen, Herr J. C. Sothen, welcher der Verjudung seiner Wechselstube, bei deren Verkauf an die „Handelsbank“ so besonnen vorzubeugen mußte, indem er mit dieser ein Concordat abschloß, wonach kein Jude weder die niederen Practikanten-, noch die höheren Commisweihen jemals erhalten sollte, die gewünschte Nachfrage. Leider müssen wir auch darauf verzichten, Herrn Schindler, welcher die öden Parlamentshallen so oft mit seinen Scherzen durchtönte, unter den Abgeordneten wieder zu finden, da sein auf ein Engagement abzielendes Gastspiel bei den Wählern des Neubau vollständig mißglückte. Seine zu lebenslustige Auffassung volkswirthschaftlicher

fragen, sowie die Anbetung mehrerer goldener Kälber, deren er beschuldigt wird, soll die Wähler verstimmt und veranlaßt haben, den goldenen Schlüssel des Abgeordneten aus den Händen des jovialen Mannes zu nehmen.

Ich weiß nicht, ob dem Kampf, den die „Alten“ mit den „Jungen“, zum Ergötzen der ungeehrten Mitbürger, welche noch nicht wahlreif sind, führten, nunmehr da die große Wahlschlacht geschlagen ist, ein segensreicher Frieden folgen wird und ob die „Falschliberalen“ und „Hofdemokraten“ einander nur mehr im Stillen zu verachten gedenken, oder ob sie vorhaben, sich auch fernerhin die unentbehrlichen Ehrenbeleidigungen öffentlich zu erweisen. Am übelsten sind jedenfalls die durchgefallenen Candidaten der beiden Parteien daran, die durch kein Mandat dafür entschädigt wurden, daß sie mehrere Wochen hindurch in den Zeitungen der Gegenpartei mit Ausrufungs- und Fragezeichen (!) (?) (!?) (?!), mit Prädicaten, welche sonst nur in der descriptiven Zoologie Verwendung finden, mit Euphemismen, die in der Regel zur Beschönigung gemeiner Verbrechen hervorgesucht werden, mit dichterischen Citaten, in welchen geistige Schwächezustände geschildert werden, mit Anekdoten aus dem Leben berühmter Straßenräuber u. s. f. u. s. f. in ausgiebiger Weise überschüttet wurden.

Die vaterländische Polizei sah mit Bestürzung, wie der Hang zu schweren Verbrechen unter den Respectspersonen, je näher der Wahltag heranrückte, in erschreckender Zunahme begriffen sei, die Irrenärzte besorgten,

daß bei der Anzahl von Gehirnleiden, von welchen höher besteuerte Staatsbürger befallen wurden, die vorhandenen Räumlichkeiten nicht ausreichen würden, und die Besitzer der Wander-Menagerien im Prater setzten die Eintrittspreise herunter, weil sie mit ihren Leistungen aus der höheren Zoologie dem wilden, gefräßigen, heimtückischen und raubgierigen Landtags-Candidaten gegenüber keine Anziehungskraft zu üben vermeinten.

Die Wahlschlacht ist endlich vorüber, und da beide Parteien behaupten, den Sieg davongetragen zu haben, dürfen wir uns der schmeichelhaften Erwartung hingeben, einen aus „Falschliberalen“ und „Hofdemokraten“ gemischten Landtag zu bekommen. Vorläufig aber sucht jede der beiden Parteien jene Großmuth an den Tag zu legen, welche den wohlherzogenen Sieger auszeichnet, und wenn jetzt ein „Alter“ einem „Jungen“ oder ein „Junger“ einem „Alter“ einen Esel bohrt, glaubt man schon, die Regeln der Etikette verletzt zu haben.

Der Schullehrertag.

12. Juni 1870.

Diese Pfingst-Woche gehörte den Kindern, die zur Firmung, und den Schullehrern, die zur Lehrerversammlung in Wien eingetroffen waren. Mehr als die Kinder und Lehrer zogen aber die Blicke der gefühlvollen Beobachter jene Vertreterinnen holder Weiblichkeit auf sich, welche der Kenner der einheimischen Damenflora als „Firmgodd“ bewundert. Zu dem üppigen Wachsthum, mit welchem die nieder-österreichische Natur mit fast tropischer Liebenswürdigkeit unsere Landeskinder weiblichen Geschlechts ausgestattet hat, bildete der, in seiner körperlichen Entwicklung auf ein Minimum reducirte deutsche Schullehrer, einen beschämenden Gegensatz, und wenn nicht die Zeitungen das Gegentheil versichert hätten, konnte man weit eher die kühn blickenden Godeln für die Sieger von Sadowa halten als die schüchternen Propheten des A. B. C.

Einer größeren Carrière, als der deutsche Schullehrer in der öffentlichen Meinung gemacht, dürften sich wohl wenig andere hungrige Sterbliche rühmen. Bis zum Jahre 1866 gehörten der Schneider und der

Schullehrer zu jenen Herren der Schöpfung, welche nur in besonders günstigen Erntejahren einen Schatten warfen. Nach der Ueberzeugung des Volkes jedoch hat dem Ersteren ungeachtet seines geringen specifischen Gewichtes, das Bügeleisen in den Stürmen des Lebens stets einen sicheren Halt geboten. Es gehört daher jener federleichte, früher der Genossenschaft der Kleidermacher, nunmehr der Ballade einverleibte Jüngling, welcher sich, den drohenden Barometerstand nicht achtend, auf die Simmeringer Haide wagte, wo alsobald zur Sühne für sein verbrecherisches Nähen die strafende Gerechtigkeit in Form einer Windhose ihn ereilt und „verweht“ haben soll*), zu den Ausnahmen, denen man nachrühmt, daß sie die Regel bestätigen.

Den Schullehrer dagegen hat das Volk nie anders, denn als Märtyrer unserer mißlichen Approvisionirungsverhältnisse betrachtet, der in der Regel von seinen irdischen Leiden durch ein plötzlich eintretendes Aufschlagen der Mundmehlspreise für immer erlöst wird. Wer erinnert sich nicht mit Bekümmerniß aus früherer Zeit jenes reiferen Pädagogen, welcher in den „Charakterbildern für das Volk“ schon durch mehrere Acte nichts Warmes zu sich genommen hatte? Wer gedenkt nicht der Tausende von Couplets, in welchen die Behörde auf den in erschreckender Zunahme begriffenen Appetit

*) Auf der Simmeringer Haad
Hat's an Schneider verwaht,
Es g'schieht ihm schon recht,
Warum naht er so schlecht?

der einheimischen Lehrkräfte immer wieder aufmerksam gemacht wurde?

Dies Alles hat sich seit dem Jahre 1866 geändert, nachdem ein jovialer Unbekannter das Gerücht ausgesprengt hatte, die preußischen Schulmeister hätten bei Sadowa gesiegt und die Denker wie gewöhnlich sich beeilten, diesen Scherz für Ernst zu nehmen, so daß Jedermann, der auf Bildung Anspruch macht, heutzutage von der strategischen Wichtigkeit des A. B. C. durchdrungen ist.

In unserem Vaterlande, wo man nicht mehr länger um eine Idee zurück sein will, wäre dieser löbliche Entschluß durch ein Mißverständnis bald zu Schanden geworden. Einige unserer schwerhörigen Strategen hatten nämlich mißverstanden, die Schneider hätten bei Sadowa gesiegt, und sofort suchte man durch einen wahrhaft staunenswerthen Reichthum an Uniform-Ideen einigen Jahrhunderten voranzueilen und durch die interessantesten Farben-Zusammenstellungen die Grenzen des Landes gegen feindliche Einfälle zu schützen. Sachverständige versicherten damals, daß die Armee durch unausgesehtes Exerciren im An- und Auskleiden, mit einer wunderbaren Präcision die Kleider wechselte. Hierdurch erhielt der Schneider, dessen kriegerische Bedeutung früher nie geahnt worden war, einen militärischen Beigeschmack und in den kriegerischen Dramen des Hofpoeten Herrn Weilen aus jener Zeit sind auch in der That die Helden von den Schneidern kaum mehr zu unterscheiden.

Erst später klärte sich das Mißverständnis auf und

man erfuhr, daß nicht die Schneider, sondern die Schulmeister bei Sadowa gesiegt hätten, so daß jetzt die männliche Jugend, wenn sie noch warm aus der Schulbank kommt, sogleich unter das wißbegierige Militär gesteckt wird, und um den Schulmeister, welcher dieselben zu Zukunftssiegern heranbildet, ein gewisser Generalstabs-Nimbus strahlt.

Der hungrige Schulmeister, dieser einstige Trost der Halbsatten und Stolz Derjenigen, die nicht lesen und schreiben gelernt hatten, existirt nicht mehr, und mit Stolz dürfen wir darauf hinweisen, daß schon an dieser Lehrerversammlung Einige Theil genommen haben, welche nicht nur zu viel gegessen, sondern sogar zu viel getrunken hatten.

Nix Deutsch!

28. August 1870.

Es laufen jetzt ein paar Völker auf der Erde herum, von denen man eigentlich nicht weiß, wozu sie da sind. Wenn ich zu diesen vor Allem die Völker Oesterreichs rechne, so geschieht dies nicht aus Nationalstolz, sondern um eine offenkundige Thatsache nicht todzuschweigen. Es wird zwar jetzt von der k. k. Preßverleitung ein etwas zu voreilig weggeworfener „österreichischer Staatsgedanke“ wieder zusammengeklaut und von officiösen Culturträgern an die Provinzpresse vertheilt, aber kein Mensch unter den Staatsdenkern, die gegenwärtig über die Regierung brüten, glaubt an einen Staatsgedanken, höchstens an einen Staatseinfall.

Als ich neulich, von Paris kommend, über die Schweiz und Deutschland nach meinem Vaterlande zurückkehrte, da ließ ich betrübt den Kopf hängen. Ich machte in Linz Halt, um mich erst wieder zu acclimatiren, und dort alle Cultur auszuschlafen. Ebenda hörte ich von unserem neuen Völkerfrühling: Die Polaken hatten wieder unter der Führung begeisterter Patrioten die Juden geplündert, und die Tschechen den Deutschen

die Fenster eingeschlagen. Als ich Abends meinen Unmuth spazieren führte, und einer Statue der Göttin der Gerechtigkeit begegnete, da mußte ich lachen, daß ein so erwachsenes Frauenzimmer noch immer blinde Kuh spiele.

Wenn unsere slavischen Staatsgefährten, dachte ich, die Siege der Franzosen mit so herrlichen Thaten feiern, so wird man doch in der deutschen Stadt Wien zur Feier der deutschen Siege mindestens illuminiren! Ach, hier führte Wenzel der Deutschenfresser das große Wort und docirte Völkerrecht. Die Neutralität verbiete Alles, sogar für die deutschen Verwundeten zu sammeln, oder deutsche Lieder zu singen, man müßte denn „Die Wacht am Rhein“ etwa so singen wollen: „Lieb' Vaterland, nur ruhig sei, fest steht die Wacht der Polizei.“ Deutsche jedoch in Polen und Böhmen zu insultiren, das verbot nicht die Neutralität. Man sieht hieraus, welchen Spielraum „das Recht der Neutralen“ noch immer der nationalen Begeisterung des deutschfressenden Theils der Bevölkerung gewährte.

Aber, Gott sei Dank, der Deutsche ist brav, gesittet und wohlherzogen, er verkriecht sich im Nothfalle in seine Kammer, singt seine tauben vier Wände an, und illuminirt auf erlaubte Weise, indem er, die glimmende Cigarre im Munde, den Kopf zum Fenster heraussteckt, und wenn er auf die Straße kommt unter Leute, dann macht er das dümmstneutrale Gesicht, nur um die berechnete Empfindlichkeit des Börsenvolks und der Slovakennation zu schonen. Hätte sie nur die behördliche Bewilligung, die deutsche Gesinnung! O, man würde kein Opfer

scheuen, und wenn es sein müßte, ebenso gern vier Gulden für eine Deutschenmarke bezahlen, wie für eine Hundemarke, vorausgesetzt, daß man dann ebenfalls ohne Maulkorb herumlaufen dürfte. Der Deutsch-Oesterreicher beißt ja nicht und wird nicht toll, und hat in seinen Hundstagen, die schon Jahre währen, immer ruhig Wasser getrunken, während man den Anderen Wein credenzt hat.

Dauert dies fort, dann möchte man lieber Stadträger sein als Culturträger.

Doch nein, der Telegraphendraht zerstört meine Besorgnisse, denn der Himmel hängt ja voller Geigen, auf denen die Tschechen den Versöhnungsmarsch spielen. Hurrah! Die Geschichte wird die letzten Deutschenkrawalle als die letzten verzeichnen, und die Deutschen Böhmens mögen denn in Gottes Namen die Glaserrechnung für die Fensterscheiben, die man ihnen eingeworfen hat, bezahlen, und die „Versöhnungshand“ schütteln, welche ihnen Herr Dr. Rieger, dem letzten Abendblatte zufolge, zu hoffentlich annehmbaren Bedingungen angetragen hat. Wenn aber der tschechische Friedenspfeifenstopfer in seiner Ansprache an die deutschen Abgeordneten hervorhob, daß „die großen Ereignisse, welche sich in Europa vorbereiten, den Zerfall Oesterreichs nicht unbedingt nothwendig machen“, so scheint es beinahe, als hätte er damit nur beabsichtigt, dem von ihm angebotenen Versöhnungstabak ein besseres Aroma zu geben, als er vielleicht in der That besitzt. Denn wir glauben vielmehr, daß diese großen Ereignisse am meisten dazu

beitragen werden, den von Herrn Rieger gütigst befürchteten Zerfall zu verhindern, indem die Deutschen Oesterreichs gerade ihnen die vielen Versöhnungsschmähe zu danken haben, welchen mit Spannung entgegengesehen werden darf.

Die Herren Symbolographen, welche zu wiederholtenmalen so freundlich waren, die Völker Oesterreichs in einem Tableau zu vereinigen, mögen denn von Neuem den Griffel in ihre versöhnende Hand nehmen, um die österreichischen Stämme ohne Unterschied der Waden und Nasen symbolisch zu gruppiren.

Es unterliegt kaum einem Zweifel, daß die Erneuerung dieses so beliebten ethnographischen Scherzes ein dankbares Publicum finden werde.

Hofrath Julian Klaczko.

4. September 1870.

Während die deutsche Heldenarmee nach Paris marschirt, erheben sich in unserem Vaterlande rührige Hanswurste und beginnen mit ihren Schellenkappen Sturm zu läuten. Obwohl noch kaum die Vierziggulden-Wunden vernarbt sind, welche uns der ehrenvolle Frieden mit den Bocchesen geschlagen, sollen wir neuerdings das Schwert aus der Scheide ziehen, um „die deutschen Barbaren“ in ihre Höhlen zurückzutreiben.

Herr Julian Klaczko, Hofrath in unserem Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten, bekanntlich eine Anstalt, deren Zweck es ist, unbemittelten Ausländern Gelegenheit zu geben, mit den österreichischen Staatseinrichtungen kostspielige Experimente anzustellen, hat sich an die Spitze dieser Wortheldenschaar gestellt. Bei einem Gastspiele, welches er im galizischen Landtage gab, beschwor er die polnischen Starosten bei Allem, was uns lächerlich ist, die Deutschösterreicher mögen Gut und Blut opfern, um die französischen „Apostel“, wohin der Hofrath „Alles in Frankreich vom commis voyageur bis zum Missionär“ rechnet, gegen die „Wölfe“, wie nach der Behauptung

des Redners die Preußen in der patriotischen Umgangssprache der Polen genannt werden, zu schützen.

Wohl werde man sagen, bemerkte Herr Julian, „die französische Nation habe Vorzüge, habe schöne Eigenschaften, sie sei aber auch von Fehlern, Lastern u. s. w. nicht frei“. Allein gerade weil die französische Nation „alle positiven Seiten des menschlichen Lebens vorstelle“, verdiene sie den „wahren Namen einer Nation“. Wenn unser Hofrath den Cancan und die ganze sichtbare Welt, welche dieser aufschließt, zu den positiven Seiten des menschlichen Lebens zählt, so wollen wir mit ihm hierüber nicht rechten, wohl aber scheint uns die Definition der „wahren Nation“, welche er gegeben, etwas allgemein gehalten zu sein, indem ja alle Nationen schöne Eigenschaften, aber auch Fehler, also alle sogenannte „positiven“ Seiten besitzen, und daher nicht abzusehen ist, wie der wißbegierige Laie die wahren Nationen von den unwahren unterscheiden soll.

So hat die polnische Nation beispielsweise die schöne Eigenschaft, daß sie Patrioten besitzt, dagegen haben diese die positive Seite, daß sie auf der Börse speculiren; die Polen haben nicht nur die schöne Eigenschaft, eine Vormauer gegen die Russen zu sein, sondern leider auch die positive Seite, daß sie diese Vormauer fast nie mit Seife waschen, und neben der schönen Eigenschaft eines großen Durstes besitzen sie die positive Seite, denselben nur mit Schnäpsen zu löschen. Ja selbst die barbarischen Deutschen müßten dann eine wahre Nation sein, denn sie haben nicht nur die schöne Eigenschaft, groß und mächtig zu sein, son-

dern auch die positive Seite, sich von kleinen, ohnmächtigen Völkern höhnen zu lassen. Freilich scheinen die Deutschen diese positive Seite jetzt ablegen zu wollen und werden daher aus der Reihe der „wahren Nationen“ zu streichen sein.

Nachdem der Herr Hofrath der französischen Nation und dem apostolischen Charakter ihrer Weinreisenden volle Gerechtigkeit hatte widerfahren lassen, besudelte er unter Beifall und Heiterkeit des Hauses die Deutschen und die deutsche Presse. Er wies auf Grundlage historischer Studien, die er wahrscheinlich im „Gaulois“ und „Figaro“ gemacht, nach, daß die Franzosen enthaltsam, die Deutschen aber „heutegierig“ seien, und meinte, der „Preis“ der Artikel der deutschen Blätter, „welche auf Seite der preussischen Ländererobrer stehen“, sei den Herren gewiß bekannt. Die Höhe des Preises, um welchen man sein Vaterland verräth, mag den polnischen Herren aus jener Zeit her bekannt sein, da es die russische Regierung noch der Mühe werth fand, den polnischen Adel zu bestechen; Herr Klaczko bedachte aber nicht, daß seit dieser Zeit die Preise der Lebensmittel bedeutend gestiegen sind, und daß es daher von Nutzen gewesen wäre, zu erfahren, wie hoch sich jetzt die Durchschnittspreise für den Landesverrath stellen. Nachdem der Redner noch als besondere Würze des Krieges, den er für Oesterreich vermitteln wollte, hervorgehoben hatte, daß derselbe ein Religionskrieg wäre, forderte er die Regierung auf, „das Schicksal der Welt zu entscheiden.“

Nun, ich denke, die österreichische Regierung könnte in der That nichts Klügeres thun, als marschiren zu lassen, aber nicht die Armee, sondern den Herrn Hofrath.

Der Zerfall Oesterreichs, Graf Beust und andere Kleinigkeiten.

18. September 1870.

Der Zerfall Oesterreichs war in dieser Woche ein beliebter Unterhaltungs-Gegenstand. Auf der Tribüne und in den Zeitungen wurde dieses anregende Thema in mehr oder minder ausführlicher Weise behandelt, und wie sonst über das Wetter, sprach man in der Gesellschaft über den Zerfall Oesterreichs:

„Glauben Sie, daß dieses Oesterreich noch lange anhalten wird?“

„O nein, ich denke, es wird sich wieder verziehen“
u. s. f. u. s. f.

Man hat unlängst bei uns die Geschmacklosigkeit begangen, einen armen Teufel, welcher in seinem Enthusiasmus über die Proclamirung der französischen Republik: „Es lebe die Republik!“ ausrief, des Verbrechens des Hochverrathes anzuklagen, während doch die wirklichen Hochverräther niemals die Republik hoch leben lassen, sondern über Aufforderung des Landtags-Präsidenten ein dreimaliges Hoch auf Se. Majestät den Kaiser aus-

bringen. Freilich, seitdem man angefangen hat, anerkannte Reichsrathsprenger zu Ministern zu machen, trägt Jeder, der sich die Zerstückelung Oesterreichs angelegen sein läßt, das Minister-Portefeuille in der Tasche, sowie mancher begabte Dieb das Anstellungsdecret als Polizei-Agent einem scharfsinnigen Einbruchsdiebstahle zu danken hatte. Letzthin noch war auf dem böhmischen Landtage von einer Viertheilung Oesterreichs die Rede. Während man also sonst die Vaterlandsverrätther geviertheilt hat, viertheilt man heute das Vaterland und die Verrätther kommen zu Amt und Würden. Mit dem Rufe „das Vaterland ist in Gefahr“ stürzen sich die Patrioten auf dieses, um es zu zerstückeln.

Sehr übel wäre dieser böhmische Landtag bald Seiner Excellenz, dem Grafen Beust, bekommen. Nachdem nämlich Herr Rieger mit tiefer Wehmuth der Corruption des österreichischen Reichsraths 'gedacht hatte (die Tschechen haben es sich nur selbst zuzuschreiben, wenn sie leer ausgehen; hätten sie an dem Reichsrathe Theil genommen, so würde man sie gewiß auch berücksichtigt haben), erlaubte er sich einige hämische Anspielungen auf die nunmehr geordneten Vermögensverhältnisse Seiner Excellenz und suchte die Sparsamkeit des vorsorglichen Staatsmannes, mittels welcher es diesem schon nach kurzer Zeit gelang, für die Tage des Alters und der Krankheit oder eines unvorhergesehenen Privatlebens einen kleinen Nothpfennig auf die Seite zu legen, zu begeistern. Ist es nicht traurig, zu sehen, wie man das Mißtrauen gerade gegen den Mann zu schüren versucht, welcher mindestens

275mal erklärt hat, daß er nichts verlange wie Vertrauen!

Kein Mensch kann sich vor seinem Tode glücklich preisen, daß er nicht österreichischer Minister geworden ist; wenn also auch mich das Los treffen sollte, etwa an Stelle des Herrn Lonyai Schatzkanzler des Reiches zu werden, so würde ich, nur um die zu ärgern, welche sich kein Gewissen daraus machen, einem Minister alles Böse nachzusagen, das er verschuldet hat, meine Sparpfennige niemals aus dem Beutel anderer Leute recrutiren.

Es sei mir erlaubt, hier zu bemerken, daß ich nur einmal in meinem Leben bestochen worden bin, daß mir aber seitdem die Lust an Bestechungen für immer vergangen ist. Ich hatte nämlich eines Tages auf das Menu meines Mittagessens eine größere Sorgfalt verwendet als gewöhnlich und nahm zum Schlusse, um das Gebäude zu krönen, vom Kellner eine Cigarre, welche er mir mit vierzig Kreuzern in Rechnung stellte. Ich hatte kaum begonnen, in dem Aroma derselben zu schwelgen, als sich ein Herr, welchen ich nur ganz oberflächlich kannte, neben mich setzte und mich im Hinweife auf unsere alte Freundschaft ersuchte, der neuen geruchlosen Retiraden, welche er erzeuge, in meinem nächsten Feuilleton anerkennend Erwähnung zu thun. Zugleich aber faßte er, um seiner Bitte größeren Nachdruck zu geben, meine Cigarre, die ich unvorsichtigerweise auf den Tisch gelegt hatte, warf sie weg und mit den Worten: hier haben Sie eine bessere! reichte er mir selbstbewußt eine Milares zu zehn Kreuzer, welche sich von den geruchlosen Retiraden

des großherzigen Spenders durch ihren Geruch unvortheilhaft unterschied.

Es ist aber wirklich jetzt nicht der richtige Zeitpunkt, sich mit solchen Kleinigkeiten, wie es österreichische Minister sind, ernsthaft zu beschäftigen. In kaum vierzehn Tagen ist die Erde um zwei Potentaten ärmer geworden und dieser Glücksfall ist schon fast vergessen. Der bekannte italienische Gutsbesitzer, Pius IX., fristet nur ein kümmerliches Notizendasein in den Zeitungen und auch dem jüngsten Erzhelme der Kirche, Napoleon III., wird nur hin und wieder von einem Feuilletonisten ein Stein der Erinnerung nachgeworfen. Ja, der Krieg macht Alles todt!

Die Marseillaise als tschechische Hymne.

2. October 1870.

Die Tschechen haben neulich die Vorstellung einer phantastischen Posse im Prager Theater, bei welcher die französische Republik mimisch-plastisch verherrlicht wurde, dazu benützt, die Marseillaise zu singen. Wenn die Franzosen noch jene galante Nation sind, als welche man sie ausgeschrieben hat, so wird ihnen wohl jetzt nichts Anderes übrig bleiben, als ihrerseits das tschechische Nationallied „Kde domov můj“ einzustudiren.

Ueberraschend für mich ist nur das Sprachentalent des tschechischen Volkes, wodurch es in den Stand gesetzt ist, nachdem es erst unlängst russische Hymnen zur Verherrlichung des Czaren gesungen, jetzt wieder, ungeachtet des kurzen Zwischenraumes, diesen begeisterten Lobpsalm auf die französische Republik anzustimmen. Da man hienach der gegründeten Vermuthung Raum geben darf, daß die Tschechen bei ihren Demonstrationen den Reiz einer linguistischen Abwechslung lieben, so kann es sehr leicht möglich sein, daß sie schon jetzt wieder sich im Englischen zu vervollkommen trachten, um bei der ersten sich anbietenden unpassenden Gelegenheit den Yankee Doodle vorzutragen, oder daß das tschechische Theater-Publicum nächstens den Turban als Kopfbedeckung wählt, und

während der Zwischenacte das bekannte Ständchen: „Allah ist groß und Muhamed ist sein Prophet“ zum Besten gibt.

Es sollte mich vor Verwunderung nicht der Schlag rühren, wenn die Declaranten schließlich dazu gelangten, sich zu tätowiren, eine Fischgräte durch die Nase zu stecken und im Parterre des tschechischen Theaters mit indianischen Naturtänzen zu debutiren, oder wenn die tschechischen Notabeln plötzlich als Mohren gefärbt in der Loge erschienen, und unter den Zurufen einer begeisterten Menge dem Tamtam demonstrative Klänge entlockten.

Es liegt mir zwar nichts daran, aber ich verstehe die Tschechen nicht, die noch vor einem halben Jahre der russischen Knute Kugelhändchen zugeworfen haben, und jetzt wieder in gewähltem Französisch sämmtliche Tyrannen zum Teufel jagen wollen. Man kann nach alledem nur vermuthen, daß sie als die einzige ihnen behagende Regierungsform die französische Republik mit dem russischen Czaren als Alleinherrscher an der Spitze betrachten.

Originell in ihrer Art war die Verfügung, welche die Prager Polizei getroffen hatte, um den republikanischen Demonstrationen des tschechischen Theater-Publicums vorzubeugen, indem sie anordnete, daß die Republik nicht, wie beabsichtigt, roth, sondern blau dargestellt werden solle. Ich habe mich zu wenig mit der Farbenchemie beschäftigt, um zu wissen, ob eine blaue Republik wirklich weniger ansteckend wirkt als eine rothe, und ob sich nicht für eine olivengrüne Republik schließlich dieselben Zweckmäßigkeitsgründe geltend machen ließen, wie für eine himmelblaue.

Ich begreife aber nicht, warum die Polizei, anstatt die rothe Farbe zu verbieten und die Figur der Republik zu gestatten, es nicht vorgezogen hat, die Figur der Republik zu verbieten und die rothe Farbe zu gestatten, so daß die Schauspieler statt der blauen Republik etwa eine löbliche rothe Finanz-Bezirks-Direction zu verherrlichen beauftragt worden wären. Eine Maßregel, welche sich schon mit Rücksicht auf den Umstand empfohlen hätte, daß die Farbe der Republik der Mehrzahl der Menschen bekannt ist, während noch Niemand die Farbe einer Finanz-Bezirks-Direction auch nur ahnt.

Hat aber die Polizei das Recht, die Republik zu bläuen, so sehe ich nicht ein, wie man ihr das Recht streitig machen will, auch andere Farbenbestimmungen zu treffen und beispielsweise anzuordnen, daß die Farbe der Unschuld künftighin nicht mehr weiß, sondern ein blaßes Tricotrosa sein solle.

Man lasse doch den Tschechen das kindliche Vergnügen! Wie Se. kaiserliche Majestät Faustina auf Haiti den Kaiser spielte und carrikirte, so spielen die Tschechen Nation und carrikirten das Wesen einer solchen. Als in unserem theuren Gesamtvaterlande die historisch-politischen Beinkleider in die Mode kamen, die ältesten böhmischen Schneider jedoch sich an keine tschechische Nationaltracht erinnern konnten, erfanden die Originalböhmern eine solche, und schafften alsobald diesem abenteuerlichen Kleiderragout den gewünschten Eingang in das Modejournal. Hatte sich aber bei den Magyaren das Princip Geltung verschafft, daß die Hose zu eng, der Rock dagegen zu weit sein müsse, so stellten die Tschechen dieses Princip

auf den Kopf und bestimmten in ihrer nationalen Kleiderordnung, daß die Hose zu weit und der Rock dafür zu eng sein solle. Wie alle unsere unterdrückten Völker ihre nationale Kopfbedeckung mit Pelz verbränten, um ihre erhitzte Phantasie vor Erfältung zu bewahren, so schöpften auch die Tschechen zu gleichem Zwecke aus dem reichen Vorne der Pelzwaaren und schwitzten unausgesetzt mit Köpfen und Füßen dem Deutschtum entgegen.

Um in den Geruch eines bejahrten Culturvolkes zu kommen, erfanden sie sich eine alte National-Literatur, welche aber nicht in Bibliotheken, sondern wie die Königshofer Handschrift in Kellern unter Erdäpfelsäcken von vaterländischen Philologen, welche dort ihren gelehrten Forschungen oblagen, aufgestöbert wurde. Die wackeren Gelehrten waren in Anbetracht des patriotischen Zweckes nicht davor zurückgeschreckt, denselben Weg zweimal zu machen, einmal um die Handschrift einzugraben, und das anderemal, um sie an der bekannten Stelle wieder hervorzuschaukeln.

Da die Tschechen endlich keine zu Recht bestehende Privatverfassung hatten, welcher zu Ehren sie die so beliebten Verfassungskampfspiele hätten aufführen können, beriefen sie sich auf die „vernewerte Landesordnung“ aus der Zeit der Schnabelschuhe und Scheiterhaufen, und erheitern die Welt mit dieser Carricatur eines Verfassungskampfes. Die deutschen Siege jedoch haben einen Strich durch die politische Rechnung der Tschechen gemacht, und so stehen jetzt die Declaranten am Weißen Berg.

Der Schmerz des Grafen Thun.

9. October 1870.

Die Rede, welche der feudal-clerical-loyal-patriarchal-nationale Patental-Invalide, der Herr Ex-Minister Graf Leopold Leo Thun, im böhmischen Landtage gegen die von der deutschen Minorität beantragte Vornahme der Reichsrathswahlen zum Besten gab, hat das Zwerchfell auch der entfernteren Wiener Leser in eine unter den jetzigen Verhältnissen doppelt wohlthuende Schwingung versetzt.

Der nationale Vorbeter betheuerte, der Schmerz der Minorität darüber, daß den wiederholten Aufforderungen Sr. Majestät des Kaisers, den Reichsrath zu beschicken, nicht Folge geleistet werde, könne sich als ein beschränkter Unterthanenschmerz keineswegs mit jenem Eliteschmerze messen, welchen „er und viele seiner Standesgenossen in noch mehr hervorragender Weise und tiefer als Andere empfänden“. Und zwar verdanken er sowie die wenigen „vielen Anderen“ die sowohl in der Höhe wie in der Tiefe ausgezeichnete Qualität dieses Schmerzes ihrem Wappenvieh, oder wie der edle Graf sich ausdrückte, „der Stellung, die uns die Vorsehung einmal gegeben hat“.

Ich stehe als Plebejer mit der Vorsehung nicht auf jenem vertrauten Fuße wie diese Herren, welchen, wenn sie auf den Ball zu gehen vorhaben, die Vorsehung den erforderlichen Frack aus dem Kleiderkasten langt. Aber das Eine weiß ich, daß der Vorsehung, wenn sie es wirklich ist, welche „die Stellung uns gibt“, öfter ein kleiner Schabernack gespielt wird, denn es ist schon Mancher von der Vorsehung zur Stellung eines Grafen berufen, und von dem k. k. Landesgericht in Strassachen von dieser Stellung wieder abberufen worden. Oder vielleicht weiß ich nicht, was die Vorsehung ist. Möglicherweise sind unsere miserablen Finanzzustände, denen so Mancher, dem an seiner Wiege nur Börsencurse vorgesungen wurden, seine „Stellung“ verdankt, die Vorsehung. Sind aber diese nicht die Vorsehung und ist die Stellungsvermittlerin, welche der Herr Graf Thun gemeint hat, die alte Vorsehung, dann hat ja Herr Jonas Freiherr v. Königswarter, der jüngste unserer unvorhergesehenen Barone, der Vorsehung eine Nase gedreht, er, der jetzt ohne Vorsehung ebenso eine Stellung hat, wie sein Standesgenosse Leopold Löw Thun.

Mir fiel, als ich die Bemerkung des Tschechengrafen las, daß er und seine Standesgenossen den Schmerz hervorragender und tiefer empfanden, jene schöne junge Gräfin ein, welche in Kindesnöthen lag, und die in ihrer Angst und Qual von Zeit zu Zeit standesgemäß: o mon Dieu! o mon Dieu! rief, ohne daß der erfahrene Arzt, der an ihrem Bette saß, Miene machte, der Pulverin beizuspringen. Als sie aber wie eine gemeine Schusters-

frau aufschrie: Jesus, Maria und Josef! da winkte der Arzt der Hebamme, und rief: Nun ist es Zeit!

Nachdem der Graf die Thränen, welche ja selbst das Krokodil (aus der alten angesehenen Familie der Saurier) in seiner öffentlichen Wirksamkeit nicht zu entbehren vermag, getrocknet, und seinen hervorragenderen und tieferen Schmerz nach oben wie nach unten be- meistert hatte, machte er einige herzhaftes Späße über die österreichische Verfassung, als wenn es sich nicht um die Staatsgrundgesetze, sondern um Beseda-Statuten ge- handelt hätte.

Der tschechische Dulder wies sodann, um die Unter- drückung alles Tschechischen recht augenscheinlich darzu- thun, darauf hin, daß die Postrecepisse zwar auf der Rückseite auch in tschechischer Sprache gedruckt seien, von den Postbeamten jedoch in der Regel nur auf der deutschen Vorderseite ausgefüllt würden. Ich glaube, daß der edle Graf mit dieser Beschwerde den armen Postbeamten Unrecht gethan hat. Wenn diese in der Mehrzahl der Fälle die deutsche Seite des Recepisse ausfüllen, so dürfte dies wohl daher rühren, daß auch die Mehrzahl der Adressaten Deutsche sind, da sich die Tschechen ihre Gedanken nie mittheilen, die seltenen Fälle ausgenommen, in welchen sie solche haben. Ist aber dem Herrn Grafen Thun und seinen Standesgenossen das Unglück passirt, daß die sie betreffenden Recepisse auf der deutschen Seite ausgefüllt waren statt auf der tschechischen, so ist ja der Irrthum des schuldtragenden Postbeamten gewiß verzeihlich, da dieser nicht leicht

errathen konnte, daß die Namen Thun, Schwarzenberg, Westfalen, Thurn-Taxis u. s. f. tschechische Familiennamen sind.

Nachdem Graf Thun die Regierung noch mit bitteren Vorwürfen überhäuft hatte, daß an der deutschen Universität Prag nicht tschechisch vorgetragen werde und so nur an den bereits ganz tschechischen Elementar- und Mittelschulen nichts gelernt werde, schloß er seine Rede, indem er den heiligen Wenzel mit den Worten eines einheimischen Chronisten anrief: „Heiliger Wenzel, werde uns ein Wratislaw!“ Wir geben uns der Hoffnung hin, daß der fromme Herr Graf doch mindestens so einsichtsvoll sein werde, nicht auch noch von der Regierung zu verlangen, daß sie aus dem heiligen Wenzel den Herrn Wratislaw machen solle!

Graf Horn.

Trauerspiel von Josef Weilen.

6. November 1870.

Der dramatische Dichter, Herr Josef Weilen, der sonst nur in der dunkeln Vorzeit sein Unwesen trieb und den unglücklichen Helden und Heldinnen jener Zeit auslauerete, hat sich in seinem neuesten Drama: „Graf Horn“ tief in die lichte Gegenwart gewagt. Nachdem er die böhmischen Wälder, die er mit „Drahomira“ betreten hatte, verlassen, und erst unlängst in der Gegend von Hainburg den armen, auf der Völkerwanderung begriffenen König Alboin meuchlings überfallen, ist er unlängst gar auf der Börse erschienen, und hat dort einen Schwindler, Namens Law (soll wohl Löw heißen!) aufgehoben und in sein sicheres Versteck, auf die Bühne des Burgtheaters, geschleppt. Herr Weilen hat mit seinem Drama die Gelegenheit beim dramatischen Schopf gefaßt, und ist, wie der Lyriker, der anstatt den brodlosen Lenz zu besingen, zur Entbindung einer hohen Gönnerin in die Saiten greift, Gelegenheitsdichter geworden. Ein solcher aber, der den Zuschauer dort fragen will, wo es ihn gerade juckt, muß in unserer schnellen Zeit flinker sein als Herr

Weilen, welcher den Zuschauer dort kraht, wo es ihn vor anderthalb Jahren gejuckt hat. Den Gründungs-schwindel pfeifen ja schon die Spagen auf den Dächern aus, und was soll uns also der Graf Horn in einer Zeit der Baiße, da Forstbank-Actien auf $18\frac{1}{2}$ gefallen sind. Die Contremine reinigt diese Leidenschaft des Publicums weit besser, als die Tragödie! Unser Dichter will durch und durch realistisch sein, und doch wie wenig ist ihm dies gelungen. Fast sollte man glauben, daß er sich an den Zeitgenossen, die ihn nie verstanden, zu rächen suchte, indem er zeigt, daß er auch sie nicht versteht. Er glaubt, daß uns seine Thonfiguren prickeln, wenn er sie mit Pfeffer bestreut!

Die beiden Helden des Stückes, Graf Horn und der odisch-magnetische Volkswirth Law, appelliren an den Credit; Law läßt keine Gelegenheit vorübergehen, ohne in volkswirthschaftliche Ekstase über die Natur des Credits zu gerathen, während Horn den Credit so sehr in Anspruch nimmt, daß wir für ihn mehr von der prosaischen, als von der poetischen Gerechtigkeit besorgen. Von den beiden Helden, die creditbedürftig durch das Drama gehen, scheint mir jedoch Law der creditwürdigere zu sein, denn von ihm bekommen die Gläubiger für ihr Geld wenigstens Mississippi-Actien, von dem Grafen jedoch, der von dem Grundsatz ausgeht: Standespersonen zahlen nach Belieben, bekommen sie gar nichts. Ja, sie müssen noch froh sein, wenn der Held nicht mit ihnen, wie er es mit seinem Hauptgläubiger Bourdon macht, seine tragische Schuld contrahirt, indem er diesen am Verfallstage nieder-

sticht. Law wird uns als ein Schwärmer vorgeführt, der an einer volkwirthschaftlichen Gemüthsfrankheit leidet; er sieht den Schwindel wie ein Kunstwerk an, und in seinem Ringen nach dem Credit-Ideale schafft er eine von den irdischen Schlacken einer Metallbedeckung völlig reine Zettelbank. Er dichtet Mississippi-Actien und man wundert sich, daß er nicht auch Actien auf den Mondschein ausgibt. Der edle Charakter Graf Horn ist, wenn man ihn genau betrachtet, ein liederliches Tuch, von der Sorte der Militärtücher. Der Hallunke ist vor ungefähr zwei Decennien, nachdem er eine Geliebte sitzen gelassen, nach Ungarn, das schon damals ein beliebtes Reiseziel für Durchbrenner gewesen zu sein scheint, durchgegangen, um, wie er wenigstens angibt, mit den Kaiserlichen gegen die Türken zu ziehen. Sicherer ist, daß er während dieser Zeit sehr häufig „auf Paris gezogen“ und tapfer Schulden gemacht haben muß, da sonst der Intrigant nicht Gelegenheit gehabt hätte, die kleinen Tratten des Herrn Grafen zusammenzukaufen und ihn so in seine Macht zu bekommen. Der umsichtige Krieger hatte der verlassenen Geliebten seine Adresse nicht mitgetheilt, so daß diese ihm die Anzeige ihrer mittlerweile erfolgten glücklichen Entbindung nicht zukommen lassen konnte. Glücklicherweise fand die verlassene Ariadne einen Greis, der sie heirathete und zur Marquise Lusignan machte; allein die der Verführung sehr zugängliche Marquise ließ sich vom Intriganten Bourdon verleiten, auf der Börse zu speculiren, und obwohl ihr, wie wir gesehen, das Glück in der Liebe nicht lächelte, hatte sie doch ebensowenig Glück im Spiele.

Oder richtiger, der Marquis hatte kein Glück in ihrem Spiele, denn die Undankbare verspielte sein Geld, und dieser mußte den Hals nur aus der Schlinge zu ziehen, indem er sich ihn abschchnitt.

Erst nach diesen ereignißreichen zwei Decennien geht der Vorhang in die Höhe. Die Marquise ist nicht, wie wir nach ihrem Vorleben erwartet hätten, eine Courtisane geworden, die eine Spielhölle hält, wobei ihr allenfalls der mildernde Umstand zugute kommen mochte, daß sie vom Intriganten Bourdon hiezu verführt worden wäre. Weit gefehlt! Herr Weilen hat aus diesem wurmstichigen Holze seine Tugend geschnitten. Und die alternde Marquise ist eine sehr prüde Tugend. Wir finden sie nämlich unbegreiflicherweise in tausend Aengsten darüber, daß sie von dem allmächtigen Staatsmanne Law eingeladen wurde, bei einem von ihm veranstalteten Feste, welches die höchste Gesellschaft besuchen wird, die Honneurs zu machen, während doch die Dame die Gelegenheit einer solchen Rehabilitation mit Freuden ergreifen sollte. Sie, die ja sonst, wenn ihre Tugend in wirklicher Gefahr schwebte, sich zu helfen wußte, indem sie ganz einfach ihre Tugend im Stiche ließ, ist vor dieser eingebildeten Gefahr ganz rathlos. Da erscheint mit einemmale ha ha ha (wer lacht da? der Intrigant Bourdon!) nach ungefähr zwanzigjähriger Abwesenheit der ungetreue Geliebte Graf Horn, tritt bei der Geliebten ein, und die Beiden stürzen sich in die Arme, als wenn nichts vorgefallen wäre, als wenn er etwa von einem kleinen Ausfluge gegen die Ungläubigen zurückgekommen wäre, und sie die Zwischenzeit

benützt hätte, um einige kleine Einkäufe zu besorgen. Kein Theil macht dem andern Vorwürfe; der Graf wirft der Marquise nicht, wie sonst untreue Liebhaber zu thun pflegen, seine Fehler vor, die Marquise dem Grafen nicht sein schändliches Verfahren. Ja, sie erzählt ihm nicht einmal, wahrscheinlich, weil sie fürchtet, daß er noch zu sehr ermüdet von der Reise sein werde, daß er Vater einer nunmehr erwachsenen und bereits verliebten Tochter Blanche sei, und behält sich die Discussion dieses anregenden Themas für die späteren Acte vor. Der Graf sucht die Marquise von der Abendunterhaltung bei Law's zurückzuhalten, geht aber, da ihm in einem anonymen Briefe für den Fall seines Erscheinens auf dem Balle interessante Details über seine Activen und Passiven versprochen werden, selbst auf denselben.

Der Prinzregent, welcher das Fest mit seiner Gegenwart beehrt, sieht bald ein, daß der Abend langweilig zu werden drohe. Er erinnert sich wahrscheinlich des Aushilfsmittels, welches der Landgraf Hermann von Thüringen zu ergreifen pflegte, wenn die Unterhaltung auf der Wartburg ins Stocken gerieth, nämlich einen kleinen Sängerkrieg zu veranstalten, und arrangirt ein neues Gesellschaftsspiel in dieser Manier, indem er die Anwesenden auffordert, ihm die Wahrheit, frei von der Leber weg, ins Gesicht zu sagen. Der Prinzregent kennt seine Pappenheimer! Kein Einziger sagt ihm die Wahrheit, Keiner sagt ihm, daß er ein läuderlicher Patron sei, der den Staat ruinire. O nein, die Herren sagen einander die Wahrheit, ihm sagt sie Keiner. Zuerst tritt der Herzog St.

Simon auf, der schon während des ganzen Abends mit der nur dem Journalisten verständlichen Unbehaglichkeit eines Menschen umherschleicht, welcher weiß, daß er über die Vorgänge des Festabends in seinen Memoiren werde berichten müssen. Er beginnt den Wahrheitskrieg, indem er ein Exposé über die „Lage“ vorträgt, und auf ihn folgt Law, der ein rührendes Abendsied auf den Credit zum Besten gibt. Da bricht sich mit einemmale der Graf Horn Bahn durch zwei Statisten und plädirt mit großer Erregtheit gegen die Theorie Law's für „Ehre und Vaterland“. Man wird es verzeihlich finden, daß ein durch häufiges Inanspruchnehmen des Credits so heruntergekommener „Cavalier“ nicht gut auf dieses Capitel der Volkswirthschaft zu sprechen ist. Wie aber dieser Mädchenverführer und Schuldenmacher so prozig mit der Ehre thun darf, wie dieser Soldat, der so lange Jahre als Söldner in einer fremden Armee gedient hat, während das eigene Vaterland seinen Degen bedurft hätte, auf einer Soirée als Vorkämpfer für das Vaterland sich breit machen kann, ist unbegreiflich. Die Gäste gerathen in Verwirrung und Law, welcher fürchtet, die Morgenbörse könnte hierdurch „flau“ werden, stellt den Grafen der Gesellschaft als Gouverneur von Louisiana vor.

Graf Horn sieht in dieser Ernennung eine Beleidigung, er stürzt nach Hause und erwartet dort den von ihm geforderten Law, der auch bald hereinstürmt. Law ist der Ansicht, seine Herausforderung durch den Grafen könne ihren Grund nur darin haben, daß dieser über die Theorie des Credits noch nicht im Reinen sei und ent-

wickelt ihm dieselbe noch einmal, worauf Horn dem National-Ökonomen neuerdings den Zweikampf anbietet. Nun erklärt ihm Law, daß es auch bei einem Duelle nicht nur auf das Angebot, sondern ebenso auf die Nachfrage ankomme und daß also, da die letztere im vorliegenden Falle nicht vorhanden sei, das Geschäft nicht perfect werden könne. Nach Law erscheint der Intrigant Bourdon auf dem Zimmer und dieser muß jetzt das tragische Bad ausgießen. Er ist, wie er erzählt, Leibeigener des Grafen und hat die Schulden des letzteren, der ihn und seinen Vater brutal behandelt habe, aus Rache aufgekauft. Er droht seinem Schuldner, beschimpft diesen und der Leibeigenenschinder, Weiberverführer und Schuldenmacher scheut auch vor dem Aeußersten nicht zurück und ersticht den Hausknecht, ein Fall, der bekanntlich nicht mehr zu den seltenen gehört.

Der Mörder wird ins Gefängniß geworfen und zum Schaffot verurtheilt, das er redlich verdient hat. Der andere Held, Law, hat inzwischen ebenfalls, jedoch ohne weiteres Blutvergießen, abgewirthschaftet und flieht vor dem wüthenden Volke in ein milderes Klima, wo man nicht fürchten muß, todtgeschlagen zu werden. Fräulein Blanche, Tochter der Marquise Lusignan, und Herr Gustav Hautville, Maler unverkäuflicher Allegorien, empfehlen sich als Verlobte.

Theater, gerichtlich erhobener Blödsinn und Gemeinderath.

4. December 1870.

Endlich ist ein Theater-Intendant ernannt worden, von dem man sich versprechen darf, daß er die Intendantenloge ganz auszufüllen im Stande sein werde, ein beleibter Herr, der die so nothwendige Reform des Burgtheaters wohl mit der Erweiterung der engen Sperrsiße desselben beginnen dürfte. Herr Graf Wrbna (ich bitte mein schwaches Gedächtniß zu entschuldigen, wenn ich einen Consonanten vergessen haben sollte), Ex-Habitué des Carltheaters und activer Habitué des Ballets, ist ein lebenswürdiger Lebemann, er hat freundliche Augen und ein rundes, glattrasirtes Gesicht, auf welchem die weisen Lehren Epikur's nicht eingegraben, sondern mit glänzenden Farben aufgetragen sind. Der neue Intendant macht den Eindruck, als wenn er bei einem neuen Stücke, das im Burgtheater eingereicht worden wäre, sich vor Allem erkundigte: Kommt etwas zum Essen darin vor? und man traut ihm zu, daß er etwa neugierig nach der Zahl der Acte eines Dramas in harmloser Vergessenheit fragen könnte: Wie viel „Gänge“ hat dieses Stück?

Daß der neue Intendant vom Theater nichts versteht, wissen wir aus einer verlässlichen Quelle: er selbst hat nämlich dem Theaterpersonale, welches ihm seine Aufwartung machte, diese bescheidene Mittheilung gemacht und dabei nur als mildernden Umstand hervorgehoben, daß er ein „Kunstfreund“ sei, worauf die Schönen vom Ballet erröthend in den Schoß schauten. Ich muß gestehen, daß mir ein Feldmarschall-Lieutenant am liebsten ist, wenn er begraben wird; ich halte jedoch den Umstand, daß ich ein Freund militärischer Leichenbegängnisse bin, nicht für genügend, um mich auf Grund desselben um die Stelle eines Chefs des Generalstabes zu bewerben, obwohl mir scheinen will, daß ich hiezu dieselbe Berechtigung hätte, wie ein „Kunstfreund“, der nichts von der Kunst versteht, zu der Leitung eines Kunst-Institutes.

Ich weiß nicht, welche Anforderungen der Herr Graf an einen guten Koch stellt, und ob er sich zu frieden erklären würde, wenn der Bewerber um die Stelle eines solchen ihm mittheilte: Ich verstehe zwar gar nichts vom Kochen, ich bin aber Freund einer nahrhaften Kost; fragen Sie mich nicht, wie man eine Eierspeise macht, ich weiß es nicht, setzen Sie mir aber einen Schöpfenrücken mit Teltower Rüben vor, und Sie sollen sehen, wie es mir schmeckt. Ich glaube kaum, daß dieser Freund der Kochkunst Aussicht hätte, die Stelle eines Leiters der gräflichen Küche zu erhalten.

Außer dieser so vielversprechenden Aenderung in der obersten Leitung des Theaters hat sich in dieser Woche wenig Neues zugetragen, man müßte es denn

als Neuigkeit betrachten wollen, daß wieder „ein Stück Altwien“, der bekannte Reiter Graf Sándor, als blödsinnig erklärt wurde, und so durch die Bemühungen des Gerichtes dieses ehrwürdige Familiengeheimniß zum Gemeingute der Gesammtheit gemacht wurde. Aber nicht nur unter den berittenen Bewohnern Wiens zeigten sich solche bedenkliche geistige Störungen. Auch auf der Börse, welche die Lügendepesche: Trochu habe sich durchgeschlagen, glaubte und aus „Furcht vor der Freude“ mit einer Baïsse begrüßte, unter der Studentenschaft, welche den großen Krieg zu einer kleinen Keilerei benützte, und im Gemeinderathe, wo die Debatte um die Mauern von Straßburg tobte, hätte sich dem Seelenarzte eine reiche Fundgrube zerrütteter Verstandskräfte eröffnet.

Im Gemeinderathe protestirte der Hausherr Melingo gegen jede Theilnahme Wiens an der Unterstützung zum Wiederaufbau Straßburgs, weil der Krieg „kein deutscher Krieg“ sei, wie etwa das Schützenfest oder der Juristentag und weil er angeblich nur „gerne der schwarz-roth-goldenen Fahne folgen“ würde, „nimmer aber der schwarz-weißen“. Wenn der Gemeinderath aufgefordert worden wäre, sich etwa an einer Subscription zur Anschaffung einer Schnupftabaksdose für den König von Preußen zu betheiligen, dann hätte der schwarz-roth-goldene Hausherr gegen eine solche, da sie nur einer schwarz-weißen Nase zugute komme, Einsprache erheben können. Die Straßburger jedoch sind, wenn man schon nach der Farbe des Unglücks fragen soll, in keinem Falle

schwarzweiß, und sie sind es ja, denen geholfen werden soll, und nicht etwa die Preußen, die sich ziemlich wohl befinden.

Der Gemeinderath Herr Dr. Schrank gab, indem er sich gegen die Unterstützung Straßburgs aussprach, das geflügelte Wort zum Besten: „Ich verachte den Krieg als Demokrat.“ Herr Schrank wäre sogar in seiner untergeordneten Beschaffenheit als Mensch berechtigt, den Krieg zu verabscheuen, aber einerseits kommt diese Erklärung jetzt, wo der Friede vor der Thür steht, zu spät, und andererseits ist sie ganz überflüssig, da es sich nicht um die Unterstützung des Krieges, sondern um die Unterstützung eines Opfers des Krieges handelt. Wenn der ergrimnte Gemeinderath meinte, es handle sich bei der Unterstützung Straßburgs nicht um einen humanitären Zweck, sondern um eine politische Demonstration, so war er insoferne im Rechte, als es sich sowohl um einen humanitären Zweck, wie um eine politische Demonstration handelt. Die letztere besteht aber darin, daß eben alle deutschen Städte zum Wiederaufbau dieser jedem Deutschen theuren Stadt beitragen wollen, und darin liegt, wie der geehrte Vorredner des Herrn Schrank sich ausdrücken würde, ein schwarz-roth-goldener und kein schwarz-weißer Hintergedanke.

Das Beethoven-Jubiläum.

Der Zudrang zu den Festlichkeiten, welche aus Anlaß des Beethoven-Jubiläums stattfinden, ist ein überraschender. Trotzdem sich die ältesten Besucher der Börse an eine Symphonie Beethoven's nicht erinnern können, wurde dennoch für die Logen und Sperrsitze zu den Festvorstellungen ein kolossales „Aufgeld bewilligt“. Und obwohl das Beethoven-Comité die so wünschenswerthe ungehemmte Circulation in Musikvereinsäle herzustellen bemüht war, indem es durch hohe Preise das Kommen zu erschweren und durch einen Prolog Weilen's das Gehen zu erleichtern suchte, war der Saal dennoch zum Ersticken überfüllt.

Ein Banquier, der keine erste Vorstellung versäumt und dem eine Loge zur neunten Symphonie auf der Börse zum Kaufe angeboten wurde, erklärte gereizt, er sei nicht gewohnt, neunte Symphonien zu besuchen; es liege ihm nichts daran, den fünffachen Preis für eine Loge zur ersten, oder im schlimmsten Falle zweiten Symphonie zu bezahlen, aber erst zur neunten Symphonie zu gehen, verbiete ihm seine gesellschaftliche Stellung.

Nur zu dem Festbankete wagt sich das kunstfönnige Publicum noch immer nicht heran. Das Comité hat die Leitung der Küche dem Gastwirth des Musikvereins überlassen, welcher durch seine unzerreißbaren und daher besonders als Spielzeug für Kinder zu empfehlenden filets und anderen Braten, die jedoch in Anbetracht des kleinen von ihnen beanspruchten Raumes leicht transportabel sind, einen in der Kunstwelt gefürchteten Namen sich zu machen gewußt hat. Das Comité hat, wahrscheinlich um die Schrecken dieses Bankets noch zu vergrößern, angeordnet, daß dasselbe bei Nacht stattfinden solle, und um dem bescheidenen Nachteffen den Anstrich des Phantastischen zu geben, den Preis für jedes Couvert auf zwölf Gulden festgesetzt.

Da hienach, und wie ich glaube mit Recht, anzunehmen war, daß an dieser kostspieligen Ovation für den unsterblichen Meister nur solche Kunstfreunde theilnehmen würden, die sich eines ausgiebigen Bankcredits erfreuen, so wurde, um den berechtigten Anforderungen derselben zu genügen, einer der Directoren der Nationalbank, Herr Dr. Egger, eingeladen, den standesgemäßen Toast auszubringen. Man erwartet, daß derselbe hiebei Anlaß nehmen werde, über die Verbuchung der 80-Millionen-Schuld des Staates an die Bank, welche in neuester Zeit die Gemüthler so sehr beängstigt, die anwesenden Beethoven-Freunde zu beruhigen.

Die Prologe, welche die erste Festvorstellung und das erste Festconcert eröffneten, verdanken wir den Dichtern der innern Stadt, den Herren Mosenthal und

Weilen. Uebelwollende Beurtheiler der beiden, das Repertoire des Burgtheaters in schöner Abwechslung beherrschenden Dichter, denen die Liebhaber der dramatischen Kunst so viele theaterfreie Abende verdanken, gaben wohl zu verstehen, daß sich allenfalls bei einem Jubiläum zu Ehren des verdienten Capellmeisters des Carltheaters, Herrn Suppé, für die Beiden eine passende Gelegenheit geboten hätte, das Wort an die begeisterte Menge zu richten, nicht aber bei einem Beethoven-Jubiläum. Möchten aber doch die Freunde der Gerechtigkeit bedenken, daß, sowie die heiligen Nothhelfer in Feuer- und Wassernöthen von den nicht assicurirten Angehörigen der katholischen Kirche angerufen werden, auch zu diesen dichterischen Nothhelfern die von Festnöthen heimgesuchten Comité-Mitglieder ihre Zuflucht zu nehmen gezwungen sind. Daher rührt es ja, daß der poetische Schnittlauch dieses Dioscurenpaares auf allen Festsuppen zu finden ist; das sind die Dichter, welche man nie liest, aber fortwährend zu hören bekommt.

Man denke sich nunmehr aber die Verlegenheit des Comité's, welches sich gebildet hat, um das bevorstehende und von mehreren Zeitungen bereits wohlwollend begrüßte Jubiläum eben dieses Dichters, Mosenthal, in würdiger Weise zu feiern. Wer schreibt den unerläßlichen Prolog, da wohl der Jubilar sich selbst zu besingen Anstand nehmen dürfte, dem anderen poetischen Nothhelfer aber, Herr Weilen, ein Prolog zu dieser Feier um so weniger anvertraut werden kann, als die beiden dramatischen Concurrenten einander spinnefeind sind und

ihre betreffenden Leistungen sehr abfällig beurtheilen. Es stünde daher zu befürchten, daß der Sänger, falls er die poetische Vertrauensmission dennoch übernähme, diese dazu benützen könnte, in den Lorbeerkranz des Gegners einige Brennmesseln zu flechten. Wenn aber Weilen keinen Prolog zum Jubiläum Mosenthal's dichtet, wer wird dann das ebenso unausbleibliche Jubiläum Weilen's mit den weihewollen Worten des Dichters verschönen? Möchte doch die Ueberzeugung von der praktischen Nothwendigkeit einer Versöhnung der beiden Dichter zu einer solchen auch wirklich führen!

Die krankhafte Neigung unserer geehrten Mitbürger, einander durch Jubiläen zu überraschen, welche von den Seelenärzten Jubiläomanie genannt wird, ist in fortwährender Steigerung begriffen, wenn man schon gezwungen ist, zu Jubiläen von Männern zu schreiten, deren Berühmtheit ebenso rasch verfliegt, wie eine Militärhose des Lieferanten-Consortiums Skene. Früher feierte man die großen Todten; es ist schön, daß man jetzt auch die Lebenden nicht vergißt. Aber auch die Todten feiert man nur mehr um der Lebenden willen, denn jedes Jubiläum endet in unserer Zeit damit, daß ein Duzend Handlanger desselben sich die Knopflöcher füllt. Bin ich gut unterrichtet, so geht man auch schon mit dem Entwürfe einer Beethoven-Jubiläums-Ordensliste schwanger!

Ein Vademecum für einen vornehmen Japanesen.

8. Jänner 1871.

An Seine des Herrn Muſu Gonosſie, Verwandten
des Mikado von Japan, Hochwohlgeboren.

Sehr geehrter Herr Muſu!

Aus den Zeitungen habe ich erfahren, daß Sie einen Abstecher nach dem kleinen Europa gemacht haben, um hier die modernen politischen Institutionen kennen zu lernen. Ich entnehme die Bescheidenheit der Ansprüche, welche Sie in dieser Beziehung machen, aus dem Umstande, daß Sie Ihre Studien mit Oesterreich beginnen und vorläufig Ihren Aufenthalt in Wien genommen haben. Sie haben vielleicht insofern Recht, als Sie bei uns, von den Schulgesetzen angefangen bis zu den Hinterladern herab, alle möglichen europäischen Institutionen, nur keine österreichischen, finden werden, so daß es Sie überraschen wird, auf dem österreichischen Wappen einen zweiköpfigen Adler statt eines doppeltköpfigen Papageies zu finden. Die einzige originale Schöpfung seit dem

dreißigjährigen Kriege sind die Correspondenzkarten zu zwei Kreuzern, welche von der Bevölkerung hauptsächlich dazu benützt werden, um ihren Mitbürgern auf schriftlichem Wege Ehrenbeleidigungen zuzufügen.

Oesterreich ist ein nicht regiertes Land; Sie würden aber irren, wenn Sie daraus entnehmen wollten, daß wir uns keiner Regierung erfreuen. Im Gegentheile findet bei uns ein so häufiges Kommen und Gehen von Ministern statt, daß man schon ernstlich daran gedacht hat, den Sitz der Regierung in das Grand Hôtel zu verlegen. Nach diesem fortwährenden Wechsel unserer Staatsmänner könnte es scheinen, als besäßen wir keine staatsmännischen Talente. Doch nein, wir haben deren in Menge, die augenblicklich im Stande wären, sich an die Spitze der Regierung eines kleinen Staates zu stellen, um denselben zertrümmern zu helfen. Aber Oesterreich ist ein großer Staat und schwer zu regieren. Was die Größe betrifft, so würden Sie, falls Sie die Geschichte unseres Staates studirten, über die große Menge von Trauungsporteln staunen, welche der Anwachs dieses Reiches gekostet hat. Daß Oesterreich schwer zu regieren ist, ist ein Ausspruch, den man bis jetzt noch jedem, selbst dem schweigsamsten österreichischen Minister nachgesagt hat. In Oesterreich fällt nämlich Alles schwer; jeder Theater-Director erklärt, das Theater sei in Oesterreich schwer zu leiten; jeder Bürgermeister, die Straßen seien in Oesterreich sehr schwer zu reinigen; jeder Polizei-Director, die Mörder seien in Oesterreich schwer zu erwischen und die

Satyriker behaupten, es sei schwer, in Oesterreich keine Satyre zu schreiben.

Wenn man schon nicht im Stande ist, das Gesetz, welches die Hunde ins Wirthshaus mitzunehmen verbietet, durchzuführen wegen der bekannten Schwierigkeiten, die es in Oesterreich hat, einen Hund nicht ins Wirthshaus mitzunehmen, wie sollte es möglich sein, die Verfassungsgesetze aufrechtzuhalten? Alle unsere hysterischen Nationalitäten fürchten ja, durch diese germanisirt zu werden, obwohl eine solche Furcht ganz ungegründet ist, da es noch nicht einmal vollständig gelungen ist, die Deutschen in Oesterreich zu germanisiren. Man hat die erwähnten Regierungsschwierigkeiten dem Constitutionalismus in die Schuhe geschoben, und wir müßten für denselben ernste Besorgnisse hegen, wenn wir nicht einen Magna Charta unserer Freiheiten hätten — das Deficit. Das Deficit ist unser Talisman gegen die Reaction! Um dieses scharen sich daher alle wahren Patrioten und suchen dasselbe möglichst zu vergrößern. Wer in sich die Unfähigkeit fühlt, dem Lande in einer anderen Weise zu dienen, läßt sich wenigstens pensioniren und erweitert derart mit seinen schwachen Verstandeskräften die Kluft zwischen den Activen und Passiven, in welcher die Freiheit wohnt. So sühnen auch die abgewirthschasteten Größen ihre Fehler, indem sie sich in die stillen Positionen des Budgets zurückziehen, das ihnen einige tausend Gulden jährlich zuwirft, und sie in dieser Weise zwingt, durch Vergrößerung des Deficits an dem Weiterausbau unserer Freiheit indirect mitzuwirken. Denken Sie sich die Seelenqualen eines

pensionirten Reactionärs, welcher, indem er einen Theil der Steuern verschlingt, sich sagen muß, daß er vielleicht die Pressfreiheit mitverschuldet, die er verabscheut.

Unsere Armee ist eine der merkwürdigsten Europas. Sie hat nämlich die unglückliche Eigenthümlichkeit, in dem Augenblicke, da ein Krieg erklärt wird, sogleich auf die Hälfte herabzusinken. Es hat sich schon der Fall ereignet, daß dann eine Armee, welche nach der Versicherung unserer Strategen 800,000 Mann stark war, über Nacht, ohne daß der Feind die Grenzen des Landes noch überschritten hätte, schon 400,000 Mann einbüßte, wonach der Frieden bei uns leider weit blutiger ist, als der blutigste Krieg. Erst unlängst wurde in der Delegation erklärt, daß wir über eine Armee von 1,200,000 Soldaten verfügen, und es sollte uns wohl schmerzen, aber nicht wundern, wenn schon in diesem Augenblicke, mitten im Frieden, 600,000 dieser tapferen Krieger den Tod für das Militärbudget gestorben wären. Widmen Sie, geehrter Herr, diesen Helden, welche ohne die Freuden des Lebens jemals gekostet zu haben, bereits in das Schattenreich hinuntergestiegen sind, eine Thräne des Mitleids. Zum Schlusse erlauben Sie mir noch, Sie auf eine interessante moderne Armee-Institution aufmerksam zu machen, auf den „Vorschußfonds für Officiere“ durch welchen verschämten Banquiers, die in diesen Fond tapfer hineinzahlen, zum Ritterstande verholfen wird. Zugleich dient derselbe dazu, wißbegierige Militärs mit den Anfangsgründen des Schuldenmachens auf eine praktische und leicht faßliche Weise vertraut zu machen.

Indem ich Ihnen, sehr geehrter Verwandter des Mikado von Japan, diesen kleinen Bädeler durch das Labyrinth unserer modernen politischen Institutionen zur Benützung anbiete, bitte ich den Himmel, daß Sie eine derselben in Ihrem Vaterlande einzuführen, niemals in die unangenehme Lage kommen mögen.

Eine neue Classification der Oesterreicher.

22. Jänner 1871.

Der achtzigste Geburtstag Grillparzer's ist, man darf es wohl behaupten, von der ganzen deutschen Bevölkerung Oesterreichs festlich begangen worden. Die Grillparzer-feier war eine stehende Rubrik in den Zeitungen. Von der Deputation im schwarzen Frack bis zum Telegramm herunter waren sämtliche Formen der Beglückwünschung vertreten, und die ganze leichte Pegasus-Cavallerie war zu diesem Geburtstags-Manöver in Paradeverfen ausgerückt.

Was mich überrascht hat, war, daß in den meisten Glückwünschen Grillparzer als „guter Oesterreicher“ gefeiert wurde, ja manchmal hatte es den Anschein, als ob man nicht so sehr erfreut gewesen wäre, daß ein großer Dichter, wie daß ein guter Oesterreicher achtzig Jahre alt geworden sei. Es freut mich selbstverständlich auch, daß Grillparzer ein guter Oesterreicher ist, obwohl ich bekennen muß, daß ich nicht weiß, was man unter einem guten Oesterreicher versteht. Man versteht ja selbst in jenen Kreisen, welche hierüber Auskunft ertheilen könnten, unter einem guten Oesterreicher in jedem Mondviertel

etwas Anderes. Ich habe schon, und ich könnte bekannte Namen anführen, schlechte Oesterreicher gute und gute Oesterreicher schlechte werden sehen, und zwar aus keinem anderen Grunde, als weil sie immer dieselben geblieben waren. Um daher zu allen Zeiten ein guter Oesterreicher zu sein, muß man vor Allem ein sehr geübter Oesterreicher sein.

Ich glaube, daß die bestehenden großen Unterschiede zwischen den Völkern Oesterreichs vorläufig genügen und daß es nicht nothwendig erscheint, dieselben noch durch die so schwierige Unterscheidung zwischen guten und schlechten Oesterreichern zu vermehren.

Nach der Ansicht allerdings, welche der Abgeordnete Herr Kuranda unlängst in der Delegation zum Besten gab, würde diese Unterscheidung noch nicht einmal hinreichen, denn nach ihm zerfällt der gute Oesterreicher wieder in den guten Deutsch-Oesterreicher und in den guten Gesamt-Oesterreicher. Auch Herr Kuranda zerfällt, wie wir aus seiner Rede entnahmen, in diese beiden, denn er erklärte, er würde sich „an dem Waffenglanze des deutschen Volkes berauscht haben“, wenn nicht die Rücksicht auf das „österreichische Gesamtwaterland“ ihn zur Nüchternheit gezwungen hätte. Wenn daher der Deutsch-Oesterreicher in Herrn Kuranda ein Seidel „Waffenglanz“ über den Durst getrunken hat, gibt ihm dieser einen Schluck Doppelösterreichischen, oder setzt ihm das „Gesamtwaterland“ als saueren Häring vor, um ihn wieder zu ernüchtern.

Die Rede dieses Delegirten gehörte in die große Reihe jener Meisterwerke, welchen derselbe seine intimen

Beziehungen zu fast sämmtlichen Wigblättern der österreichisch-ungarischen Monarchie zu danken hat. Nachdem der gewiegte Diplomat seine lange Forschernase in die deutsche Frage gesteckt hatte, zog er sie mit geringer Befriedigung wieder aus derselben zurück. Wie sich früher der Deutsch-Oesterreicher in ihm an dem Waffenglanze des deutschen Volkes fast berauscht hätte, so berauschte sich jetzt der Gesamt-Oesterreicher in ihm an dem Glanze des deutschen Bundestags, indem er in vollen Zügen „die Wohlthaten desselben für die ganze Welt“ schlürfte. Herr Kuranda legte aber dem Gesamt-Oesterreicher gegenüber nicht dieselbe Strenge an den Tag, wie gegen den armen Deutsch-Oesterreicher in ihm, indem er jenen ruhig sich seinen Rausch antrinken ließ, ohne daß er den Versuch gemacht hätte, ihn zu ernüchtern.

Auch die „Pentarchie“, diese alte Eintheilung Europas in fünf Polizei-Bezirke, sah der besorgte Staatsmann durch die Einigung Deutschlands gefährdet, und wenig hätte gefehlt, so würde er sogar dem Fürsten Metternich seine collegiale Bewunderung nicht vorenthalten haben. Schließlich zeigten sich jedoch bei Herrn Kuranda bedenkliche Symptome seines Waffenglanzrausches, indem er dem Grafen Bismarck drohte, Oesterreich werde es nicht dulden, wenn er den deutschen Staatenbund in einen Bundesstaat umzuwandeln sich erlauben sollte. Da Graf Beust in dieser Beziehung anderer Meinung ist wie Herr Kuranda, und in seiner Note sogar mit der Politik Bismarck's sich einverstanden erklärt hat, so scheint es, als wenn der ehrgeizige Nebenbuhler des Reichskanzlers sich

mit dem Gedanken trüge, das Staatsruder in seine eigene bewährte Hand zu nehmen, und so einen Strich durch die verfrühte Rechnung des Bundeskanzlers zu machen. Nur möchten wir dann für den Fall, als Herr Kuranda vorhätte, mit gewaffneter Faust die Einigung Deutschlands zu hindern, ihn höflichst ersuchen, die auf dem voraus-sichtlichen Siegesmarsche nach Berlin befindliche Armee nicht unverrichteter Sache umkehren zu lassen, wie er dies aus Rücksichten der Humanität der deutschen Armee vor Paris empfohlen hat.

Doch nein, Herr Kuranda ist viel zu menschlich, als daß man annehmen könnte, er habe die Drohung, die er in der Delegation ausgestoßen, ernst gemeint und beabsichtigt, einen wirklichen Krieg, der leicht wirkliche Tode und wirkliche Verwundete zur Folge haben könnte, zu führen. Es wird sich wohl wieder nur um einen jener Schreckschüsse handeln, mit denen dieser unerschrockene Gesamt-Oesterreicher, ohne Jemandem erhebliches Leid zuzufügen, die Machtstellung Oesterreichs nach Außen aufrecht zu erhalten sucht.

Das „wahrhaft österreichische“ Ministerium Jireček-Habietinek.

12. Februar 1871.

Es ist erstaunlich, wie weit es der Fortschritt gebracht hat! Das Mißachtetste, Unbedeutendste und Werthlofefte erlangt Beachtung, Werth und Bedeutung: man verwandelt heutzutage Kehrriht in Gold, gewinnt aus den unanständigsten Abfällen Parfums und macht aus den unbedeutendsten Männern Minister. Muß da der Mensch nicht sein Haupt in Demuth neigen, wenn er sieht, wie in der Schöpfung noch dem kleinsten Staubkorn und dem böhmischsten Hofrath eine so bedeutende Rolle angewiesen ist? Wenn die muntere Erzählerin Schehersad, welche den Sultan tausend und eine Nacht hindurch mit ihren pikanten Causerien derart zu zerstreuen weiß, daß dieser jedesmal vergißt, sie am Morgen köpfen zu lassen, von dem Lande erzählt hätte, in welchem es so lustig herging, daß man mit jedem Carneval eine neue Aera beginnen ließ, und wo man endlich die Lachmuskeln mit einem Ministerium Jireček-Hahahabietinek zu kitzeln versuchen mußte, dann würde der sonst so leichtgläubige Sultan doch in die Glaubwürdigkeit der „Correspondenz

Scheherjad“ Zweifel gesetzt und lächelnd ausgerufen haben: *Se non è vero è ben trovato!*

Die Wiener-Zeitung hat zu dem neuen Ministerium einen erläuternden Text veröffentlicht, denn unsere Minister sind, wie die Ballette, ohne Programm nicht recht verständlich. Wenn die Prima-Ballerina sich auf die Spitze des rechten Fußes stellt und das linke Bein gegen die Logen erhebt, dann macht uns der Text des Ballets aufmerksam, es habe dies in der Blumensprache der Füße zu bedeuten, daß in Fatimens Herzen der Kampf zwischen Pflicht und Neigung auf das Heftigste entbraunt sei. Und wenn neue Minister bei uns auftreten, die Keiner kennt, da sie bisher geschwiegen und gefeiert haben, dann erklärt uns das Ministerprogramm, dies bedeute so viel, als das neue Ministerium sei ein „wahrhaft österreichisches Ministerium“.

Nach meiner Ansicht kann es nur dazu beitragen, die Begriffe noch mehr zu verwirren, wenn man das neue Ministerium mit zwei Unbekannten, wie die Mathematiker sagen würden, als ein wahrhaft österreichisches hinstellt. Ich habe erst neulich darauf hingewiesen, wie unflug es sei, die thatsächlichen großen Unterschiede zwischen den Völkern Oesterreichs durch die in jüngster Zeit officiell gewordene Unterscheidung zwischen guten und schlechten Oesterreichern noch zu vermehren.

Nicht zufrieden damit, für die österreichischen Völker eine neue Eintheilung ausfindig gemacht zu haben, fängt man nun auch an, die österreichischen Regierungen in neuer Weise zu unterscheiden. Denn da wir in Zukunft

eine wahrhaft österreichische Regierung bekommen sollen, haben wir uns wahrscheinlich bis jetzt nur scheinbar österreichischer Regierungen zu erfreuen gehabt.

Es wird die Schwierigkeit einer genauen Bestimmung des „wahrhaft Oesterreichischen“ vielleicht klar machen, wenn ich hier erzähle, wie neulich ein Bekannter, mit dem ich zu Mittag speiste, und der mir den „Schmarrn“ des Gasthauses, in welchem wir uns trafen, wärmstens empfahl, auf meine Bemerkung, daß ich gegen diese Speise eine unüberwindliche Abneigung empfände, unwillig erwiderte: Dann sind Sie kein wahrhafter Oesterreicher. Wenn ich nun auch nicht glaube, daß die Vorliebe für den „Schmarrn“ eine Regierung zu einer wahrhaft österreichischen macht, so kann ich doch nicht auffinden, wodurch sie denn zu einer solchen eigentlich wird.

Noch überraschender war aber die Hinweisung des Programms auf die „erhabene sittlich-humane Mission für Europa“, welche Oesterreich zukomme. Es scheint, die Bemerkung Larochefoucauld's, daß die Greise es lieben, gute Lehren zu geben, um sich darüber zu trösten, daß sie nicht mehr im Stande seien, schlechte Beispiele zu geben, gilt auch von den alternden Staaten. Jedes neue Ministerium entdeckt eine neue Mission des armen alten Oesterreich, nur finde ich leider, daß dieselbe immer erhabener wird. Man hat uns zwar seit jeher ziemlich brodlose Missionen zugewiesen, wir haben ihnen jedoch wenigstens mit der Faust Nachdruck zu geben versucht. Jetzt, da es uns etwas schwer wird, diese zu ballen, bietet man uns nur mehr die reine Duldermission des

Pädagogen an, wobei es allerdings fraglich bleibt, ob Europa damit einverstanden sein werde, seine sittlich-humane Erziehung den Tschechen, Slovenen, Böhmen, sowie den anderen, von den neuen Ministern zur Europagogie berufenen Völkern Oesterreichs anzuvertrauen.

Vielleicht ist es aber mit der sittlich-humanen Mission Oesterreichs nur auf die Deutschösterreicher abgesehen, und vielleicht sind nur sie berufen, Europa durch das Beispiel erhabener christlicher Duldung zu veredeln. Die schöne Redewendung würde dann so viel bedeuten wie: Wenn Dir der Magyare einen Schlag auf die rechte Wange gibt, so reiche dem Tschechen die linke hin.

Lustiges während der Fasten.

26. Februar 1871.

Das Faschingsmärchen ist erzählt, das Spiel der Geigen ist verstummt, und walzersatt hängt der Genußmensch seinen siegreichen schwarzen Frack in dem heimischen Kleiderkasten auf. Er wirft noch einen schmerzlichen Blick auf die Trophäen dieses Winterfeldzuges: auf Dominoschleifen, welke Blumen und die schriftlichen Belege seiner Unwiderstehlichkeit, deren orthographische Sünden durch alle Wohlgerüche der firma Treu und Muglisch nicht verdeckt werden können. Und wohl ihm, wenn in dem reichen Sortiment seiner Gefühle die Reue fehlt, und er dem mächtigen Drange, seinem Quadrille-vis-à-vis auf dem vielbetretenen Insertionswege ein Ständchen darzubringen, männlich widerstanden hat. Die schöne Frau legt seufzend ihren Fächer weg, diese kleine Couliße, aus welcher so manches reizende Lächeln hervorhüpft, so mancher Liebesblick als schüchternen Anfänger sich hervorwagt, hinter welcher Triumphe gefeiert und Niederlagen verborgen werden, ein Seufzer erstickt, eine Thräne zerdrückt wird, unter deren Schutz man den

Muth in sich fühlt, ein kühnes Wort zu hören, ein furchtames „Ja“ auszusprechen.

Die Faschingscherze sind vorüber, und nichts ist übrig geblieben von ihnen, als das Bischen Jireček-Habietinek. Die Delegirten können es nicht mehr mit den Pflichten entschuldigen, welche die Elitebälle dem mit Einladungen überhäuftem Staatsmanne auferlegen, daß sie, wie in dieser Woche entdeckt wurde, einige Millionen in's Budget einzutragen vergaßen, und der Herr Reichskanzler Graf Beust wird das Vertrauen, welches die Ballcomités in ihn gesetzt, denen er sein Erscheinen zugesagt, wieder schmerzlich vermissen. Wir können leider von unserer officiellen Statistik, die über viel wichtigere Fragen ein unverbrüchliches Schweigen beobachtet, nicht verlangen, uns Aufschluß zu geben, wie viele Ehen auf den Elitebällen dieses Faschings beschlossen wurden. Die Frage gewinnt jedoch an Bedeutung, nachdem Herr P. Klinkowström in der Fastenpredigt, die er vor einigen Tagen gehalten, erklärt hat, Gott wünsche, daß die Menschen sich durch die Ehe vermehren, „bis er ihrer eine genügende Anzahl im Himmel habe, worauf die Welt zugrunde gehen werde.“

Leider hat dieser Fastenprediger, der sonst über die Absichten des Schöpfers genau unterrichtet zu sein scheint, nicht angegeben, wie groß denn ungefähr der Bedarf des Schöpfers an himmelsfähiger Mannschaft sei, in jedem Falle scheint derselbe zum Heile der Welt unermesslich zu sein, da die großen Contingente, welche

die Recruten-Aushebungen seit Adam und Eva geliefert haben, noch immer nicht genügen. Der Redacteur der Kirchen-Zeitung, Herr P. Wiesinger, predigte, wie die Zeitungen berichten, über die schweren Prüfungen, mit welchen die gläubigen Katholiken durch Garibaldianer, Demokraten u. s. f. heimgesucht würden. Da Herr P. Wiesinger schon seit Jahren auf seiner Zeitschrift den Ehrentitel „Doctorand“ führt, so scheint es, daß er die zur Erlangung des Doctorgrades nothwendigen Rigo-rosen noch immer nicht abgelegt hat und wir können daraus wenigstens den Trost schöpfen, daß dieser gott-gefällige Doctorand bis jetzt nur zu den durch Garibal-dianer und Demokraten, nicht aber zu den überdies noch durch Professoren der Theologie schwergeprüften Katho-likern gehört.

Nicht nur von der Kanzel, auch von der Redner-bühne aus wurde in dieser Woche so manche Kurzweil geboten. Während die Linke des Abgeordnetenhauses dem neuen Dilettanten-Ministerium den Fehdehandschuh hinwarf, brachte der Abgeordnete Herr Baron Koz der „unbekannten Regierung“ seine Huldigung dar — der Unbekannte der Unbekannten! Er schrie so laut er konnte, daß er ihr sein volles Vertrauen entgegenbringe, und erklärte freischend, wie ein vom Vertrauen Besessener, daß er ihr Alles bewilligen werde, was sie begehre. Nachdem er eine so große Freigebigkeit mit seinem Ver-trauen und dem Gelde der Anderen an den Tag gelegt, deren Unschädlichkeit freilich durch die allgemeine Heiter-keit des Hauses constatirt wurde, tobte er gegen die

Delegirten, weil diese sich gegen die Armeeknauserig gezeigt hatten, und überhäufte, einem mit erneuerter Hefigkeit wiederkehrenden Wuthanfalle nachgebend, die Deutschen, „die nicht berechtigt seien, in Oesterreich zu herrschen“, mit Verwünschungen.

Auch der galizische Abgeordnete Zyblitke u. s. w. (der beschränkte Raum gestattet mir nicht, den Namen vollständig zu Ende zu führen) huldigte den zu so schneller Unpopularität gelangten Unbekannten. Er bewies neuerdings, daß die Nase nicht, wie Leichtgläubige meinen, zum Riechen, sondern vor allem zum Sprechen berufen sei.

Im Herrenhause hat der neue Präsident desselben, Herr v. Schmerling, dem Mißtrauen der Bevölkerung gegen die Novitäten auf der Ministerbank beredten Ausdruck gegeben. Er bedauerte, daß das österreichische Bewußtsein nicht allenthalben zum Durchbruch gelangt sei, und geißelte die politischen Bestrebungen der Tschechen, Slovenen und anderen „wahrhaft österreichischen“ Völker. Leider haben seine Bemerkungen über den deutsch-französischen Krieg verrathen, daß bei diesem Deutsch-Oesterreicher das deutsche Bewußtsein noch nicht zum Durchbruche gelangt ist. Der Arrangeur des deutschen Fürstentages wußte nur „den schönsten Patriotismus“, sowie „die größte Tapferkeit“ der Franzosen zu rühmen, und andererseits die Verwüstung des Landes, die Zerstörung der Städte und den Umstand zu beklagen, daß Frankreich der „Gnade des Siegers“ überlassen sei.

Sollens uns nachmachen, die Deutschen, und statt den armen Franzosen einige Millionen Thaler abzunehmen, noch jedem fünfundvierzig Gulden baar auf die Hand geben. So viel ist nämlich in folge der unter dem Namen der „Pacifisirung Dalmatiens“ zu schneller Berühmtheit gelangten Geldoperation auf jeden pacificirten Aufständischen „entfallen.“

Frühling, Dr. Mosenthal und Schweiß- fliegen.

25. März 1871.

Der Frühling klopft an die Scheiben und neugierig öffnet der Mensch das Fenster, durch welches die Grillen entfliehen, die ihn während des langen Winters geplagt. Mit neuen Hoffnungen sieht er in die Zukunft, wenn ihm die Sonne so warm ins Gesicht scheint, das Zwitschern der Spatzen auf den Dächern klingt ihm wie eine neue Melodie, und der blaue Himmel über ihm, der in seiner Einfachheit fortwährend lacht, rührt sein Herz.

Noch ist über die neue Frühjahrsmode kein endgültiger Beschluß gefaßt worden, wenn aber die gegenwärtige Hausse auf der Börse noch einige Zeit andauert, dürften die zerrissenen Stiefel heuer sehr beliebt werden. Der Corso auf der Ringstraße ist belebter denn je, und das schöne Wetter lockt unsere Selbstmörder, welche sonst erst die Rechnungsabschlüsse der Gründungsbanken abzuwarten pflegen, schon jetzt ins Freie. Auf der Prag-Duxer Eisenbahn hat sich, obwohl noch nicht einmal der Bau derselben in Angriff genommen worden ist, doch schon der erste bedauerliche Unglücksfall ereignet,

indem die zur Subscription aufgelegte Zahl der Actien derselben einigemale überzeichnet wurde. Das große Börserennen steht für die nächsten Wochen zu erwarten, es werden nach altem Brauche die Verwaltungsräthe die Steeple-Chase-Tantiëmen einziehen, und die Actionäre das übliche „Reugeld“ zahlen.

Eine fröhliche Frühjahrsüberraschung hat den Wiewern der dramatische Dichter Herr S. H. Mosenthal bereitet, indem er sich neuestens in Uniform photographiren ließ, eine Photographie, welche in dieser Woche fortwährend ein großes lachlustiges Publicum vor den Schaufenstern des Photographen Oscar Kramer auf dem Kohlmarkte versammelte. Es scheint, daß den eiteln Dichter die Lorbeern der uniformirten deutschen Heerführer, deren Photographien man in sämtlichen Schau-läden sieht, in seinem Bureau nicht mehr schlafen ließen. Und wirklich, wenn man den Mann in zweifarbigem Tuche und die Brust mit sieben Orden in wirklicher Größe bedeckt sieht, könnte man glauben, einen General, und nicht einen unbedeutenden Poeten, der nur harmlose Besucher des Burgtheaters in die Flucht geschlagen, vor sich zu sehen.

Rückt man vorsichtig dem tapferen General auf den Leib, so merkt man allerdings die Täuschung; man sieht dann, daß man keinen Blumenthal, nur einen Mosenthal vor sich hat; keinen großen deutschen Feldherrn, sondern einen kleinen österreichischen Beamten. Nun tragen aber die österreichischen Beamten nicht mehr die Uniformen, in welche sie unter Bach gesteckt wurden,

und es läßt sich daher nicht errathen, weshalb Herr Mosenthal, wenn er mit diesem Verkleidungsscherze nicht darauf abzielte, mit Roon oder Moltke verwechselt zu werden, diesmal in Uniform vor dem Publicum erschien. Wollte er uns etwa zeigen, wie er es nicht nur als Dichter, sondern auch als k. k. Beamter erstaunlich weit gebracht, oder wollte er vielleicht durch die kleidsame Tracht seine schönen Körperformen in ein vortheilhafteres Licht stellen? Es verräth jedoch kein großes Herz, in der Brust von Briestägern und Practikanten den Stachel des Neides zu erregen, indem man ihnen zeigt, daß man selber es bis zum Official gebracht hat, und Dichter sollten doch nicht mit Cadeten in der Bloßstellung ihrer körperlichen Reize zu wetteifern bemüht sein, wenn ihnen auch der Erfolg gewiß wäre.

Doch nein, wir thun vielleicht Herrn Mosenthal Unrecht, und er hat möglicherweise nur die Uniform gewählt, um eine Collectiv-Ausstellung seiner Orden, welche durchschnittlich die Größe eines ausgewachsenen, sogenannten Kipfel-Erdapfels erreichen (je kleiner der Souverän, desto größer der Orden), bequemer veranstalten zu können, da der schwarze Frack eine solche übersichtliche Gruppierung nicht gestattet. Oder der kluge Dichter beabsichtigt gar nur, dem hohenwärtigen Ministerium eine kleine Huldigung darzubringen, indem er gerade jetzt erst seine Beamten-Uniform zur Schau trägt, wo viele seiner Collegen im Herzen wünschen, sie hätten diese nie angelegt.

Die Antwort, welche der Minister-Präsident auf die

Interpellation des Abgeordneten Herbst gegeben, wird wohl nicht dazu beitragen, die „Schmeißfliegen“ Oesterreichs, wie die Deutschen in der Blumensprache des neuen Ministeriums genannt werden, zu beruhigen. Se. Excellenz hat nur die eine beruhigende Versicherung gegeben, daß er für die Sprache der amtlichen Zeitungen nicht einstehen könne, woraus hervorgeht, um wie viel angenehmer es ist, ein verantwortlicher Minister zu sein, als ein verantwortlicher Redacteur, dem man es nicht freistellt, nur für jene Dinge einzustehen, für die es ihm einzustehen beliebt. Nichtsdestoweniger hat der unverantwortliche Minister die Confiscationen unabhängiger Blätter damit zu rechtfertigen gesucht, daß diese die Grenzen der Pressfreiheit überschritten hätten. Gewiß wird man doch das Eine zugeben, daß die unabhängige Presse bis jetzt die Grenzen der officiellen Zoologie noch nicht überschritten hat. Man gebe uns diese frei, und wir verpflichten uns mit diesen, ohne uns eines Plagiats an dem Grazer Amtsblatte und den anderen officiellen Zeitungen schuldig zu machen, während der Dauer des gegenwärtigen Ministeriums vollständig auszureichen.

Ein Seeheld und ein Maulheld.

16. April 1871.

Es steht uns jetzt, nachdem Tegetthoff gestorben ist, kein Hinderniß mehr im Wege, auch zur See tüchtig geschlagen zu werden. Man hat von diesem Seehelden wenig gesprochen, als er noch lebte, und auch jetzt, da er begraben ist, weiß man von ihm nichts zu erzählen, als daß er die Feinde geschlagen, und bekommt keine jener rührenden Anekdoten zu hören, welche sonst nach dem Hinscheiden berühmter Landratten duzendweise veröffentlicht werden. Es ist uns aus dem Leben dieses Seemannes keiner jener kräftigen Züge mitgetheilt worden, von welchen sonst die Charaktere unserer irdischen Feldmarschall-Lieutenante zu strohen pflegen; er hat bei Helgoland und Lissa gesiegt und damit basta. Welche Cigarren er aber besonders geschätzt, welche Witze er bei Tische zu machen pflegte und welche merkwürdige Proben von Teufeligkeit er zum Besten gegeben, darüber schweigt die Geschichte. Er scheint im Leben ein ganz simpler Mensch gewesen zu sein und im Kanonenfeuer mehr Geistesgegenwart an den Tag gelegt zu haben, als bei Dinners und auf Bällen.

Sein Leichenbegängniß war prächtig, aber von den Honoratioren, die an demselben theilnahmen, will ich nur des Leibpferdes erwähnen, das hinter dem Leichenwagen einhertrabte, wahrscheinlich weil er dasselbe in so mancher heißen Seeschlacht geritten hatte. Ich gebe zu, daß es mit größerer Unbequemlichkeit verbunden gewesen wäre, ein Linienschiff dem Sarge des Admirals folgen zu lassen, es hätte jedoch ein solches mehr für sich gehabt als das Pferd, welches ja höchstens dazu gedient hat, Jenem eine gesunde Leibesbewegung vor Tische zu verschaffen. Ich glaube, ohne mir übrigens ein Urtheil in strategischen Dingen anmaßen zu wollen, daß mit demselben oder mit noch größerem Rechte die Hauskaze oder der Papagei des tapferen Admirals unter den geladenen Trauergästen hätten figuriren können.

Unter den Leidtragenden hat nicht nur das Trauerpferd durch seine Anwesenheit, sondern auch Herr Eduard Mautner durch ein Gedicht überrascht, welches er in der „Neuen Freien Presse“ veröffentlichte. Dieser in den weitesten Kreisen zum Speisen eingeladene Dichter, der seinen Namen gerne mit wichtigen Ereignissen der österreichischen Zeitgeschichte in Verbindung bringt und selten verfehlt, die hiebei betheiligten Civil- und Militär-Autoritäten mit einem kleinen lyrischen Bäckling zu begrüßen, hat auch diesmal nicht veräuimt, den Manen des dahingeshiedenen k. k. Vice-Admirals in einigen warm servirten Strophen sein ergebnstes Compliment zu machen. Das Gedicht war jedoch, wie wir gerne zugestehen, ziemlich traurig und gleich der übrigen von

der so verlässlichen *Entreprise de pompes funèbres* besorgten Leichenausstattung standesgemäß.

Da ich heute nicht, wie an gewöhnlichen Sonntagen, von den profanen Ereignissen der Woche spreche, so benütze ich den Anlaß, um in diesen sonst nur dem Irdischen zugewendeten Spalten der neuen Religion zu erwähnen, deren Stiftung wir der freundlichen Bereitwilligkeit des Herrn Hippolyt Tauschinsky verdanken. Während die früheren Herren Religionsgründer eine solche in der Regel mit Beziehung auf detaillirte Vorbesprechungen stifteten, die sie mit dem lieben Gott gehalten, hat der Herr Prophet Tauschinsky seine neue Religion, wie er den Gläubigen mittheilt, einfach „mit Beziehung auf das Gesetz vom 25. Mai 1868“ gestiftet. Wir glauben, daß eine k. k. niederösterreichische Statthalterei, bei welcher man den Betrieb einer neuen Religion anmeldet, den berechtigten Anforderungen der Gegenwart jedenfalls mehr entspricht, als ein brennender Dornbusch, und die Publicität, welche dem neuen Unternehmen durch die Veröffentlichung des ziemlich abwechslungsreichen Programms in den gelesensten Tagesblättern gesichert ist, dürfte in unserer Zeit der Eisenbahnen ausreichen, um dieser soliden Religion den entsprechenden Kreis von Theilnehmern zu gewinnen.

Die neue Religion, welche als „die Botschaft der Wahrheit, der Freiheit, der Liebe“ firmirt und ihren Sitz in Wien hat, versucht es, einem längst gefühlten Bedürfnisse abzuhelfen, indem sie die beschränkte Zahl der zehn

Gebote auf (wenn ich mich nicht im Adiren geirrt habe) achtzehn erhöht. Und zwar sind diese mit einem großen Sinne für Symmetrie in der Weise eingetheilt, daß auf die drei Botschaften der Wahrheit, der Freiheit, der Liebe je sechs Gebote entfallen. Es wird jedenfalls der Kritik vorbehalten sein, in eine ausführliche Beurtheilung der Programmpunkte einzugehen und vielleicht hier Zusätze, dort Abstriche vorzuschlagen. Es sei mir nur gestattet, an dieser Stelle mit Genugthuung hervorzuheben, daß sich unter den „Geboten der Freiheit“ auch eines befindet, welches dem bekannten Satze, daß man den Culturgrad eines Volkes an dessen Verbräuche von Seife zu messen vermöge, Rechnung zu tragen scheint. Das nicht genug zu beherzigende vierte Gebot der Freiheit lautet nämlich: „Sei reinlich“, ein Gebot, welches der neuen Religion von vornherein die Sympathien der Seifensieder zu gewinnen nicht verfehlen wird.

Nur ist es fraglich, ob jene Herren, denen gegenüber es nothwendig erscheint, die Botschaft der Reinlichkeit zu verkünden, sich in den etwas dunkeln Glaubenssätzen der neuen Religion zurechtfinden werden. Denn diese macht von dem „Weltgeist“ (nicht Seifengeist) einen ziemlich verschwenderischen Gebrauch. Nun ist der Weltgeist zwar für die Gewaschenen ein ziemlich alter Bekannter, dürfte jedoch den Ungewaschenen bisher nicht vorgestellt worden sein. Für diese Letzteren wird allerdings eine Gebrauchsanweisung mitgetheilt, indem der Weltgeist als „die schöpferische Energie“ der Welt erklärt, die Menschheit als „eine der unzähligen Formen,

in denen der Weltgeist in der Reihe seiner Entwicklungen sich darlegt“ u. s. f. u. s. f. bezeichnet werden. Doch fürchte ich, daß die Jünger der Tauschinsky'schen Religion noch viele Stücke Seife verbrauchen werden, bevor sie auf jenen Standpunkt gelangen, „wo man dem Weltgeist näher steht als sonst!“

Frankl's Codtenklage.

23. April 1871.

Es hat sich in dieser Woche eigentlich nicht viel Neues ereignet. Nur aus Frankfurt wurde von einem neuen artilleristischen Versuche berichtet, indem dort der Baron Rothschild von einem Franzosen bombardirt wurde. Es scheint jedoch, daß die Bomben sich im Kleinverkehre nicht bewähren, denn der Banquier blieb, obwohl gänzlich unbefestigt (nur die Nase soll etwas gewölbt sein) dennoch unversehrt und der Artillerist wurde, wie dies kühnen Neuerern gegenüber so häufig geschieht, irrünftig erklärt. Man sieht, wie gefährlich es ist, ein Welthaus zu sein: Der Pariser Rothschild wird von der Commune gebrandschatzt, der Frankfurter mit Bomben beworfen und der Wiener Rothschild soll gar, wie ich neulich las, Credit-Actien gekauft haben.

Ein allgemein geachtetes Mitglied unserer Aristokratie ist wegen endlich gerichtlich erhobenen Blödsinns unter Curatel gesetzt worden und es liegt vielleicht hierin der Grund, daß der neue Pairschub, von dem ein sonst

wohlunterrichtetes Provinzblatt zu melden weiß, sich noch immer verzögert. Dasselbe Blatt berichtet auch, daß außer dem Minister ohne Portefeuille, Herrn Grocholsti, durch welchen das verfassungstreue Ministerium sich verstärkt hat, noch die Herren Baron Giovanelli und Graf Clam-Martiniß ein Ministerium ohne Portefeuille erhalten sollen. Ist denn nicht vielleicht auch für den Baron Koß kein Portefeuille noch zu haben.

Wir haben endlich auch in dieser Woche wieder einen großen Todten und mehrere Nekrologe über ihn zu beklagen. Der Umstand, daß Tegetthoff eine Woche vor Oppolzer gestorben war, hat Viele, welche das journalistische Todtenbeschreibamt versehen, zu der Geschmacklosigkeit verleitet, eine Parallele zwischen dem tapferen Admiral und dem berühmten Arzte zu ziehen, die in den meisten Fällen mit einem ansehnlichen Gut haben für den erprobten Kliniker abschloß. Am weitesten hierin ist wohl Herr Dr. Ludwig August Frankl gegangen, welcher in der „Neuen freien Presse“ eine Art nado-wessischer Todtenklage um den dahingeshiedenen Diagnostiker erhob, und gleich in der ersten Strophe eine gewisse gereizte Stimmung gegen die Verfasser jener gereimten und ungereimten Nekrologe, deren Helden „Helden“ sind, und gegen diese Letzteren selbst an den Tag legte.

Mit einem hämischen Seitenblicke auf Tegetthoff und den rhythmischen Lärm, welchen dessen Tod hervorgerufen, erklärt der auf seinen Todten stolze Dichter:

„Es mögen And're melden
Und singen von den Helden,
Die Schlächterarbeit thun,
Die mit den Feuerbomben
Hinopfern Hekatomben —
Lass't unbeweint sie ruh'n!“

Nachdem er so ein Exempel an Tegetthoff statuirt und mit diesen Versen, deren Rhythmus an den Trab der berittenen Polizeiwache erinnert, welche bei großen Leichenbegängnissen ausrückt, den Nekrologisten des Admirals ein kräftiges „Saruck!“ entgegen donnert, tritt er selbst mit entschlossenem Schritte und neun umflorten Strophen als poetischer Todtenbeschauer an den Sarg Oppolzer's. Er constatirt, daß er „entschlummert liegt“ und mit dem Vornamen „Johann“ geheißten habe, ein Umstand, der in ihm die fettgedruckte Vermuthung wachruft, der Verstorbene sei „ein echter Johanniter“ gewesen.

Sodann gibt er ein kleines „Lebensläufel“ desselben zum Besten: wie dieser auscultirt, percutirt und klinische Vorträge gehalten habe für Jünger, von welchen der Dichter uns mittheilt:

„Das sind die Apostolen,
Die jezt nach allen Polen
Sein Wort verkünden gehen.“

Ich weiß nicht, ob die Schüler Oppolzer's sich wirklich so sehr nach den Polen hingezogen fühlen, möchte jedoch diese warnen, sich durch die Worte Frankl's „nach allen Polen“ nicht irre machen zu lassen, da es

nach der Versicherung von Fachmännern nur zwei Pole gibt, nämlich wie bisher auch fernerhin einen Nord- und einen Südpol, so daß die Polarpraxis keine besonders ergiebige sein, und hinter der interpolaren in jedem Falle zurückstehen dürfte. Der Dichter zieht dann ein Resumé und meint:

„Nicht Eine That, errungen
Durch Kraft und halb gelungen,
Erwarb ihm seinen Ruhm.
So lang sein Dasein währte,
War Arbeit ihm Gefährte,
Bei schlichtem Menschenthum.“

Ich glaube, daß selbst langjährigen Schülern Oppolzer's die richtige Diagnose dieses Wortgeräusches schwer fallen werde. Das Versmaß jedoch, das Herr Frankl gewählt, will seine Opfer haben, und so scheint die That, welche durch Kraft errungen, aber nur halb gelungen ist und in dieser Weise den Gegensatz zur Arbeit bildet, die Oppolzer's Gefährte bei schlichtem Menschenthum war, ein auf den Altar des Schönen dargebrachter Unsinn zu sein. Noch weiter in die Detailschönheiten dieser Elegie einzugehen, muß ich mir versagen, ich überlasse dies Anderen, oder um mit den schon zu Anfang citirten Worten des Dichters empfindungsvoll abzuschließen:

Es mögen And're melden
Und singen von den Helden,
Die Schlächterarbeit thun.

Eine Selbstschau.

7. März 1871.

Ich habe neulich in einem hiesigen Blatte ein Inserat gelesen, in welchem eine „junge, schöne und geistreiche Dame“ den Wunsch aussprach, mit einem Herrn in Correspondenz zu treten. Die Unbekannte verlangte „die politischen und religiösen Anschauungen der Correspondenzwerber, sowie deren Ansichten über „die Ehe“ kennen zu lernen, und Aufschluß „über das Aeußere, die Gemüthsart und die Lebensstellung“ des Candidaten zu erhalten. Mit einer jungen, schönen und geistreichen Dame ein Correspondenz-Verhältniß anzuknüpfen, schien mir sehr verführerisch, obwohl ich mich eine zeitlang des Mißtrauens nicht zu erwehren vermochte, es könnte unter der Dame, die sich Jugend, Schönheit und Geist nachrühmte, ein pffiffiger Journalist verborgen sein, der die erhaltenen geistreichen Antworten, welche darauf berechnet wären, das Herz einer Dame zu gewinnen, im Wege der Blüthenlese zu Zeitungsartikeln mißbrauchen würde. Desungeachtet beschloß ich, die Mitbewerbung zu versuchen. Ich ging also an die verlangte Selbstschau, fand aber, daß es das Portrait eines sehr gewöhnlichen Menschen war, das ich

entworfen hatte, in keiner Weise geeignet, ein Plätzchen in dem Herzen einer schönen, jungen und geistreichen Dame zu erobern. Ich entschloß mich daher, dasselbe öffentlich in den mir eingeräumten Feuilletonspalten auszustellen, so daß meine Furcht vor dem Journalisten, der die Correspondenzen mißbrauchen könnte, nur zu gegründet war.

Junge, schöne und geistreiche Unbekannte! Ich bin keine kriegerische Natur. Meine Handschuhnummer übersteigt kaum $6\frac{3}{4}$, und ich liebe daher nicht das Faustrecht. Ich bin einer von den Sonderlingen, die ihren Fuß lieber in der Hand eines unbekanntem Schusters, als in der des berühmtesten Chirurgen sehen. Doch gehöre ich, ungeachtet meiner Friedensliebe, nicht zu jenen steuerzahlenden Brahmanen, welche die heilige Dreieheit: Ruhe, Ordnung und Sicherheit, anbeten, zu jenen Fanatikern der Objectivität, welche sich die Weltgeschichte immer auf fünf Schritte vom Leibe zu halten suchen, und die nur dann Geschmack an den großen Ereignissen finden, wenn zwischen diesen und ihrem Nabel sich ein Telegraphendraht von einigen hundert Meilen befindet. In der Politik habe ich mir den Ausspruch eines englischen Staatsmannes zu Herzen genommen, der diesen auch durch Beispiele nachgewiesen hat, daß die Minorität zuletzt immer Recht behalte. In neuester Zeit jedoch fange ich an, große Vorsicht an den Tag zu legen, da ich die Bemerkung gemacht habe, daß das Schimpfen auf die Majorität bereits die Majorität für sich hat, und nur die Minorität es noch mit der Majorität hält.

Was meine religiösen Anschauungen betrifft, so ziehe ich unsere irdische, wie ich zugeben muß, ziemlich schlecht dotirte Jammerfiliale des Himmels dem Hauptsitze des Unternehmens, von wo uns seit geraumer Zeit keine Ausweise mehr zukommen, entschieden vor, und bin bescheidener als die alten Betschweftern, welche glauben, daß sie für den lieben Gott noch immer gut genug sind. Sowie es Menschen gibt, die so lange schlechter Laune sind, als sie nicht gefrühstückt haben, so gibt es Andere, die nur nach dem Mittagessen religiöser Laune sind. Wenigstens kann man die Bemerkung machen, daß dann die Meisten zu fasten bereit sind.

Ich bin nicht mehr ganz jung, trage dies aber den Jüngeren nicht nach. Ich schmeichle mir, daß ich nicht zu Jenen gehöre, denen man auf den ersten Blick ansieht, welche Mühe es ihnen kostet, nicht auf allen Vieren zu gehen. Obwohl die Zeit nicht spurlos an mir vorübergegangen ist, so vermag doch glücklicherweise mein Kopf nicht jene bescheidenen Wünsche zu erfüllen, die man in der Regel bezüglich der Milch hegt: Kein Haar dort zu finden. Meine Nase ist nicht klein, sie gehört aber auch nicht zu jenen Grofnasen, bei welchen man, wenn die Sonne sie bescheint, niemals die Besorgniß unterdrücken kann, diese würde auf ihr, wie in dem Reiche Karl des fünften, niemals untergehen.

Obwohl mich mein Beruf zwingt, vor die Öffentlichkeit zu treten, so bin ich doch einer von den Wenigen, welche die Journalistik nicht fürchten, denn wenn es finster wird, schreibe ich selbst in die Zeitung. Da es,

wie man behauptet, mehr Talent erfordert, das Gute anzuerkennen, als das Mittelmäßige zu tadeln, so begnüge ich mich mit der bescheideneren Aufgabe des schwächeren Talentes. Ich ahme jedoch nicht jene ernsten Leute nach, welche fortwährend in Angst sind, man könnte glauben, sie unterhielten sich, und halte es nicht mit jenen Grobianen, von welchen man, wenn man sie einmal nicht sieht, zu vermuthen pflegt, daß sie wegen einer Ehrenbeleidigung eingesperrt seien. Uebrigens kann man sich bei Jenen, welche Jedermann loben, nie des unheimlichen Gefühls erwehren, diese seien vollständig vorbereitet, auf Jedermann eine Grabschrift zu machen. Ich bin zwar nicht so allgemein bekannt, wie der geheime Plan eines Generals, zähle jedoch unter den Wenigen, die mich kennen, sehr viele Feinde. Namentlich haben meine häufigen Kämpfe mit den gefeiertsten Schöngeistern der Residenz öfter den Unwillen zarter Leserinnen erregt. Sowie man jedoch das schöne Geschlecht auch das schwache nennt, sollte man diese Schöngeister lieber Schwachgeister nennen, und man würde dann mein Vorgehen weniger verdammenswerth finden.

Ich bin endlich nur noch mit meinem Gutachten über die Ehe im Rückstande. Ich war aber leider nie verheirathet und bin es glücklicherweise noch immer nicht. Doch will ich nicht verschweigen, daß ich vor langen Jahren einmal einer Dame Treue bis in den Tod geschworen habe, wobei ich aber ausdrücklich hervorheben muß, daß damals die Cholera sehr stark grassirte. Es bleibt mir demnach nur übrig, aus den

Erfahrungen, welche Andere in der Ehe gemacht haben, einen Schluß zu ziehen. Nur zwei meiner Freunde haben es glücklich getroffen. Der Eine hat in der Ehe eine neue Form der Langweile gefunden; der Andere hat sich an die Ehe wie an ein chronisches Leiden gewöhnt, das ja der Gewohnheitsmensch endlich auch lieb gewinnt.

Dies war beiläufig der Inhalt des Schreibens, mit welchem ich die Correspondenz mit der schönen, jungen und geistreichen Dame aus der Inseraten-Beilage zu eröffnen gedachte.

Zahme Steuerverweigerer.

11. Juni 1871.

Juchhe, der Geldbrief ist da, das Ministerium ist wieder kreuzfidel und lacht die Verfassungs-Philister aus, die ihm ein Bein stellen wollten. Die Budgetverweigerung sollte zwar nur eine Comödie sein, und unsere Verfassungstreuen beabsichtigen nichts weiter, als den traurigen Vorfall, der sich einmal in einem anderen constitutionellen Lande ereignet haben soll, daß nämlich einem Ministerium die Steuern verweigert wurden, auf die Bühne zu bringen.

Das Ganze erinnerte an die lustigen Handwerker im „Sommernachtstraum“, welche die schreckliche Geschichte von Pyramus und Thisbe aufführen wollen und fürchten, ein hohes, verehrungswürdiges Publicum könnte die Geschichte ernst nehmen und erschrecken. Der Weber Zettel jedoch weiß sich mit einem Prolog zu helfen, der „verblümt zu verstehen geben soll, daß wir mit unseren Schwertern keinen Schaden thun wollen und daß Pyramus nicht wirklich todt gemacht wird, und zu mehr besserer Sicherheit sagt ihnen, daß ich Pyramus nicht Pyramus bin, sondern Zettel der Weber“. Und ebenso

muß dort der Löwe, um den Damen keine Furcht einzujagen, erklären, daß er von hausaus keine Löwe sei, „und dann laßt ihn nur seinen Namen nennen und rund heraus-sagen, daß er Schnock, der Schreiner, ist“.

So hat auch der Verfassungslöwe Herr Dr. Giskra, damit das hohe Ministerium nicht erschrecke, indem es glauben könnte, es handle sich um eine wirkliche Steuer-verweigerung, die man daran erkennt, daß die Steuern nicht gezahlt werden, rund herausgesagt, daß gar nicht „eine Steuerverweigerung, womit ängstliche Gemüthler eingeschüchtert werden sollen, eine Steuerverweigerung in der Absicht, Jemanden auffordern zu wollen, seine Steuern nicht zu bezahlen“, beabsichtigt werde, sondern blos „die Wahrung des kostbaren Principis des Constitutionalismus“. Als aber der edle Principien-Bewahrer mit den Augen blitzte und mit den Zähnen knirschte, da entdeckte das Publicum das flackernde Licht der Coulißenlampen, es sah die Schminke und den falschen Bart, es roch aus der Rüstung des Helden den Buchbinderkleister heraus und erkannte in dem pathetischen Steuerverweigerer, der den Principien-Schimmel ritt, unseren ersten constitutio-nellen Liebhaber, den Verfassungs-Sonnenenthal Dr. Giskra.

Und als dann die Wogen der Begeisterung immer höher gingen, da mußte man doch mit stiller Wehmuth an den fidelen Sachsen denken, welcher erzählte, er und seine Gesellschaft seien gestern so lustig gewesen, daß sie fast Wein getrunken hätten. Sie nahmen die Steuer-verweigerung so ernst, daß sie fast die Steuern verweigert hätten. Es mußte ja den Steuereinhebern das Herz im

Leibe lachen, wenn sie hörten, wie diese Steuerverweigerer für das pünktliche Eingehen der Steuern besorgt waren, und es hätte nicht der fortwährend erneuerten Versicherung ausgezeichnete Loyalität von Seite der Steuerverweigerer bedurft, um deren Ungefährlichkeit darzuthun.

Aber selbst dieser Sturm in einem Glas Wasser erschreckte sieben tapfere Verfassungsschwaben so sehr, daß sie, nachdem sie vorher „die großen Wasserstiefel“ angelegt hatten, vorsichtig retirirten.

Man kann das den armen Hasensfüßen nicht übel nehmen. Sollte etwa der edle v. Plener seinem Schwager, dem Freiherrn v. Holzgethan, der erst so kurze Zeit Finanzminister ist, die Steuern verweigern und diesen gar um sein Portefeuillebrod bringen? Nein, wegen eines Bischen Verfassung wird man doch zwei Herzen, die schwägerliche Liebe für einander fühlen, nicht auseinanderreißen wollen? Oder kann man von dem Baron Lasser verlangen, er solle für die zehn Gulden Diäten, welche er bezieht, seine Ueberzeugung verkaufen, daß er nächstens selbst ein Portefeuille erhalten werde? Und der Bankengründer, Ritter von Lippmann, verpflichtet ihn nicht die Ritterlichkeit dazu, dem Ministerium, von welchem er noch so viele „Concessionen“ erwartet, auch eine Concession zu machen. Weshalb aber der „ehrliche“ Brestel für das Ministerium gestimmt hat, weiß Keiner, seine Ehrlichkeit jedoch berechtigt uns zu der Vermuthung, daß er über die Gründe, welche ihn hiezu bewogen, nicht besser unterrichtet ist, als die Anderen.

Die ritterlichen Polen, welche noch immer, sobald

es sich um unser Geld handelt, sich sehr coulant gezeigt haben, wollten selbstverständlich noch weniger davon wissen, dem Ministerium ihres Vertrauens die Steuern zu verweigern. Nur nahm ein Pole, Herr Dr. Weigl, aus der Budgetverweigerung Anlaß zu einem fetten Abstrich. Er strich nämlich einem Redner, welcher Börne's Vergleich der Minister mit Butterbroden, die immer auf die fette Seite fielen, citirt hatte, die Butter, und fragte, warum dem Herrn nicht Goethe's Vers eingefallen sei: Wer nie sein Brod (ohne Butter) mit Thränen aß. Ich glaube allerdings, daß das erwähnte Gedicht eine Anwendung auf unsere Minister zuließe, nur müßte man sich dann entschließen, statt des ersten Verses, wie Herr Weigl vorschlägt, den letzten Vers zu citiren: Denn jede Schuld rächt sich auf Erden! Da Herr Dr. Weigl schon in einer Kritik der Citate begriffen war, benützte er die Gelegenheit, um das, wie er bemerkte, immer gegen die Polen citirte Gedicht Heine's „Krapulinski und Waschlapsky“ „widerwärtig und lächerlich“ zu finden. Hätte vielleicht Heine, da er die beiden edlen Schnapsbrüder besingen wollte, auch Goethe's Vers: „Wer nie sein Brod mit Thränen aß“, einfallen sollen?

Die Geheimnisse der Cavallerie.

16. Juli 1871.

Wenn sich jetzt zwei Feuilletonisten auf der Straße begegnen, lachen sie wie die Muguren übereinander, sobald sie aber ihre beiderseitigen humoristischen Feuilletons lesen, hören sie auf, über einander zu lachen. Das öffentliche Leben ist bis auf das Vischen Reiterei, welches noch immer im Circus Beust zum Besten gegeben wird, langweilig geworden; in den Theatern hat sich zwischen dem Souffleur und den Schauspielern, welche in dieser Einöde nur auf einander angewiesen sind, ein intimeres Verhältniß herausgebildet und der Director des Carltheaters hat sich in Berücksichtigung des Umstandes, daß die Mäuse jetzt die alleinigen Habitues seines Kunsttempels bilden, veranlaßt gesehen, eine Hauskage zu einem größeren Gastspiele einzuladen.

Wir Unglücklichen, für welche die Freuden des Sommers nur in sauren Gurken bestehen, geben uns im Stadtparke ein abendliches Rendezvous. Dort starren wir, wenn die Sonne untergeht, in ein Glas Bier wie Lebensüberdrüssige, welche mit Selbstmordgedanken umgehen, in einen Teich. Erscheint dann der Mond, das

lüsterne Schiefmaul, welcher der Erde, obwohl sie an den beiden Polen leider abgeplattet ist, schon eine Ewigkeit nachläuft, dann läßt uns die Wehmuth des Alleinseins tiefer aufseufzen, so daß der in schläfrige Nachtgedanken versunkene Zahlkellner an uns mit der Frage herantritt: Bitte, haben Sie „Zahlen!“ gerufen? Und ohnehin elegisch gestimmt, denkt man bitter lächelnd: Was bin ich dem Egoisten? Eine Quelle, die drei Kreuzer Trinkgeld sprudelt.

Doch der Feuilletonist soll wie die Nürnberger, die Keinen hängen, den sie nicht haben, nicht den Kopf hängen lassen. Er halte sich stets das geflügelte Wort gegenwärtig, mit welchem Se. Excellenz der Herr Reichs-Kriegsminister Baron Kuhn neulich der Delegation eine so angenehme Zerstreung geboten hat. „Das Cavalleriepferd muß springen können!“

Es kann allerdings nur wünschenswerth erscheinen, wenn das Pferd, welches die militärische Laufbahn gewählt hat, neben seinen anderen Tugenden auch die des Springens besitzt: Wir haben uns selbst zu oft überzeugt, wie bei großen Feierlichkeiten, bei welchen, um Unglücksfälle zu verhüten, Cavallerie gegen die Zuschauer ausgerückt war, ein springendes Pferd Hunderten von Frauen und Kindern einen panischen Schrecken eingejagt hat, als daß wir die strategischen Vortheile springender Pferde irgendwie zu verkleinern dächten. Da jedoch der Herr Kriegsminister die Behauptung, das Cavalleriepferd müsse springen können, aufstellte, um sich Jenen gegenüber zu

entschuldigen, welche, wie er erklärte, der Kriegsverwaltung den Vorwurf gemacht hätten, „die Pferde gingen vor der Zeit zugrunde“, so scheint es, daß diese gymnastische Uebung unseren Cavalleriepferden nicht ganz gut bekommt. Unsere Cavallerie hat daher einen ähnlichen Unfall zu beklagen, wie jener rationelle Pferdezüchter, dessen Roß gerade in dem Augenblicke zugrunde ging, wo es, wie der trostlose Hinterbliebene erzählte, sich schon daran gewöhnt hatte, nichts mehr zu fressen, indem die Cavalleriepferde bedauerlicher Weise dann zugrunde gehen, wenn sie eben daran sind, springen zu können.

Ich glaube meine Schuldigkeit als Patriot gethan zu haben, indem ich den Pferden, die für das Vaterland im tiefsten Frieden in den Tod gesprungen sind, dies kleine Nachwort gewidmet habe. Ich sehe mich dagegen zu einer ernststen Interpellation an den Herrn Reichs-Kriegsminister verpflichtet und zwar in Ansehung einer anderen tragischen Enthüllung, welche er über die Reiter der unglücklichen Pferde in der Delegation gemacht hat. Damen, welche in der Lecture meines Feuilletons bis hieher gelangt sein sollten, muß ich, wenn sie nicht über besonders starke Nerven zu verfügen haben, dringendst ersuchen, hier abzubrechen, da es sich in dem folgenden um nichts weniger handeln wird als um — Hosen, und zwar (ich hoffe, die Damen haben sich schon aus dem Staube gemacht) um die Hosen unserer Cavalleristen, ja, da alle Hosen derselben gerissen sein sollen, um noch Aergeres als Hosen, um Ohnehosen.

In der Verwirrung des Schmerzes darüber, daß dem Cavalleristen gegenwärtig nur eine einzige, wenn auch eine rothe Hose zur Verfügung stehe, entschlüpfte nämlich Sr. Excellenz das unglückselige Bekenntniß, welches wir, um dem Gewichte desselben keinen Abbruch zu thun, hier wörtlich mittheilen wollen: „Ich war daher bemüßigt, die Tragzeit der Hosen von zwölf Monaten auf acht Monate herabzusetzen.“ Der gewandte Mathematiker wird hienach sogleich eine unbedeckte Lücke von vier Monaten entdeckt haben, während welcher also der achtmonatliche berittene Hosenträger mit dem Tragen von Hosen pausiren mußte. Es muß daher für den Militärfreund die Frage entstehen, wie der Cavallerist während der vier hosenlosen Monate den Unbilden der Witterung vom Roße abwärts zu trogen im Stande war und wie es ihm, ohne die Gebote der unumgänglichsten Schamhaftigkeit zu verletzen, über die sich ja auch der geübtere Reiter nicht hinwegsetzen sollte, möglich war, seinen Pflichten als Dragoner, Mensch und Geliebter nachzukommen.

Wie manche sanguinisch-cholerische Mehlspeisböchin mochte nicht der Bürger'schen Leonore gleich aus schweren Träumen emporfahrend gerufen haben: „Bist untreu, Wilhelm, oder todt?“ da auch ihr geliebter Cavallerist, wenn auch nicht „in die Prager Schlacht“ gezogen, doch zur Parade ausgerückt war, „und hatte nicht geschrieben, ob er gesund geblieben“, während doch der Wilhelm jun., weder untreu war noch todt, sondern für ihn ganz ein-

fach „die Tragzeit der Hofe“ abgelaufen war, so daß er nicht in der Lage sich befand, bei Leonoren vorzusprechen. Ich frage nun ganz im Ernste, gibt es für einen vaterländischen Balladendichter einen schöneren Stoff, als: der Cavallerist und sein Pferd? Das poetische Wasser läuft Einem ordentlich im Mund zusammen, wenn man an all das Unglück unserer Rosse und Reiter denkt!

Herbst.

24. September 1871.

Die schönen Tage von Vöslau sind nun vorüber; die Claviere der landesfürstlichen Stadt Baden ertönen nicht mehr unter den Fingern heirathsfähiger Banquiertöchter, und döblingmüde kehrt der Börsenmann, der unter den wilden Stämmen jenseits der Thury-Brücke eine neue Heimath gesucht, in die theure Stadtwohnung zurück. Noch rauschen die Fontainen in den Gärten, aber der Sand knirscht nicht mehr leise unter dem schönen Fuße schmachsender Frauen, nicht mehr bannet silbernes Mädchengelächter den Schritt eines einsam wandelnden Junggesellen, und schwermüthig schütteln die hohen Bäume ihre Wipfel und streuen gelbe Blätter auf das stille Plätzchen, wo junge Liebe sich ihre Noth geklagt. Der Gärtner trägt die schönen Blumen in ihr warmes Gefängniß zurück und nur hie und da vermischt er eine Blüthe, die eine kleine Hand als Selam gepflückt hat. Vom Balcon sind die Anemonen verschwunden und nur die Hausmeisterin beugt sich dort herunter und erzählt der horchenden Freundin die Geheimnisse dieses Sommers.

Der Tourist, der als Pionnier der Wiener Gemüth-

lichkeit seinen Plaid über die Alpen getragen, kehrt wieder, und drückt gerührt den heimischen Speisezetteln, den er erst im Elend der Erholungsreise lieben gelernt, an seine Lippen. Er erzählt von hohen Bergen und wie die Naufikaa der Alm den irrenden Odyseus gepflegt, von grünen Seen und Forellen, von Sterz und Zitherklängen, — dann aber hält er sein Bierglas gegen das Licht, schaut mit feuchtem Auge in das klare Gelb des langvermischten Getränkes und ruft: Ich bin doch froh, daß ich wieder zurück bin. Der Unglückliche aber, dessen beschauliches Leben den Neid der mißgünstigen Götter wachgerufen, trifft gewiß einen Freund, der zu seiner Erholung die Schlachtfelder des vorigen Jahres bereist hat, und ihm nun die glorreichen Kämpfe von Wörth bis Sedan ausführlich wieder erzählt.

Auch der frühere Director des Burgtheaters, Herr Laube, gehört zu diesen Touristen, er ist zu Reisebeschreibungszwecken an den einer besseren Sache würdigen Rhein gezogen und hat in der „Neuen freien Presse“ nunmehr für Einjährig-Freiwillige einen Cyclus strategischer Vorträge eröffnet. Der gewiegte Theater-Director macht uns nicht mehr auf Mißgriffe jugendlicher Liebhaberinnen, sondern auf die Ungeschicklichkeiten französischer Feldherren aufmerksam, er kritisiert nicht mehr Mimik und Declamation, sondern feindliche Stellungen und Artilleriegefechte.

Wir erfahren, allerdings nicht zum ersten Male, daß die deutschen Truppen gesiegt haben, die Franzosen dagegen unterlegen seien, und wir können zwischen den

Zeilen lesen, daß das Letztere nicht der Fall gewesen wäre, wenn statt der Generale Mac Mahon und Bazaine, der Director Heinrich Laube den Oberbefehl geführt hätte, sowie ja bekanntlich nach der Ansicht dieses Strategen unser Burg-Theater nur dadurch in Verfall gerathen ist, daß der Commandostab sich nicht mehr in den Händen des Herrn Laube befindet. Doch finden wir in den strategischen Kritiken des Herrn Laube nicht dieselbe Mißgunst, wie in seinen Theaterkritiken und der Moltke des Burgtheaters läßt dem Laube des Kriegstheaters die volle Gerechtigkeit widerfahren.

Der Sommer, dessen Freuden uns so karg zugemessen waren, ist nun zu Ende, die Sonne gibt nur mehr ihre Abschiedsvorstellungen — ach! die Zeit vergeht so schnelle, wenn man nicht gerade einen Artikel der officiellen „Wiener Abendpost“ liest. Diese hat es unternommen, unser tschechisches Ministerium zu vertheidigen, und die Arbeit häuft sich so, daß sie damit unter drei Spalten jetzt gar nicht mehr fertig wird. Uengstliche Abonnenten des Blattes sprechen schon die Befürchtung aus, daß sie, wenn die Regierung noch länger am Ruder bleiben sollte, nächstens um den Roman kommen werden. Während so „die Abendpost“ die Feinde der Regierung einzuschläfern sucht, legen die tschechischen Blätter eine wahre furia česká an den Tag und hoffen so die Deutschen einzuschüchtern. Eines dieser Blätter, welches sich das „Vaterland“ nennt, hat sogar schon gedroht, die Wiener niedersäbeln zu lassen, ein Wunsch, den die „Abendpost“ lebenswürdig abwehrend eine „Schrulle“ nannte, sowie man es

etwa eine Schrulle nennt, wenn Einer, der es nicht nöthig hat, im Winter in Nantfinghosen spazieren geht. Daß da die Prager Zeitungen nicht zurückbleiben dürfen, versteht sich von selbst, sie zeigen uns den Hausknecht, wenn er die Kette bricht. Hat doch schon das böhmische Blatt Narodny Listy den Deutschen, falls sie unterliegen, mit Kerker und Galgen gedroht.

Richtet ihn nur auf, den Galgen, aber sorgt dafür, daß er recht geräumig werde, denn in dem Buche Esther heißt es: „Also henkte man Haman auf den Baum, den er Mardachai gemacht hatte.“ Ja, der Deutsch-Oesterreicher, das ist der arme Mardachai, der vor dem Thore des Königs sitzt und wartet. Und einmal, da König Ahasveros eine schlaflose Nacht hatte, da ließ er sich die Chronica und die Historien bringen und vorlesen. Es traf sich aber, daß dort die großen Verdienste des Mardachai um den Staat verzeichnet standen. Und der König Ahasveros fragte, was man dem Mardachai Ehre und Gutes dafür gethan, doch man antwortete ihm: Es ist ihm nichts geschehen. Ahasveros aber, der da König war von Indien bis an die Mohren, über hundert und siebenundzwanzig Länder, beschloß, das Versäumte wieder gut zu machen, und dem Mardachai große Ehren zu erweisen. Und glücklicherweise saß dieser noch vor dem Thore und wartete. Es hätte aber auch möglich sein können, daß Mardachai sich gedacht hätte: Hol der Teufel die Indier und Mohren und inzwischen fortgegangen wäre.

Rührender Abschied.

19. November 1871.

Herr Graf Beust hat, seitdem er das Minister-Portefeuille niedergelegt, von allen Seiten die rührendsten Beweise des Vertrauens erhalten. Am meisten wird es den zukünftigen Geschichtschreiber überraschen, daß auch der Vorort Unter-Meidling den scheidenden Reichskanzler durch eine Deputation begrüßt und ihm die Zufriedenheit mit seiner Amtsführung ausgedrückt hat. Unter-Meidling hat bis jetzt in der Geschichte keine Rolle gespielt; so wechselvoll sich auch bis zum heutigen Tage die Geschichte Europas gestaltet haben, Unter-Meidling bewahrte ihnen gegenüber eine reservirte Haltung, es beobachtete und schwieg. Weder das Concordat noch der Dualismus, welche unseren Staat so gründlich umgestaltet haben, daß ihn seine besten Freunde nicht wieder erkannten, vermochten Unter-Meidling, die Rolle des contemplativen Zuschauers aufzugeben und seine Ansicht über die jeweilige Sachlage kundzuthun. Aera folgte auf Aera, Unter-Meidling schwieg.

So kam es, daß Unter-Meidling bisher von den Staatsmännern fast gar nicht beachtet wurde. Erst

durch den Rücktritt des Grafen Beust ist ihm die Zunge gelöst worden, denn das philosophische Unter-Meidling hat endlich das lange Schweigen gebrochen und seine Jungfernrede gehalten, indem es den Erkanzler seines Vertrauens versicherte. Aber was bisher den Tragöden des Meidlinger Theaters nur selten vergönnt war, den Hörer zu rühren, gelang den schlichten Deputirten Unter-Meidlings ohne die geringste poetische Gerechtigkeit, denn kaum hatten sie ihr Sprüchlein aufgesagt, so erklärte auch schon der Kanzler, daß er von den Gesinnungen Unter-Meidlings tief gerührt sei. Hatten die Unter-Meidlinger den Grafen Beust gerührt, so rührte wieder vice versa Graf Beust die Unter-Meidlinger, indem er ihnen mittheilte, „daß er Unter-Meidling von seinen Spazierritten her kenne“, und bei dieser Gelegenheit bemerkt habe, daß dort viele Schornsteine emporragen.“ Wenn man daran denkt, zu welchen gründlichen Studien über Land und Leute so ein Spazierritt vor dem Mittagessen einen Minister veranlassen könne, möchte man fast als Patriot die kleine Mehrausgabe für Heuportionen nicht scheuen, um sämtliche Minister beritten zu machen. Uns, die wir nicht spazieren zu reiten gewohnt und daher genöthigt sind, unsere Wahrnehmungen zu Fuße zu machen, wie schon der Titel unserer Plaudereien bescheiden kund gibt, hat sich die Bemerkung aufgedrängt, daß in der erwähnten Deputation nur die Unter-Meidlinger vertreten waren, nicht aber die Ober-Meidlinger, aus welchem Grunde wir die Besorgniß nicht unterdrücken können, daß Ober-Meidling nicht dasselbe Ver-

trauen in die von dem Grafen Beust eingeschlagene Politik setze, wie das tiefergelegene, schornsteinreiche Unter-Meidling. freilich dürfte ein Programm für unsere auswärtige Politik, welches Gesamt-Meidling befriedigen würde, auch schwer zu finden sein.

Da endlich auch die Schneider in der letzten Genossenschafts-Versammlung beschlossen haben, eine Deputation an den Grafen Beust zu senden, so dürften dann so ziemlich alle gründlicheren Politiker diesem ihr Einverständnis mit seinen diplomatischen Absichten zu erkennen gegeben haben. Der Sprecher der Schneider-Deputation wird etwa folgende Ansprache an den Reichskanzler richten: „Euer Excellenz! Mit tiefem Bedauern haben die Schneider Wiens vernommen, daß Sie das Amt, welches Sie durch fünf Jahre zur allgemeinen Zufriedenheit bekleidet haben, anderen Händen überlassen müssen. Euer Excellenz verdanken wir den dualistischen Zuschnitt unseres Staates, Ihren Magnahmen den Schoß des Friedens, in welchem wir ruhen, und Sie haben endlich unsere guten Beziehungen zu Deutschland eingefädelt. Ihr Macherlohn war aber Undank. Erlauben Sie, Excellenz, daß die Schneider Wiens Ihnen, als dem wahrhaft staatsmännischen Gunkel, ihr Vertrauen ausdrücken und das Diplom eines Ehrenmitgliedes ihrer Genossenschaft überreichen.“ Wir finden es gewiß rührend, wenn die Schneider, ohne Unterschied des Geschlechts, d. h. Herren- und Damenschneider, gute Patrioten sind und als solche den Rücktritt des Grafen Beust bedauern, nur läßt sich nicht einsehen, welche triftigeren Gründe

diese haben, das Vertrauen, welches sie in die Beust'sche Politik setzen, dem Urheber derselben auszudrücken, als andere wackere Patrioten, wie namentlich die Bierverfälscher, Damenniedermacher und Südfrüchthändler. So sehr ich auch die Intervention des Grafen Beust in der Luxemburger Frage zu würdigen mich bemühe, so kann ich doch die besondere Beziehung derselben zu dem Schneidergewerbe nicht ergründen, und wenn ich auch die Gasteiner Convention vollkommen billigte, so habe ich doch meiner Freude über dieselbe nicht dadurch Ausdruck gegeben, daß ich die Zahl meiner Beinkleider vermehrt hätte. Und Andere gewiß ebensowenig.

Madeleine Morel.

26. November 1871.

Seit dem „Schulz von Altenbüren“ galt der kaiserliche Rath Herr Ritter von Mosenthal für einen Mann des besonnenen Fortschritts. Er stehe, meinte man, für den Fortschritt ein, soweit dieser dem Avancement nicht im Wege sei, und verlange unerschrocken alle jene Freiheiten, die im Reichsgesetzblatte seit längerer Zeit publicirt seien. Er galt demnach als ein entschiedener Gegner der Negerklaverei, als ein verlässlicher Widersacher der Tortur, als ein abgesagter Feind aller Hexenprocesse. Seit dem „Schulz von Altenbüren“ sind mehrere Jahre vergangen, aber die stets wachsende Zahl der Orden auf der Brust des Dichters ließ nicht errathen, welche gefährliche Regungen in derselben wach geworden waren. Die französische Juli-Revolution, deren vortheilhafte Seite wir im „Schulz von Altenbüren“ kennen gelernt, indem durch ihren Ausbruch der conservative Schulze rasch bekehrt wird, so daß dem endlichen Fallen des Vorhanges kein Hinderniß mehr im Weg steht, hat nicht nur den Schulzen, sondern leider auch Herrn Mosenthal angesteckt.

Unser Dichter, in dessen Keuschheit man noch vor

Kurzem solches Vertrauen setzte, daß man ihn zum Vorstande der „Künstlerabende“ wählte, die bekanntlich von den erwachsensten Töchtern aus den ehrbarsten Familien besucht werden, hat durch sein neuestes Stück, „Madeleine Morel“, verrathen, daß er die revolutionären Lehren der französischen Socialisten über das Weib, in sich aufgenommen habe, und nicht nur über das Weib, sondern auch über das Eigenthum, indem er für seine Madeleine die „Cameliendame“ des Herrn Dumas „frei benützt“ hat. Von seinem socialistischen Standpunkte aus weist Herr Mosenthal nach, daß die Verantwortlichkeit für die Schuld seiner Magdalena nicht diese treffe, sondern die „Gesellschaft“. Die schuldige Gesellschaft wird durch die Familie des Marquis von Gervais repräsentirt, und die letztere büßt reuig den sündhaften Lebenswandel jener Magdalena, indem der Stammhalter der Familie die schöne Sünderin zum Altare führt.

Was hat die Gesellschaft (die Familie des Marquis) verbrochen? Der alte Morel, Magdalenenens Vater, ein Beamter des Marquis, hat sich als solcher, wie uns mitgetheilt wird, „einige Unregelmäßigkeiten“ zu Schulden kommen lassen. Der Marquis, welchem von einem Gegner Morel's eingebildet wurde, dieser habe eine Defraudation begangen, entließ den Beamten. Der alte Morel ging mit seinem Töchterlein nach Paris und starb daselbst. Diefiebzehnjährige Magdalena, der größten Noth preisgegeben, wollte ihrem Leben ein Ende machen, wurde aber, da sie sich in die Seine stürzen wollte, von einer Dame gerettet, welche die Unglückliche mit sich nach Hause nahm. Die Retterin

war Merope, eine Schauspielerin. Das Theater ist ein Paradies, in welchem es zwar Schlangen gibt, aber keine verbotenen Früchte, und Merope ist, wenn auch keine verbotene Frucht, so doch eine kleine Schlange. Sie verführt Magdalenen, denselben Weg einzuschlagen, den sie selbst geht, ein Gehen, welches ein fortwährendes Fallen ist. Durch ihren großen Verbrauch von Liebhabern hat Merope eine bedeutende Platzkenntniß erlangt, und vermittelt die Bekanntschaft zwischen ihrem Schützling und einem reichen Engländer. Kaum beginnt aber Magdalena sich ihres neuen glänzenden Lebens zu freuen, so beginnen auch schon die Gewissensbisse in der Familie des Marquis. Der Marquis ist in das schlechtere Jenseits hinüber gegangen, in welchem es keine Marquis gibt, und die Sonne hat mit der üblichen kleinen Verspätung die Unschuld des alten Morel an den Tag gebracht. Dieser hat sich nur „einige Unregelmäßigkeiten“ zu Schulden kommen lassen, jedoch keine Defraudation, der brave Mann war nur liederlich, nicht schlecht.

Die Marquise will ihr Unrecht sühnen und schickt ihren jungen Sohn Heinrich in Begleitung eines greisen Dieners nach Paris, damit er die Unschuld verfolge, oder richtiger, Magdalenen auffuche. Der junge Marquis trifft in Paris ein und besucht, da eben der Vorhang in die Höhe geht, seinen zukünftigen Schwager, den Vicomte de Clers, der die Schwester Henri's, Irene, heirathen soll. Er trifft diesen mit befreundeten Lebemännern in banger Erwartung mehrerer Damen, die er noch einmal, bevor er die theure Irene für immer sein nennen darf,

zu einem Diner mit Austern und Champagner geladen hat. Die drei Damen erscheinen: erstens eine Jüngerin Melpomenens, die Sängerin Merope, zweitens eine Jüngerin Terpsichorens, die Tänzerin Phöbe und endlich eine dritte Dame, die von einem zwischen Gesang und Tanz in der Mitte liegenden Metier lebt, die Maitresse des Lord Durley, Magdalena Morel. Die drei Bajadereu werden dem jungen Mahadöh aus der Provinz als ehrbare Damen vorgestellt, und man eilt ins Nebenzimmer, um zu diniren. Schon nach wenigen Minuten jedoch wankt der arme Henri aus dem Speisezimmer auf die Scene, so daß man, wenn die Scene nicht zu kurz gewesen, glauben würde, der Champagner sei ihm zu Kopfe gestiegen. Der Arme ist nicht benebelt, nur verliebt, und zwar in Magdalenen. Wieder nach wenigen Minuten wankt Magdalena auf die Scene, nicht benebelt, sondern verliebt, und zwar in Henri. Und wieder eine kleine Weile später wankt Merope auf die Scene, nicht verliebt, sondern benebelt, und zwar durch Champagner. Die kleine Bacchantin entdeckt Henri, wer die Damen seien, dieser erfährt, daß Magdalena den Lord Durley als lucrative Nebenbeschäftigung betreibe, zugleich aber, daß sie Magdalena Morel sei, die er zu suchen gekommen. „So jung, so schön, wie schade!“ ruft Henri aus, denn der junge unerfahrene Mensch aus der Provinz weiß noch nicht, daß nach alten, häßlichen Maitressen fast keine Nachfrage besteht. Im zweiten Acte erscheint Henri im Salon der Phryne; um aber nicht unlauterer Nebenabsichten verdächtig zu werden, hat er seinen greisen Diener als

Ehrenwache mit sich genommen. „Einige Unregelmäßigkeiten“ liegen einmal im Charakter der Morel'schen Familie und so bedeckt er auch den etwas unregelmäßigen Lebenswandel Magdalenen's mit dem Schleier christlicher Liebe und hält ohne Weiteres um die Hand der Maitresse des Lord Durley an. Diese willigt in den angebotenen vortheilhaften Tausch ein und sie flieht mit Henri zu der präsumtiven Schwiegermama. Lord Durley kann also am andern Tage seinen Freunden und Bekannten die Nachricht mittheilen, daß ihn seine geliebte Magdalena gestern Mittags mit einem Nachfolger überrascht habe.

Die Marquise und deren naives Töchterlein Irene herzen und küssen die wiedergefundene Magdalena, und wenn auch die Marquise aus Aeußerungen der Letzteren entnommen hat, daß deren Unschuld in den Stürmen des Pariser Lebens die sogenannte Havarie erlitten habe, drückt sie doch als fromme Christin ein Auge zu.

Nur berührt es die fromme Frau unliebsam, als Henri ihr mittheilt, er wolle die Sünderin zum Altar führen. Sie erhebt im Hinblick auf die englische Vergangenheit Magdalenen's einige schüchterne Einwendungen, die aber Henri aus der Bibel zu widerlegen weiß, so daß sie beschämt schweigt. Inzwischen ist aber der Bräutigam der naiven Irene, den wir als Veranstalter kleiner Dinners mit Damen im ersten Acte kennen gelernt haben, getroffen. Er theilt Magdalenen mit, daß nach dem Testamente des verstorbenen Marquis ihr geliebter Henri im Falle einer Mesalliance das Marquisat verlieren solle,

und bewegt so Magdalenen, die liederlich, aber nicht schlecht ist, ganz wie ihr seliger Vater, zur Flucht.

Die Marquise, Henri, Irene und der Bräutigam der Letzteren setzen der Entflohenen nach, und treffen sie als Reconvalescentin in einem Dachstübchen. Die braven Leute erhalten die Verzeihung Magdalenen's, und Henri tritt als Gemahl derselben in alle Rechte des Lord Durley. Der Bräutigam Irene's aber erklärt, er wolle, da das Marquisat Henri's durch dessen Mesalliance an ihn falle, den ersten Sprößling Magdalenen's zum Erben des Marquisats einsetzen. Wenn nur nicht Lord Durley Prioritätsrechte geltend macht!

Ein Kapuziner als Don Juan.

31. December 1871.

Die kleine Geschichte von der Bekehrung einer sündhaften Nähterin durch einen frommen Karmeliter, welche in dieser Woche die Runde durch alle Zeitungen machte, hat in allen Kreisen lebhaftes Interesse hervorgerufen. Wäre nicht Einz der Schauplatz der Erzählung gewesen, so hätte man glauben können, eine Geschichte aus dem Decameron des Boccaccio zu lesen. Das Mädchen war drall, gottesgeben und nähte. Die körperlichen Vorzüge desselben hatten die Aufmerksamkeit eines Mönchs auf sich gezogen, den die Vorsehung zur Rolle eines Bouvivant berufen hatte, ohne ihn jedoch mit den Mitteln auszustatten, welche dieser kostspielige Beruf erfordert. Wollte der Mann seine Talente nicht ganz verkümmern lassen und seine Neigung zum Lebensgenusse ohne Arbeit nicht gewaltsam unterdrücken, so blieb ihm nichts übrig, als ins Kloster zu gehen. So legte der Mann, der in sich den Drang zu einem Theater-Habitué fühlen mochte, und der, unter einem günstigeren Sterne geboren, vielleicht ein ganzes Corps de Ballet in seine Arme geschlossen hätte, das Gelübde der Keuschheit ab und wurde

Karmeliter. Wenn ihm jedoch auch das Betteln eine kleine Zerstreung bot, so konnte doch dieses allein die Leere in seiner Brust nicht ausfüllen, und wenn er auch immer barfüßig ging, so konnte ihn doch das Bewußtsein, seine Berufspflichten regelmäßig erfüllt zu haben, nicht vollkommen befriedigen. Der unglückliche Karmeliter fing an, sich entsetzlich zu langweilen, und nur wenn ihm andere, glücklichere Menschen ihren fröhlichen, sündhaften Lebenswandel beichteten, empfand er jene Genugthuung und Anregung, deren er bedurfte. Namentlich aber interessirten ihn die kleinen Verirrungen der schönen Einzerrinnen, und so beschloß er denn, sich als Specialist für Frauenünden im Beichtstuhle zu habilitiren. Bald erfreute er sich unter den Einzern Magdalenen eines schönen Renommées, und es wurde insbesondere der ungezwungene Ton, der in seinem Beichtstuhle herrschte, gerne hervorgehoben. So jagte dort ein Scherz den anderen, die verfeinerte Aristokratin, wie das schlichte Bauernmädchen fanden in dem muntern Mönche ihren Mann, und ohne daß jaßt blinde Kuh gespielt worden wäre, fühlten sich doch alle angenehm berührt.

Aber die Olympischen verdroß das Glück, welches der Karmeliter bei den Einzerrinnen hatte. Der Don Juan des Beichtstuhls hatte sein Auge auf eine arme Nähterin geworfen und er fand, daß sie gut gebaut war vor dem Herrn. Wäre er reich gewesen, so hätte er ihr versprochen, sie zu möbliren, um sie zu verführen, aber er war ein Bettelmönch und so konnte er ihr nur den Himmel zum Präsent machen, der dem armen Wesen, das ebenso dumm

war als gottesfürchtig, ohnehin schon gewiß war. Der Genußmensch vom Berge Karmel lockte das Weichthätschen in die Kirche und ergänzte dort die Lücken der Bildung der armen Nähterin, indem er ihr die Geschichte von dem Apfel erzählte, welchem das Menschengeschlecht die intimeren Beziehungen zwischen Adam und Eva verdankt. Bis hieher ist die Geschichte eher komisch, und es hätte sie, wie zu Anfang erwähnt, Boccaccio erzählen können: die Geschichte eines lüsternten Mönchs, der ein einfältiges Mädchen verführt. Aber die Geschichte hat einen Schluß, den der heitere Erzähler des Decameron nicht hätte gebrauchen können, denn das Mädchen verlor nicht nur die Ehre, sondern auch den Verstand, es lachte sich nicht im Stillen selbst aus über seine Einfalt und Leichtgläubigkeit, sondern es weint im Irrenhaus um den Himmel, der ihm offen stand, und den es jetzt verschlossen wähnt. Die clericalen Organe, die sonst ein Geschäft daraus machen, noch so plump erfundene Lügen für religiöse Wahrheit auszugeben, erklären diese Begebenheit, deren Wahrheit durch die Aussage der unglücklichen Mutter der Verführten verbürgt ist, für eine plumpe Erfindung. Lüge ist ihnen Wahrheit, Wahrheit Lüge. Freilich können die Herren leicht lachen, denn was hat Einer, der zur Fahne des Cölibats geschworen hat, von den Karmelitern zu besorgen? Im schlimmsten Falle können diese ihm doch nur seine Köchin beschädigen.

Das clericale „Vaterland“ hat gar behauptet, der Erzähler der Einzer Geschichte müsse ein diabolischer Jude oder Protestant sein, welcher den unglücklichen Karmeliter,

der sich mit Rücksicht auf das Beichtgeheimniß nicht zu vertheidigen in der Lage sei, frech zu verleunden wage. Es scheint aber vielmehr der Redacteur des „Vaterland“ ein Jude oder Protestant zu sein, da er sonst wissen würde, daß erotische Uebergriffe, wie sie dem Karmeliter zur Last gelegt wurden, vielleicht zu den Geheimnissen der Beichte gehören, in keinem Falle jedoch zu den Beichtgeheimnissen. Daß das Mädchen ins Irrenhaus gebracht wurde, findet das „Vaterland“ sehr begreiflich, da „die Irrenhäuser in Folge der steigenden Aufklärung überfüllt seien“. Wahrscheinlich verhält sich also die Sache umgekehrt und hat eine aufgeklärte Einzler Nähterin einen edlen, unaufgeklärten Karmeliter verführt. Die Potiphar freilich hat es gut, sie geht einfach ins Irrenhaus, das sich die Aufgeklärten, die ihren Vortheil immer im Auge behalten, errichtet haben. Was fängt aber der keusche Karmeliter-Joseph an, dem das Beichtgeheimniß die Lippen schließt? Er duldet und schweigt. Wäre es nicht Sache der großherzigen, unaufgeklärten Frauen, die ihren Namen in den letzten Tagen schon auf so viele Adressen des Severinus-Vereines gesetzt haben, auch an den stillen Einzler Dulder ein kleines Anerkennungs-Adresschen zu richten?

Eine Ehrenrettung des Fürsten Windischgrätz.

24. März 1872.

Die „Rettungen“ bisher verkannter, geschichtlicher Persönlichkeiten sind in unserer Zeit, welcher, ungeachtet der fortwährenden Tag-Überschreitungen von Seite der Droschken-Kutscher, ein hoher Sinn für Gerechtigkeit nicht abgesprochen werden kann, in auffallender Weise beliebt geworden. Kritische Forscher haben es bekanntlich sogar unternommen, nachzuweisen, daß Kaiser Tiberius eigentlich ein seelenguter Herr war, und der Präsident des Obersten Gerichtshofes, Herr Ritter v. Schmerling, hat in der letzten Herrenhaus-Sitzung dem verkannten Fürsten Windischgrätz denselben Liebesdienst erwiesen.

Der erwähnte Staatsmann hat seiner Vorliebe für das österreichische Militär aller Waffengattungen zu wiederholtenmalen Ausdruck gegeben, und die stille Wehmuth, welche ihn hiebei jedesmal erfüllte, ließ uns errathen, daß er seinen Beruf verfehlt zu haben erkenne und daß hier ein großes Talent für die Gendarmerie im Keime erstickt worden sei. In dem ganzen Wesen Sr. Excellenz liegt etwas undefinirbares Einjährig-frei-

williges, um seine Lippen spielt etwas wie ein langjährig verhaltenes „Zaruck“, das volle Militärmaßbewußtsein schwellt seine Nasenflügel, und wenn er sie schneuzt, dann entfaltet er das Taschentuch wie eine geliebte Fahne, die er vor dem Feinde in die hintere Rocktasche gerettet. Wenn er in edler Wiener-Neustädtischer akademischer Haltung über den Kohlmarkt marschirt, dann ist es, als wenn er einem unsichtbaren Feldwebel folgte, und wer hat den herzhaften Mann je von hier auf den Graben abschwanken gesehen, der sich nicht versucht gefühlt hätte, ihn mit einem aufmunternden: „Halb rechts!“ in diesem Vorhaben zu unterstützen. Gebt ihm noch eine angebrannte „Virginiercigarre“ in den Mund, stellt ihn an die Spitze einer fliehenden Armee und der tapfere Feldherr ist fertig, wie er im Buche steht.

Aber Se. Excellenz ist ein guter Oesterreicher, er holt sich seine leuchtenden kriegerischen Vorbilder nicht aus dem ausländischen Plutarch, sondern aus dem vaterländischen Militär-Schematismus, sein Leonidas muß rothe Hosen tragen, und der Scipio, der sein edles Herz in Wallung bringt, hat nicht Afrika erobert, sondern Gaudenzdorf, und ist an der Spitze seiner Heersäulen als Triumphator über ein Duzend erbitterter Gegner in Wien eingezogen. Muß da nicht ein Wiener, wie Herr v. Schmerling, empört sein, wenn man den Eroberer seiner Vaterstadt zu „verunglimpfen“ sucht? Dennoch ist in einem Auszuge aus dem Helfert'schen Buche, den das Feuilleton der „Neuen Presse“ brachte, diese Schandthat verübt worden. „Was geschah denn“ rief Herr v. Schmerling aus, „daß

man Windischgrätz“ „als Tyrannen, als Egoisten“ hinstellt? Nichts weiter, als daß „zwei bis drei hervorragende Männer und wenige unbedeutende andere Männer hingerichtet worden sind.“ Und wegen eines so unansehnlichen Blutbades, in welchem ein proportionirt gebauter Tyrann kaum bis an die Brust waten könnte, schmählt man einen einheimischen General gleich einen Egoisten! Da pocht man immer darauf, Wien sei eine Großstadt, und wenn man dann den Maßstab einer solchen anlegt und zwei bis drei hervorragende und eine lächerlich kleine Anzahl unbedeutender Menschen abschießt, ist das gleich ein Stadtgespräch, und noch nach Jahren wissen die Journalisten ihre Leser mit nichts Besserem, als diesem Tratsch, zu amüsiren.

„Was hätte Fürst Windischgrätz Anderes thun können?“ fuhr der Lobredner des tapferen Feldherrn hierauf fort. Die Antwort, die wir auf diese schwierige Frage wüßten, ist so schlicht, daß wir sie nur mit der größten Schüchternheit niederzuschreiben wagen. Wir sind nämlich der Meinung, daß der Fürst die unglücklichen Opfer, welche er erschießen ließ/ unter Anderem auch hätte nicht erschießen lassen können. Dieser einfache Ausweg ist aber wahrscheinlich dem mit Geschäften überhäuftem Fürsten damals nicht eingefallen, was uns um so weniger überrascht, da auch sein Vertheidiger, der doch mehr Zeit zum Nachdenken hatte, nicht auf denselben verfallen ist. Es hat uns aber schmerzlich berührt, daß der Retter des Fürsten Windischgrätz nur der Feldherrntalente seines Schüglings gedacht hat, obwohl dieser

doch als Staatsmann noch weit bedeutender gewesen zu sein scheint, denn als Feldherr. Hat man ihn doch in dem einzigen ernsthaften Kriege, in welchem er den Oberbefehl führte, im Kriege gegen die ungarische Revolutions-Armee, plötzlich abberufen, um, wie es damals hieß, „seinen Rath über wichtige innere Angelegenheiten zu vernehmen“, und man übertrug lieber dem Baron Welden den Oberbefehl, ehe man auf die staatsmännischen Rathschläge des tapferen Feldherrn verzichtet hätte. Ob man die Rathschläge, welche er in Olmütz erteilte, befolgte, ist nicht bekannt geworden, doch scheint es, daß er den guten Rath, den man ihm dort gab, ausgeführt hat, indem er sich auf seine böhmischen Güter zurückzog.

Da die „Neue Presse“ gleichzeitig mit dem Feuilleton über Windischgrätz einen lobenden Leitartikel über Mazzini gebracht hatte, beschwerte sich Herr v. Schmerling bei dem Ministerium auch über diesen. Man besorgte schon, der Redner werde zum Schlusse auch noch über den Inseratentheil dieses Blattes sprechen und von dem Ministerium Aufschluß darüber verlangen, wer denn das blonde Fräulein sei, - das ein Herr daselbst so dringend zu sprechen wünsche. Diese Furcht war jedoch unbegründet, indem sich bei dem gesprächigen Greise bald die von erfahrenen Zuhörern erwartete Ermüdung einstellte. Herr v. Schmerling war darüber erstaunt, daß man die Leistungen Mazzini's für Italien bei uns so hoch anschlage, da ihn die italienischen Gerichte selbst „einigemale wegen Hochverrathes verurtheilt haben“. Ja, Herr Präsident, das ist nur eine Revanche, die wir den

Italienern bieten. Auch ihre Zeitungen haben sich über die Leistungen eines Oesterreichers wohlwollend ausgesprochen, der ähnliche Umstände wie Mazzini bei den Gerichten gehabt hat. Allerdings ist aber derselbe Mann jetzt Leiter unserer auswärtigen Politik. Die Zeiten ändern sich eben, und zu beklagen ist nur der Kurzsichtige, der glaubt, wir könnten warten!

Auß Baden.

14. Juli 1872.

Wenn man fortwährend in Wien unter dem schwülen Ministerium Auersperg herumgeht, fühlt man endlich doch das Bedürfniß, sich ein wenig zu decentralisiren und frische Luft zu schöpfen. Seitdem aber das große Verkehrshinderniß, welches von der Nase der Portiers im Westbahnhofe bis zu den Salzburger Alpen sich erstreckt, uns den Westen leider ganz verschlossen hat, und da von Seite der Westbahn für die Bequemlichkeit des Publicums nichts Anderes geschieht, als daß bei der Aufführung der einactigen Lustspiele des Secretärs dieser Bahn, Herrn Gründorf, stets sämtliche Plätze im Theater zu haben sind, ist man einzig und allein auf die Südbahn angewiesen. Und so habe denn auch ich am letzten Sonntage eine kleine Orientreise nach Baden angetreten. Ich wollte anfangs in der Maske eines polnischen Juden erscheinen, um in allen Kreisen der dortigen Gesellschaft ungehindert Zutritt zu erhalten. Aber die Macht der Gewohnheit ist so stark, daß ich am Morgen frische Wäsche anzog und damit die Ausführung des Projectes auf mindestens vier Wochen vertagen mußte.

Man geht nicht nach Baden zu seinem Vergnügen, man will entweder die Heilkraft der Schwefelquellen an sich erproben, oder gar in einem der dortigen Gasthäuser zu Mittag essen. Dieses zuletzt erwähnte Mittel gegen die Fettleibigkeit führt der landesfürstlichen Stadt fast noch mehr Gäste zu, als deren warme Heilquellen. Die alten Residenz-Sünder sind in Baden fast vollständig beisammen, die Aerzte verordnen ihnen Tugend und warme Bäder, und so oft ich diesen Rheumatikern auf der Weilsburgstraße begegne, nehme ich mir regelmäßig ein abschreckendes Exempel an ihnen und gelobe mir in meinem Innern, niemals einen Damenbesuch empfangen zu wollen, ohne sofort die Thüre luftdicht zu verschließen. Unter den Unglücklichen, die nach Baden kommen, um dort zu mittagmahlen, befindet sich auch der nicht gewöhnlich beliebte Bankiers-Sohn Baron S. Derselbe ist in seinen Mußestunden Lieutenant bei der leichten Cavallerie, die jedoch durch seinen Eintritt sogleich um volle drei Centner schwerer geworden ist. Der überaus kräftige junge Mann ist durch unausgesetzten Gebrauch der Badener Küche soweit hergestellt, daß man hofft, er werde schon binnen Kurzem in der Lage sein, seine Beine wieder zu sehen. Wie rührend wird dies Wiederfinden zweier geliebter Beine sein, das ein unübersteigliches Hinderniß für immer vereiteln zu wollen schien!

Obwohl Baden mit dem Schnellzuge in einer halben Stunde von Wien aus zu erreichen ist, glaubt man sich doch, sobald man angelangt ist, schon in die hintere Türkei versetzt, nur merkt man sofort den Unterschied,

wenn man eines der warmen Bäder auffucht, die an Comfort und Eleganz weit hinter den türkischen Bädern zurückgeblieben sind. Die Badehäuser sind unsauber, die Bassins klein und schmutzig und das Geheimniß der Bade-Cabinen scheint den Balneologen Badens noch nicht verrathen worden zu sein. Männer und Frauen baden dort in schöner Eintracht gemeinschaftlich, so daß Jeder, der in der Verlegenheit sein sollte, nicht zu wissen, was sich ziemt, sich nach Goethe's Rath ohneweiteres bei den edlen Frauen anfragen kann, die neben ihm herumplätschern. Allerdings sind die edlen Frauen meist aus Lemberg und Czernowiß und dürften daher über manche Details selber im Unklaren sein.

Nicht Jeder trifft es so glücklich, wie mein lieber Freund Schelle, der bekannte Musikgelehrte und gefürchtete, unbestechliche Kritiker. Dieser lebenswürdigste aller gefährlichen Menschen, welcher noch vor Kurzem an den Mauern des Operntheaters tobte, ruht in Baden von seinen schweren Kämpfen gegen die Direction und Intendantz der Oper aus, denn den armen Achilles mit den „unnahbaren Händen“ hat das Verhängniß ebenfalls beim Fuße gepackt und der Dulder sucht jetzt in den warmen Schwefelbädern die Heilung seines Leidens. Unlängst nun, da er, wie gewöhnlich, im Herzogsbad zu schwimmen begann, theilte er plötzlich ein Ballettmädchen mit kräftigen Armen, welche, als sie den Directoren-Bändiger erkannte, sofort ein freudiges Entrecht ausstieß und ehrfurchtsvoll mit der Fußspitze seine Stirn berührte. Der gründliche Forscher, der die Brille abgelegt hatte,

hielt die italienische Tänzerin anfangs für einen gelehrten Mönch vom Monte Casino, wo er einst, wie er gerne erzählt, auf das Gastfreieste mit alten Manuscripten bewirthet worden war. Ja er war sogar, da er dem vermeinten Benediktiner etwas an den Leib rückte, in dem Wahne befangen, derselbe habe zwei Pergamentrollen mit ins Bad genommen, bis ihn das laute Lachen der holden Südländerin auf seinen gelehrten Irrthum aufmerksam machte. Da sich Baden auch eines eigenen Theaters erfreut, fehlt es selbstverständlich nicht an einer Huldigung der Kritik durch die Künste, und diese wird dem wohlwollenden Kritiker, der den musikalischen Zuständen Badens jetzt seine volle Aufmerksamkeit widmet und auf die Direction des Sommertheaters sein scharfes Auge gerichtet hält, in reichem Maße zu Theil.

Wie es die Badener verstehen, mit möglichst geringen Kosten große Ziele zu erreichen, verräth die Inschrift des sogenannten Curhauses: „Der leidenden Menschheit gewidmete Wohlthat der Natur.“ Ich wenigstens glaube, daß es kaum etwas Bequemereres und doch zugleich Wohlfeileres geben dürfte, als Jemandem die Wohlthaten eines Anderen zu widmen, und mit derselben Großmuth, mit welcher die Badener der leidenden Menschheit die Wohlthat der Natur widmen, widme ich, indem ich jedoch auf jede Dankagung im vorhinein Verzicht leiste, den Ueberschwemmten Böhmens die wohlthätigen Geldspenden der Stadt Wien. Die Natur gibt leider das Insectenpulver nicht umsonst her, wie das Schwefelwasser, sonst würden die Badener Hausherren

gewiß der unter den Wanzen der Badener Wohnungen so furchtbar leidenden Menschheit einige Flaschen jener Wohlthat der Natur widmen. Vorläufig ist in dieser Richtung Jedermann auf die Selbsthilfe angewiesen, und wohl nur dem Umstande, daß die Fremden im Nacht- hemde und mit einem Lichte in der Hand so häufig umherirren, um ihren kleinen Peinigern zu enttrinnen, verdankt das Gerücht die Entstehung, daß der Somnambulismus in Baden epidemisch geworden sei.

Reisebriefe eines Wiener Spaziergängers.

I.

Weißenbach am Attersee, 9. August 1872.

Mir war der Aufenthalt in den Bleikammern Wiens unleidlich geworden und ich war gewillt, meiner Gefangenschaft ein Ende zu machen und zu fliehen. Ich wälzte mich unruhig auf meinem Strohsacke hin und her, studirte Karten und Pläne und beschloß endlich, mich in die westlichen Alpen zu schlagen. Mein Fluchtplan sollte am nächsten Sonntag zur Ausführung kommen, und man kann sich denken, mit welcher Unruhe und Aufregung ich diesen erwartete. Ich holte einen Bädeler, den ich in meinen Nachtkasten verborgen hatte, hervor, befestigte meinen Plaid an einige Riemen, thürmte meine Hemden auf die Strümpfe, die ich besaß, und versuchte das gefährliche Wagstück. Schon glaubte ich alles gewonnen, als mich vor der Mariahilfer Linie die k. k. priv. Westbahn auf meinem Fluchtversuche ertappte. Ein Cassier nahm mir das Geld ab, das er in meinen Taschen vorfand, der Conductor rasselte mit seinem Schlüsselbunde, öffnete eine kleine Thüre und schob mich in einen der

durch ihre Schrecken berüchtigten Wagen zweiter Classe. Die Strafzelle war schon mit anderen Unglücksgefährten überfüllt und nur mit Mühe erhielt ich ein kleines Plätzchen zwischen einem greisen Polen, der Hasenfelle in einem westlichen Gouvernement abliefern sollte, und einer Dame, deren Mann sich an der letzten Hauffe betheiliget hatte und welche jetzt in die Salzbergwerke von Reichenhall transportirt wurde. Wir versielen alle in dumpfes Hinbrüten über unser trauriges Schicksal und senkten den Blick verzweiflungsvoll zu Boden, da die beschränkten Räumlichkeiten es uns nicht gestatteten, die Decke hoffnungslos anzustarren. Endlich zischte das siedende Wasser im Kessel, der Dampfkreis bewegte langsam die eisernen Scheeren und erfahrene Westbahnsträflinge versicherten uns, daß sich der Zug in Bewegung gesetzt habe. Die unglückliche Frau, deren Bestimmungsort Reichenhall war, jammerte um ihren Mann und ihre angeblich noch unmündigen Kinder, die sie in Böslau zurückließ. Der Gram hatte die Züge der Märtyrerin so entstellt, daß man um eine Flasche Champagner gewettet hätte, sie sei die bedauernswerthe Mutter heirathsfähiger Töchter. Der Polengreis war in schwermüthige Träumereien versunken, schnarchte aber dabei aus so tiefer Brust, daß wir uns entsetzt die Zeigefinger ins Ohr steckten.

Unter Fasten und Schimpfen gelangten wir endlich nach Linz, wo ich die unter den Schaffnern herrschende Verwirrung benützte und glücklich entwischte. Im Hôtel „Erzherzog Karl“ werden die höchsten Anforderungen der gewiß verwöhnten Wiener Wirths an den Gast gestellt,

dagegen übertrifft der Kaffee an Durchsichtigkeit den sächsischen, und die Retirade sowie der Zimmerkellner sind englisch. Gestatten Sie mir, über die erstere zu schweigen, dagegen traf ich aber den letzteren sehr aufgeräumt und seinen in englischer Manier zubereiteten Backenbart zufrieden streichend. Es waren nämlich zwei Söhne Albions im Hôtel abgestiegen, die sehr fließend deutsch sprachen, so daß der englische Kellner sich mit ihnen auf das beste verständigte. Wenn diese bei ihm in deutscher Sprache eine Speise bestellten, antwortete er: „Yes, Yes“, und blickte dann triumphirend, daß er die Conversation in der vornehmen fremden Sprache so fließend führte, um sich. Die Sehenswürdigkeiten von Einz sind, wenn man nicht die schönen Einzerinnen und die zu ihnen gehörigen Herren Kapuziner dazu rechnet, bald erschöpft. Die für den reisenden Strategen interessanten zweiunddreißig Thürme, welche der Erzherzog Maximilian in den Dreißiger-Jahren aufführen ließ, um Einz gegen feindliche Ueberfälle zu schützen, sind fast alle gefallen. Nachdem kein äußerer Feind den Versuch unternommen hatte, sie zu überfallen, erbarmte sich ihrer endlich der österreichische Generalstab, und sie konnten in der That den kühnen strategischen Combinationen desselben nicht lang widerstehen. Sie wurden nämlich im Auftrage desselben von einer Schaar inländischer Maurer unter dem Kriegsgeschrei: „Das Ministerium will es!“ überumpelt und dem Erdboden gleich gemacht. Nur einer der Thürme gerieth in die Gewalt eines gefährlichen äußeren Feindes, nämlich der auf dem „Freinberg“ be-

findliche, welcher den Jesuiten eingeräumt wurde. Diese haben sich dort festgesetzt und werden wohl nicht so bald aus diesem verschanzten Lager, das sie noch durch eine gothische Kirche und ein Knaben-Seminar furchtbarer gemacht haben, zu vertreiben sein. Als ich vorbeiging, um die schöne Aussicht vom „Jägermeier“ zu genießen, sah ich drei Jesuiten auf dem Rücken in der Sonne liegen; sie hatten es aber nicht nöthig, denn sie waren schon ganz ausgedörret. „Laßt wohlbeleibte Männer um mich sein, mit glatten Köpfen und die Nachts gut schlafen!“ rief ich und ging in die Kapuzinerkirche. Statt eines lebenden Kapuziners aber traf ich nur einen todten Löwen, das Grab Montecuculi's.

Um den Attersee zu erreichen, den ich als vorläufiges Reiseziel gewählt hatte, mußte ich neuerdings in die saure Westbahn heißen. Nachdem ich noch auf dem Bahnhofe einigemale den Wagen hatte wechseln müssen — den ersten, weil man mich in ein Coupé gewiesen hatte, das schon bis an die Decke gefüllt war, und den zweiten, weil man mich in ein Rauch-Coupé geschoben hatte, in welchem, wahrscheinlich aus Rücksicht für ein Bullenbeißerchen, das eine Dame als Keuschheitsgürtel trug, nicht geraucht werden durfte — gelangte ich endlich ohne weiteren Wagenwechsel nach Vöcklabruck. Dies ist die letzte Eisenbahn-Leidensstation für Jene, welche an den Attersee wollen. Mit Kreuzschmerzen steigt der Passagier-Dulder aus und eine Kutsche bringt ihn in einer Stunde nach Kammer am Attersee.

Da lag er denn vor mir, der stille, große See mit

seiner herzerfrischenden Bläue! Hohe Berge lagern rings um ihn, die schweigsamen Wächter seiner Einsamkeit. An seinen Ufern wohnen Menschen mit Lodenjoppen, grünen Strümpfen und nackten Knien, und wenn sie schweigen, weiß man nicht, daß es Berliner sind. Der See-Berliner versucht es, in der stärkenden Bergluft sein in der Heimath etwas verweichlichtes „g“ abzuhärten, er speist forellen und vergleicht das Aehnliche mit dem Unähnlichen, eine Definition des Witzes, die, wie ich glaube, auch für den Kalauer gebraucht werden könnte. Sehr häufig fahren überdies elegante Damen aus Ischl nach Weissenbach und belecken den See mit Cultur. Weissenbach, das man von Kammer aus mit dem Dampfboote in anderthalb Stunden erreicht, ist der schönste Punkt am Attersee, der hier in seiner ganzen Ausdehnung vor Einem liegt. Der Schafberg beugt sich mit lümmelhafter Neugierde über die Schultern der anderen Berge herüber, und jenseits der Zunge, die der unartige Westen über den See ausreckt, liegt der kleinere Mondsee. In die östliche Ecke hat sich eine schroffe Felswand gekauzt, sehr ungehobelten Aussehens, auf welcher sich noch der so umweltläufige Steinbock scheu herumtreibt. Hier ist das Jagdrevier des Kaisers.

Der kleine Ort besteht nur aus einigen zerstreuten Bauernhäuschen, deren Mittelpunkt das hübsche Gasthaus bildet. Der Besitzer desselben ist der kleine Columbus, der auf einer seiner Fahrten nach dem Westen Weissenbach eigentlich erst für den Touristen entdeckt hat. Er war vormals Seemann, dann Officier, und ist in seiner

gegenwärtigen, jedenfalls beneidenswertesten Verkörperung Hofjuwelier, in Wien. Der Juwelier hat sich eine recht hübsche Villa auf einem Hügel gebaut, die der Seemann mit all den Merkwürdigkeiten und Schätzen, die er von seinen Weltfahrten heimgebracht, ausgestattet hat. So ist die Villa ein ziemlich reichhaltiges, interessantes Museum, dessen Inhalt jedoch mit solcher Geschicklichkeit geordnet und vertheilt ist, daß die Behaglichkeit des Wohnhauses in keiner Weise beeinträchtigt wird. Der thätige Mann hat jetzt auch das Gasthaus mit der dazu gehörigen Post angekauft, so daß er zu der goldenen Last des Juweliers noch die anderen Lasten des Wirthes und Postmeisters trägt. In der Küche herrschen demzufolge die milden Satzungen des Wiener Kochbuches, und Wiener Kellner predigen hier das Evangelium des „Bitte sehr“, „Bitte gleich“, das den Barbaren sittigt und ihn sanft daran gewöhnt, seine wilde Eßlust zu zügeln.

Wenn es freilich regnet, wie heute, wenn die Wolken wie graue Möbelüberzüge die Berge einhüllen, wenn die Nebel aus dem See steigen und das „Traunerl“ leer und traurig in der Bucht liegt, dann bleibt dem einsamen Fremden nichts übrig, als dem Beispiele des Ritters Toggenburg zu folgen, der ein so treffliches Hausmittel gegen die Melancholie und Langeweile besaß:

„Und dann legt' er froh sich nieder,
Schließ getröstet ein,
Still sich freuend, wenn es wieder
Morgen würde sein.“

II.

Jschl, 16. August 1872.

Ich habe in Weigenbach eine furchtbare Angst ausgestanden, ich glaubte schon, ich sei verliebt. Von der trauten Heimath durch die Westbahn abgeschnitten, an einem abgelegenen Orte, wo die zum Leben nothwendige Gendarmerie aus weiter Ferne geholt werden muß, an einem einsamen See, wo Einen kein Freund hilfreich „Esel“ nennen kann, fern von allen seinen Lieben verliebt zu sein — der Gedanke ist entsetzlich! Gott sei Dank, ich bin diesmal mit dem bloßen Schreck davongekommen; ich nahm aber sofort Extrapost und fuhr nach Jschl. Die Gegend, durch die man fährt, ist wildromantisch, rauhe Felsen, von denen aufschäumende Wässer tosend herabstürzen, schauen dem Reisenden trotzig entgegen, und dem kleinen Stillleben aus den Abruzzen fehlt nur der Reiz der Unsicherheit, denn die betreffenden Rinaldos stehen sich in Jschl als Hôteliere weit besser. Es war ein herrlicher Sonntags-Morgen und mir begegneten eine Menge Touristen, in deren abgehärmten Gesichtern die Kreide der Jschler Wirthe tiefe Furchen gezogen hatte.

Ah, endlich waren wir im schönen Jschl, wo von

den hohen Bergen reißende Seidenkleider niederrauschen und kühn in die Wolken die Frisur der Damen ragt. Da in den August die Schurzeit, oder, wie es die Franzosen weit milder benennen, die haute saison fällt, konnte ich in keinem Hôtel ein Zimmer finden, und die Wirthhe ließen mich weiter ziehen, indem sie mir wehmüthig nachsahen, wie die Klapperschlange, der noch ein Wchse im Magen unverdaut liegt, dem Lämmchen. Allein ich verzagte nicht in dem Kampfe um das Dasein, und ich muß wohl von guten Eltern sein, denn ich fand endlich doch ein Zimmer. Leider war das Stubenmädchen nicht so einladend, daß ich weitere Darwin'sche Untersuchungen an mir vorzunehmen versucht hätte. Ich ärgerte mich über die Eiederlichkeit, mit der mein Koffer zu Hause bestellt worden war, denn obwohl ich erklärt hatte, ich würde nach Ischl gehen, hatte man mir dennoch kein Monocle hineingepackt. Nun war ich auf der Esplanade und Fräulein Rabatinsky saß da, und ich war der Einzige, der die strahlende Coloratursängerin mit unbewaffnetem Auge betrachtete. Aber was liegt endlich an solchen Unglücksfällen, denen ja kein Reisender entgeht. Die Ischler Luft ist so milde und gesund, daß man hier ältere Gouvernanten antrifft als irgendwo, und wenn man sieht, wie mager diese sind, begreift man gar nicht, wie sie so alt werden konnten. Ungeachtet dieser prächtigen, heilkräftigen Luft sehen doch merkwürdigerweise gerade die Badeärzte hier sehr dick und gesund aus.

Die Esplanade ist der Alpen-„Volksgarten“; man glaubt, eine gütige Fee habe diesen Wiener Unterhaltungs-

ort mit allen seinen Besuchern in ihr Sacktuch gepackt und durch die Luft hieher getragen. Eine traurige Musikcapelle spielt des Abends lustige Weisen, und gepuzte Damen und Herren schlürfen dazu „Gefrornes“. Wenn die Baukunst gefrorene Musik ist, so ist dagegen die Esplanade musikalisches Gefrornes. Trotz der allgemeinen Beleuchtung herrscht hier eine besondere Dunkelheit, und es soll der Fall vorgekommen sein, daß sich sogar lange verheirathete Ehemänner, die doch ihre Frauen im Griff haben, an ganz jungen fremden Damen vergriffen. Minder lebhaft geht es auf der Esplanade am Morgen zu. Nur wenige Damen lüften dann ihr französisch aus, das Orchester athmet Ruhe und Frieden, und der contemplative Kaffeetrinker wird nicht durch mürrische Ausbrüche übel gestimmter Streichinstrumente in seiner Behaglichkeit gestört. Man freut sich seines Lebens, und Einige, auf die Fortuna ihr Füllhorn ausgeschüttet hat, essen sogar zwei kernweiche Eier.

Die frühstückszeit vergeht auf das angenehmste. Das heitere fest beginnt in der Regel damit, daß von sämtlichen Tischen eine halbe Stunde hindurch „Leopold“ gerufen wird. Den Grund, aus welchem dies geschieht, habe ich nie erforschen können, da auf den Ruf gar Niemand erscheint. Vielleicht, daß durch diese oratorische Übung die Lunge in ähnlicher Weise gekräftigt werden soll, wie durch frische Schafmolken; möglich auch, daß der Gebrauch, den erwähnten Namen auszurufen, noch aus der alten Römerzeit datirt, worauf dann alsobald ein Slave mit einer Portion Kaffee erschienen sein mag,

während heute diese Ceremonie ganz inhaltslos geworden ist. Man merkt es auch, daß sich die Anwesenden bei dem Namen nichts denken, denn sie sehen ganz gleichgiltig und erwartungslos drein. Nur ein einziger blonder Jüngling im schwarzen Frack macht eine Ausnahme, und es scheint, daß ihn das Geschrei unangenehm berührt, denn er läuft mit Kaffeekannen und Brodkörben unruhig auf und ab, als wenn er von den Eumeniden wegen einer Portion Kaffee verfolgt würde. Doch liegt Methode in dem Treiben des blonden Wahnwitzigen, denn verlangt man Kaffee, so stellt er ein Glas Wasser auf den Tisch, während er, sobald man Wasser begehrt, betheuert, seine Cigarren seien leider zu Ende gegangen, doch erwarte er stündlich eine neue Sendung.

Auch ein sehr einflußreicher Theaterfreund, der liebenswürdige Intendant, Graf Wrba, frühstückt regelmäßig auf der Esplanade. Sein Frühstück hat nie weniger als vier bis fünf Acte und nicht selten wird der schon etwas ermüdete Zuschauer noch durch ein kleines Nachspiel überrascht. Nach dieser ausgiebigen Stärkung zu schließen, wird die bevorstehende Theater-Saison die Kräfte des edlen Kau-Grafen sehr in Anspruch nehmen und wir werden uns wohl, wie ich fürchte, auf ein neues Ballet in mehreren Gängen gefaßt machen müssen. Zu den Frühstücks-Habitues der Esplanade gehört ferner der scharfe Kritiker unserer auswärtigen Politik, der Abgeordnete Herr Kuranda, diese in glücklichen Verhältnissen lebende Cassandra, die uns mit großer Unerblichkeit stets darauf aufmerksam gemacht hat, daß wir an dem Rande

eines Abgrundes stünden. Der abgründliche Kenner unserer Verhältnisse erscheint immer mit seiner würdigen Gemahlin, einer sorgsamen und tüchtigen Hausfrau, und einem niedlichen Töchterchen, das schon mit dem ganzen Ernste des Vaters Strümpfe strickt. Unsere politische Situation scheint bedenklicher zu sein, als wir Laien uns einbilden; ich weiß allerdings nicht, was in der Luft steckt, doch kann ich Ihnen im Vertrauen mittheilen, daß mir die Nase des Herrn Kuranda ganz und gar nicht gefällt.

Schon am Tage nach meiner Ankunft traf ich den kleinen Mann im grauen Rocke, der auf den Höhen von Ischl sein imposantes Hôtel aufgeschlagen hat, den Napoleon unter den Ischler Hôtel-Autokraten — Bauer. Er ging, die Hände auf dem Rücken und in Gedanken vertieft, den Blick zu Boden senkend. Die Tripel-Allianz zwischen Rußland, Deutschland und Oesterreich beschäftigte den kleinen Mann im grauen Rocke. Nicht etwa, daß er sich mit dem Plane trüge, sie zu sprengen, im Gegentheile, er will die Tripel-Allianz zu einer Quadrupel-Allianz erweitern, und zwar soll er der Vierte im Bunde sein. Die Aufgaben würden in der Weise vertheilt werden, daß die drei Monarchen die Allianz fertig brächten, Bauer aber die Subsidien: Kost und Quartier, zu besorgen hätte. Vom „Hôtel Bauer“ aus würde dann der europäische Friede gesichert werden, und wenn Napoleon ein „Parterre von Königen“ aufgetrieben hat, warum sollte es nicht Bauer gelingen, durch eine kluge Politik eine Table d'hôte von Königen zu arrangiren? Die Politik allein jedoch kann diesen Mann nicht ausfüllen,

er hat auch ideale Bestrebungen. Sobald irgend ein Stern der Kunst in Jschl aufgeht, ruht Bauer nicht eher, bis der Stern in seinem Hôtel zu Bette geht. So glänzt in diesem Sommer die berühmte Lucca unter seinem Dache und morgen Abend wird sie im großen Saale des Hôtels vor den reichen Fremden für die armen Einheimischen singen. Der Sitz kostet zwar zehn Gulden, das ist aber bei den theuren Bougies in Jschl kein Geld für einen Stern.

III.

Gmunden, 23. August 1872.

Der Ischler Regen macht Einen ganz dumm, denn man ist dann gezwungen, die Gesellschaft aufzusuchen. Ein tiefsinniger Arzt, den ich kennen lernte, versicherte mir wohl, es sei dem fortwährenden Regen in Ischl zu danken, daß dort die Hunde nicht wüthend werden; ich sehe jedoch nicht ein, was damit gewonnen ist, wenn zwar die Hunde sich einer ungetrübten Gemüthsstimmung erfreuen, die Menschen aber wüthend werden und Concerete, Kränzchen und Tombolas veranstalten. Ich habe das Tanzkränzchen im Ischler Casino nicht besucht, man hat mir nur mitgetheilt, daß dasselbe keineswegs einen vornehmen, großstädtischen Charakter an sich trug, indem es nur von Bewohnern des Landes besucht war, und zwar des gelobten Landes. Es ist merkwürdig, seitdem ich mich in den Alpen aufhalte, lerne ich immer mehr die Sitten und die Eigenthümlichkeiten der Berliner kennen. Ich habe in dieser Beziehung wieder eine recht interessante Entdeckung in Ischl gemacht, welche namentlich die Ethnographen zu weiteren Forschungen anregen dürfte, daß nämlich die Berliner, welche man hier antrifft,

in der Regel aus Breslau sind. Doch leidet auch diese Regel manche Ausnahme, denn so ist z. B. die berühmte Berlinerin Eucca nicht aus Breslau, sondern aus Wien.

Nachdem ich schon einige Tage nichts Warmes zu mir genommen hatte, denn man muß in den Gasthäusern Jschs auf jede Speise so lange warten, bis deren Temperatur auf Null Grad Réaumur sinkt, übersiedelte ich in das „Hôtel Bauer“, welches so vortheilhaft gelegen ist, daß man von dort aus, um mich strategisch auszu-drücken, Jschl mit Leichtigkeit bombardiren könnte. „Bettler-finder erben nichts als des Vaters reinen Namen“ singt freiligrath, und für solche, sowie selbst für Bettler in reiferen Jahren, wäre das „Hôtel Bauer“ allerdings kein ganz glücklich gewählter Aufenthaltsort. Der deutsche Reisende jedoch lebt hier nicht theurer, aber weit bequemer, als in den anderen Gasthöfen der kleinen Barbaresken-filiale Jschl. Der Russe mag sich dort oben wohl manchmal hinter dem Ohr kratzen, allein da nach dem bekannten Sprichworte bei dem Russen doch immer der Barbar zum Vorschein kommt, sobald man ihn kratzt, ist es ziemlich gleichgiltig, ob dies hinter dem Ohr geschieht, oder anderswo. Von meinem Zimmer aus genoß ich die herrlichste Aussicht, es war förmlich mit den Bergen möblirt und ich hätte gar nicht mehr nöthig gehabt, die schöne Natur aufzusuchen, denn sie kam zu mir „fensterln“.

In der über dem Gasthose gelegenen Villa Bauer wohnte die kleine Eucca, und ich hatte am letzten Sonntag Gelegenheit, unsere anmuthige Landsmännin in einer Rolle zu sehen, in der sie bisher noch nicht photographirt

worden ist — als Hausfrau. Sie, die am Abend vorher in dem Concerte, welches sie für die Armen Ischls gegeben hatte, in Seide und Brillanten gestrahlt hatte, saß im einfachen Hauskleide mit einem rührenden Häubchen auf dem Kopfe in unserer Mitte und trug uns einen warmen Kaffee mit einem so schmelzenden Gughupf vor, daß eine zeitlang in dem Zimmer lautlose Stille herrschte. An dem heimathlichen Gebäcke erkannte ich, daß die Primadonna, welche die Berliner mit Stolz ihr Paulinchen nennen, im Herzen eine gute Wienerin geblieben ist, und ich sagte mir: „Bei dem Gughupf magst du ruhig schlemmen, die Berliner essen Butterbennen!“ Je länger wir saßen und plauderten, desto wienerischer schaute und lächelte sie, und während sie nur noch hin und wieder die berechnete Empfindlichkeit des anwesenden Justizrathes durch ein „Des is mir ganz Schnuppe“ schonte, sprach sie mit mir in dem so runden Dialekte unserer lieben Vaterstadt. Und jetzt, da ihr Blick den strengen, kritischen Ausdruck der Berlinerin verloren hatte, thauten erst die Grübchen in ihren Wangen auf und ihre kleine Wiener Nase fing an, sich in dem Gesichte heimisch zu fühlen.

Wie freudig war unsere Ueberraschung, als die Primadonna plötzlich aufsprang und sich bereit erklärte, uns mit einigen Arien zu bewirthen. Sie hüpfte zum Clavier hin und der sanfte Pianist und Compositeur lieblicher Lieder, Herr Riedel aus Wien, der nach den schwärmerischen Blicken, die er an den Plafond richtete, eben ein Lied an diesen zu componiren willens schien,

folgte ihr und setzte sich an das Clavier, sie zu begleiten. Sie sang den verliebten Pagen Cherubin, Zerline und das „Kennst du das Land“ aus „Mignon“. Und als wir sie so sehnsuchtsvoll und schwermüthig das Lied „an die verlorene Heimath“ singen hörten, dachten wir daran, daß die Koffer der kleinen Lucca schon gepackt seien und daß die silberstimmige Wienerin jetzt in das Land der heiseren Nankees gehe. Es war schon Nacht geworden und wir schieden. Der Regen fiel schwer in den Sand und wir gingen mit aufgespannten Regenschirmen im Gänsemarsch nach Hause. Am nächsten Morgen fuhr ich mit dem lebenswürdigen Pianisten nach Gmunden; ich schwieg und er accompagnirte mich mit gewohnter Discretion.

Bei der Rivalität, welche zwischen Gmunden und Ischl auf allen Gebieten herrscht, regnete es selbstverständlich auch in der Seestadt. Die grauen Berge blickten düster in den Traunsee, der an ihnen unwirsch die Fußwaschung vornahm, die schmutzigen Wolken lagen wirr umher, wie von einer mißmuthigen Hand durcheinander geworfen, die Straßen waren leer und kothig und an den feuchten Mauern klebten unheimliche Concert-Anzeigen. Wie groß war meine Ueberraschung, als ich aus dem Dampfboote ausstieg. Es rückte wohl nicht Birnams Wald gegen mich heran, wie gegen Macbeth, aber ein kleiner Traunstein, der Dichter der „Eglantine“ Herr Eduard Mautner. Wenn derselbe schon früher in der Gmunderer Gesellschaft einen hervorragenden Platz eingenommen hat, so muß er, nach seinem Aussehen zu

schließen, jetzt einige hervorragende Plätze in derselben einnehmen. Wir Beide haben, wenn ich mich recht erinnere, in diesem Fasching eine kleine Zeitungs polemik mit einander geführt, das hindert mich aber nicht, vollkommen unparteiisch zu sein und mitzutheilen, daß er im Sommer glücklicher war und ungeachtet seines Leibesumfanges eine Gemsejagd in Gmunden mitgemacht hat. Er ließ sich für dieselbe eigens die Tracht eines Gemsejägers anfertigen: die mit Nägeln beschlagenen Schuhe, welche den unwegsamen Felschrofen trohen, die kurzen Lederhosen, die das gelenkige Knie des unermüdlchen Kletterers freilassen, die wettertrogende Lodenjoppe, welche der Elasticität des Oberkörpers freien Spielraum gewährt, und den kleinen Hut mit der Spielhahnfeder, den der Jäger, der auf schwindelnder Höhe die Gemse erlegt hat, freudig jodelnd in die Luft wirft. Kurz, Herr Mantner soll in diesem Anzuge wie sechs wirkliche Gemsejäger ausgesehen haben; doch während er seinen Freunden einen so hübschen Anblick gewährte, war es ihm selbst leider nicht vergönnt, seine nackten Kniee zu sehen. Die Jagd des Herrn Mantner fiel sehr glücklich für die Gemse aus, allerdings aber hatte man ihm einen solchen Standort angewiesen, daß die Gemse, welche den Staub der Chaussee meidet, ihm nicht in den Schuß kommen konnte.

Einen glänzenden Sieg über Ischl hat das rivalisirende Gmunden davongetragen, indem die Akademie des Improvisators Herrn Kühne, „Schriftstellers der Gartenlaube“, wie er sich auf den Anschlagzetteln nannte,

welche in Jschl nicht zu Stande kam, hier stattfand. In Jschl hatten sich nur sechs Personen bereit gefunden, diesen Dichter „à la minute“, wie man in der Küchensprache sagt, anzuhören, so daß der Schriftsteller der Gartenlaube, der dem inneren Drange zu improvisiren nicht widerstehen konnte, sich nach Gmunden wandte, wo die Zahl der Besucher der Akademie auf achtzehn an schwoll. Das poetische Fest fand im „Koglbräu“ statt, und während draußen der große Haufe gedankenlos Bier trank, dichtete im Extrazimmer ein gottbegnadeter Sänger mit der Schnelligkeit der Nähmaschine, und ein kleines Häuflein Auserwählter lauschte dem behenden Jünger Apollo's. Das Reinerträgniß der Vorlesung sollte den Armen Gmunden's zugute kommen. Die armen Armen!

IV.

Salzburg, 30. August 1872.

Der Regen in Gmunden wollte kein Ende nehmen. Nachdem ich ein Concert, eine Theatervorstellung und endlich sogar eine Tombola mitgemacht hatte, war ich der Verzweiflung so nahe, daß ich mich schon auf photographischem Wege verunstalten lassen wollte. Manche erlauben sich auch wirklich den ziemlich unartigen Scherz, sich hier photographiren zu lassen, um mit den Photographieen ihre ahnungslosen Bekannten, von denen sie sich mit dem besten Aussehen verabschiedet, zu erschrecken. So mag wohl das Gerücht entstanden sein, daß auch in Gmunden Fälle von Blattern vorgekommen seien, an dem glücklicherweise nichts Wahres ist, und wenn auch wirklich einige Fremde sich der Revaccination unterzogen, so geschah dies nicht aus Angst vor der Epidemie, sondern nur, um die Zeit todtzuschlagen. Ich beschloß jedoch, von dieser Zerstreung vorläufig noch Umgang zu nehmen und lieber mein Heil in der so vielfach bewährten Flucht zu versuchen. Um in Lambach den nach Salzburg gehenden Schnellzug zu erreichen, muß man von Gmunden aus den gemischten Güterzug der Westbahn benützen, denn, sagt unser Schiller, „des Lebens ungemischte

Freude ward keinem Irdischen zu Theil“. Man trennt sich aber sehr schwer von Gmunden, wenn man mit der Westbahn fährt, so daß eine Dame, welche ihrem nach Lambach reisenden Gemahl das Geleite gegeben hatte und im Vertrauen auf die Fahrordnung fünf Minuten vor der Abgangszeit um ein Viertel Zwölf in convulsivisches Weinen ausgebrochen war, sich genöthigt sah, noch zehn Minuten nach drei Viertel Zwölf ihre Thränen auf den Perron strömen zu lassen.

Sowie die Direction der Westbahn nicht den Uberglauben anderer Eisenbahn-Directionen theilt, als wenn ein Zug just zu der in der Fahrordnung angegebenen Zeit abgehen müßte, zeigt sie sich auch über Standesvorurtheile erhaben, und so befanden sich bei unserem Zuge zur gerechten Strafe für die exclusiven Reisenden keine Wagen erster Classe. Ein Engländer drohte sogar, deutsch sprechen zu wollen, aber es half ihm nichts, er mußte zu uns in einen Wagen zweiter Classe, sammt seiner Frau und Tochter. Die drei Familien-Mitglieder hatten unzählige Sommerprossen, das war aber noch nichts gegen den kleinen Groom, den sie mit sich führten, der nämlich gar ein Mohr war. Möglich, daß der Engländer das Mohrenknäblein in der Erwartung mitgenommen hatte, es könnte, wenn irgendwo, in dem regnerischen Gmunden weißgewaschen werden. Die Unterhaltung, die wir genossen, war sehr einsylbig; die Engländer schrien fortwährend „Yes!“ und die Kälber hinter uns „Muh“ oder umgekehrt so oft die Kälber „Muh“ schrien, sahen sich die drei englischen Familien-

Mitglieder erstaunt an, ob sie wohl recht gehört hätten, und bestärkten sich in ihrem Verdachte durch ein gegenseitiges „Yes“. So ging es unter einem fortwährenden „Muh — Yes“ weiter, das uns schließlich etwas langweilte. Ob sich das Mohrenbürschchen besser unterhielt, konnte ich bei der Dunkelheit, die in seinem Gesichte herrschte, nicht deutlich erkennen.

In Lambach, wo man eine Stunde auf den von Wien kommenden Schnellzug warten muß, fand ich, daß die Bildung noch lange nicht solche Fortschritte gemacht hat, wie man gewöhnlich annimmt. Die niedliche Kellnerin in der Eisenbahn-Restaurations hat noch nicht einmal den Petrarca gelesen, denn als ich ihre Hand erfassend ausrief: „S' amor non è, che dunque è quel ch'i sento?“ wischte sie mit der Serviette den Tisch ab und richtete an mich die holdselige Gegenfrage: „Vielleicht ein schönes Kälbernes oder eine weiche Rindsbrust?“ Ich aber schüttelte wehmüthig das Haupt, lümmelte mich in die Ecke und gähnte meinen Plaid an. Ich wußte nicht, welches gefährliche Spiel ich spielte, denn man sah mich sofort für eine Zweigniederlassung der dreiköpfigen englischen Familie an, und der Zahlkellner stürzte mit einem in der Eile zusammengerafften Amazonencorps auf mich zu und erklärte mir unter bekräftigendem Zucken des weiblichen Gefolges, ich könne auch Thee haben. „Bier!“ rief ich mit einer Stentorstimme, daß alle Chignons im Zimmer zu wackeln begannen. Der Nimbus war aber hiedurch von mir gewichen und man ließ mich fortan verächtlich in Ruhe.

Das schlechte Wetter in Salzburg kam mir sehr bekannt vor, ich mußte es schon irgendwo getroffen haben. Diesem regnerischen Himmel seiner Vaterstadt hat Makart offenbar das stimmungsvolle Grau entlehnt, welches er, da er leider kein Landschaftler geworden ist, den Busen seiner Frauengestalten gibt, so daß man, wenn solch ein Busen leidenschaftlich wogt, immer fürchtet, er möchte wie der Vesuv Asche auswerfen. Während es übrigens in früheren Jahren, wenn der Himmel einmal recht im Zuge war, gleich fünf bis sechs Wochen geregnet hat, währt der Regen jetzt selten länger als drei Tage, da Dank den fortwährenden Deficiten unserer Finanzminister die Wälder Salzburgs immer mehr gelichtet werden. Ich verdanke diese Mittheilung zwar einer etwas befangenen Quelle, einem Regenschirm-Fabrikanten, dessen Bekanntschaft ich im „Stiegelbräu“ machte, aber der Himmel wurde in der That schon nach zwei Tagen stellenweise blau, so daß ich einen kleinen Spaziergang auf den Kapuzinerberg wagte. Ich traf dort eine große Menge Touristen, die seit einigen Tagen aussichtslos waren und jetzt den Verlust so schnell als möglich hereinbringen wollten. Die „Aussicht nach Baiern“ war in Folge dessen nicht mehr durch Wolken, sondern nur durch Plaids verhüllt. Auch meine liebe englische Familie fand ich dort wieder, welche mich zum Zeichen des Wiedererkenntens mit großem Befremden ansah. Sie ließ sich von ihrem kleinen Mohren ein riesiges Fernrohr nachtragen, das der frühreife schwarze Knabe benützte, um die Waden der jungen Miß verstohlen zu besichtigen.

Es waren kaum einige Minuten vergangen, als plötzlich aus der Ferne ein kläglicher Ruf erschallte; wir horchten, und nach einiger Zeit wiederholte sich dasselbe unheimliche Rufen. Nach kurzen Pausen kehrte der Ruf, der wie ein Hilferuf klang, immer wieder, und wir konnten jetzt deutlich eine männliche und eine weibliche Stimme unterscheiden. Die Zuwesenden liefen dem Walde zu, und nur die englische Familie ließ sich jetzt von ihrem schwarzen Fernrohrträger das Instrument reichen und schaute angelegentlichst in das bayerische Land hinaus, um die nach Hilfe Rufenden in dem Nachbarstaate zu suchen. Die Stimmen kamen immer näher, und mit einemmale hörten wir die männliche Stimme aus Leibeskräften „Constantinopel!“ schreien. Bald darauf schrie auch die weibliche Stimme mit großer Kraftanstrengung „Constantinopel!“ und nun erschallte es unaufhörlich „Constantinopel! Constantinopel!“ Wir stutzten, denn wir konnten doch kaum annehmen, daß sich ein türkisches Ehepaar bei einem Spaziergange an den Ufern des Bosphorus bis auf den Kapuzinerberg verirrt habe und nunmehr den richtigen Weg nach Constantinopel zu erfragen bemüht sei. Bald traten die Waldtürken aus dem Dickicht hervor, voran ein Mann mit einem verschmürten ungarischen Rocke, der sich mit dem Sackuche die Schweißtropfen von der Stirne wischte, und hinter ihm eine beleibte Frau, die mühsam nach Athem rang. Als uns der Ungar sah, näherte er sich und fragte höflich, ob wir kein Echo gehört hätten. Da wir die Frage verneinten, sahen der Fremde und dessen Begleiterin

einander bestürzt an und setzten sich dann bekümmert ins Gras. Nach einer Weile erzählte uns der Unglückliche, er und seine Frau seien erst gestern angekommen und bei dem Abendessen habe sich ein Handlungsreisender zu ihnen gesellt und erzählt, auf dem Kapuzinerberge halte sich ein fünfssylbiges Echo auf. Sie hätten daher beschlossen, dieses am nächsten Morgen ungesäumt aufzusuchen, da ein so gesprächiges Echo ihnen bisher niemals begegnet sei. Obwohl die ungarische Sprache an fünfssylbigen Wörtern keinen Mangel leide, sei es doch fraglich gewesen, ob das salzburgische Echo ungarisch verstehe, und so seien sie auf das fünfssylbige Wort „Constantinopel“ verfallen. Nach dem Frühstück hätten sie sofort den Wald nach allen Richtungen unter dem fortwährenden Rufe „Constantinopel“ durchstrichen, ohne daß ihnen jedoch bis jetzt auf ihre dringende Anfrage auch nur mit einer Sylbe geantwortet worden wäre. Nach einer Weile standen die beiden Echosucher auf und gingen betrübt die Stufen des Kapuzinerberges hinunter. Noch einmal drehten sie sich um und riefen ein klagendes „Constantinopel!“ in den Wald, aber kein Echo gab dem trostlosen Paare den geliebten Namen der türkischen Haupt- und Residenzstadt zurück.

Und jetzt ist es wieder prächtiges Wetter, nur hier und da zieht ein marodirendes Wölkchen über die blaue Fläche hin und die traumhüftigen Berge recken ihre mächtigen Gliedmaßen in der Sonne. Unten auf den Wiesen aber blüht schon die Herbstzeitlose und mahnt uns, rasch zu genießen. So will ich denn mit Extrapost reisen, anstatt mit der Westbahn.

V.

München, 6. September 1872.

Wenn man am frühen Morgen nach München kommt, dann liegen im Nebel die dicken Frauenthürme da wie ein bairisches Ehepaar im schweren Bierschlaf. Sie schnarchen einträchtig Bim-Bam und in den Straßen ist's ganz stille. Den Zimmerkellner in dem Gasthose fand ich noch als unvollendetes Kunstwerk, aber der Hausknecht hielt in der erhobenen Rechten eine große Wurst, so daß er ausah, wie Herkules mit der Keule. Ich drückte zweimal auf den Knopf bei der Thüre, worauf das vorschriftsmäßige Stubenmädchen erschien und mir einen bairischen Mokka vorsezte, mit welchem Medea ihre zwei Kinder langsam hätte ermorden können. Der Versuch, die mit einem echt spanischen Namen getaufte Cigarre anzuzünden, gelang wohl endlich, aber nach den feigen wollten die Kartoffeln nicht mehr recht munden. Ich warf sie entschlossen in ein Cabinet, dessen Thüre wie die Spielbank in Baden-Baden ein Double-zéro hatte, das aber glücklicherweise den Einsatz nicht

wieder herauszieht. Die Tochter des Wirthes, welche gerade in die Kirche ging, hielt ich, obwohl sie schon ziemlich vorgerückt war, anfangs für die Morgenstunde, denn sie hatte wie diese Gold im Munde, das Stubenmädchen aber verrieth mir, daß es von den falschen Zähnen herrühre.

Wenn man eine Weile in den schönen breiten Straßen spazieren geht und die classischen Bauten mit ihrer Säulenpracht schaut, glaubt man immer, es müßten Einem die sieben Weisen Griechenlands begegnen und ihre schönen Sinnsprüche hersagen. Die Weisen gedeihen jedoch unter dem Münchener Himmel ebensowenig wie die Fresken, die alle ein flüchtiges Bild des Verfalles bieten. Die Schönheit kommt im Norden ebensowenig im freien fort, wie das Feigenblatt, das sie als Symbol der Treibhaus-Cultur trägt. Deshalb hat sich Frau Venus in das warme Innere des Hörselberges zurückgezogen, und während ihr der Grieche auf offenem Markte gehuldigt hat, besucht sie der Deutsche verschämt in ihrem Berg mit separirtem Eingang. Die Fresken an der Außenseite der neuen Pinakothek sind fast vollständig verwischt, ebenso wie die landschaftlichen Fresken in den Arcaden des Hofgartens. Nur von den Distichen des poetischen Landes-Großvaters, welche die herrlichen Gegenden so lange unsicher machten, sind diese durch den Zahn der Zeit noch immer nicht ganz gesäubert worden. Allerdings aber hat König Ludwig seine Verse vorsorglich mit so vielen Füßen ausgestattet, daß man es gar nicht merkt, wenn wirklich ein paar verloren gegangen sind. Auch den

Namen der Philhellenen, mit welchen die inneren Wände der Propyläen vollgeschrieben sind, kann das schlechte Wetter leider noch immer nicht beikommen, und man sucht, wenn man durch das herrliche Thor geht, sich vergebens der Meinung zu erwehren, es seien Haufen griechischer Kiselaks hier durchgezogen und hätten, um ihren unbekanntem Namen auf die Nachwelt zu bringen, diesen auf die schönen Wände gekritzelt.

Doch sind die neuen Straßen mit ihrer griechischen Stylmusterammlung menschenleer und todt, und nur selten marschirt ein Trupp bayerischer Soldaten vorüber, die sie vielleicht auf Commando beleben müssen. Wenn aber der Corporal nicht hin und wieder „Rechts g'schaut!“ oder „Links g'schaut!“ rief, sähen sich auch diese die dorischen und jonischen Säulen nicht an. Vierzeilige jodelnd ziehen sie nach dem Exerciren durch das Siegesthor mit der Löwenquadriga, als wenn da oben eine Sennerin die Löwen von der Alm heruntertriebe. So lange sich nicht die Kunst mit dem Bier vermählt und Minerva Gambinus die Hand reicht, wird der Münchener gegen alle Verlockungen derselben sich in den Bräuhäusern zu stärken wissen. Erst wenn die Dächer der Bräuhäuser auf korinthischen Säulen ruhen und die Deckel der Bierkrüge Scenen aus dem trojanischen Kriege bringen werden, wenn man den Hausknecht mit der Toga bekleiden und die Kellnerin Nausikaa taufen wird, wird der Münchener die Classicität schon mit dem Bier einsaugen. Und gerade das Hofbräuhaus, welches doch eine der wichtigsten Staatsanstalten ist und mit dem sich gewiß die Glymp-

tothel in Bezug auf allgemeine Beliebtheit nicht zu messen vermag, dieses Forum des Münchenerz, auf welchem er, während er die dringendsten Geschäfte zu besorgen hätte, weilt, wo er vor der Arbeit ausruht und die wichtigsten politischen Fragen, scharf trinkend, bespricht, ist weder im griechischen, noch im römischen, ja nicht einmal im späteren italienischen Renaissance-Styl gebaut, sondern ganz und gar im homerischen Sauhirtengeschmack gehalten.

In den Bräuhäusern geht es jetzt nicht mehr mit der Ordnung und Pünktlichkeit von ehemals zu. Seit nämlich die bairische Maß Liter heißt, verlor der Münchener den früheren Anhaltspunkt, wann er genug habe, und er muß sich jetzt ganz auf das in solchen Fällen ziemlich unbestimmte Gefühl verlassen. Die Bräu- und Gasthäuser sind gedrängt voll, denn der stets auf die Zukunft bedachte Biertrinker befürchtet, das Bier werde bald schlechter werden. Aber das gute Bier allein vermag den ganzen Münchener nicht auszufüllen. Als ich neulich beim „Oberpollinger“ speiste, bemerkte ich sofort auf den Gesichtern der zahlreich Versammelten die Zeichen großer, freudiger Erregung und ich dachte, der Sturz des Ministeriums Luß sei die Ursache dieser allgemeinen Gemüthsbewegung, von der die Zeitungen schon seit einigen Tagen sprachen. Ich erfuhr jedoch, daß ich der Ministerkrise eine größere Bedeutung beigelegt hatte, als sie verdiente, denn die gehobene Stimmung hatte ihren Grund darin, daß es an diesem Tage dreimal Knödel gab: Schinkenknödel in der Suppe, gewöhnliche Knödel

als Beilage eines Ochsenfleischs und Kartoffelknödel als Mehlspeise. Die Kellnerin ging triumphirend zu jedem neuen Gaste hin und theilte ihm die freudige Kunde mit. Buridan's Esel war in einer weniger verwickelten Lage, als die Münchener zwischen den drei Knödeln. Nur einige Männer der That durchhieben den gordischen Knödel, indem sie denselben in seinen drei Erscheinungsformen verschlangen. „Gelten S', so sollt's alle Tag' sein!“ sagte die Kellnerin zu dem Knödelesser neben mir. Das phantastische Mädchen hätte aber das schöne Wort Goethe's beherzigen sollen, daß sich Alles in der Welt ertragen lasse, nur nicht eine Reihe von glücklichen Tagen.

Bei dem vollständigen Mangel an regierungsfähigen Männern ist die Zusammensetzung eines neuen Ministerium noch immer nicht gelungen. Leider ist die Ministerkrisis hereingebrochen, bevor noch das Maximilianum vollendet ist, welches eine politische Pepinière werden soll, indem darin die Heranbildung von Jünglingen mit Vorzugsclassen zu großen Staatsmännern geschäftsmäßig betrieben werden wird. Der Palast, welcher die Maximilianstraße abschließt, liegt imposant auf der Gasteighöhe, und bei den großen Dimensionen desselben ist nur zu besorgen, daß der Staat für die große Zahl von bedeutenden Staatsmännern der Zukunft etwas zu knapp bemessen sein dürfte. Es ist wohl dafür gesorgt, daß die baierischen Genies nicht in den Himmel wachsen und daß daher hie und da auch eines der vielen Zimmer leerstehen wird, sonst müßten die Staatsmänner, sobald sie

fix und fertig aus der Pension kommen, sofort pensionirt werden.

Im Residenztheater wurde ein lustiger Schwank aus dem französischen: „Der Dank eine Bürde“ zum erstenmale aufgeführt und recht gut gespielt. Man sieht es dem kleinen Hause gar nicht an, wie riesig leer es sein kann!

Dahem.

22. September 1872.

Ich habe dem Leser über meine Erlebnisse während einer sechswochentlichen Abwesenheit in Reisebriefen genaue Rechenschaft gegeben, denn leider ist der Feuilletonist, wenn sich auch unsere journalistischen Verhältnisse wesentlich gebessert haben, noch immer nicht in der unabhängigen Lage Wallenstein's, der in den „Piccolomini“ seinem Schwager Terzky, als dieser von ihm etwas Manuscript verlangt, ganz unumwunden erklärte: „Ich geb' nichts Schriftliches von mir, du weißt's.“ Freilich hat es dem armen Wallenstein wenig genügt, daß er nichts Schriftliches von sich gab, denn er wurde schließlich doch ermordet, und mehr kann einem Wiener Journalisten, selbst wenn er in eine Polemik geräth, auch nicht passiren. So hat denn jeder Beruf auch seine angenehme Seite, wie übrigens schon Horaz bemerkte; der Landmann prellt den Städter, der frische Luft schnappen kommt, der Börsenbesucher bleibt, wenn die Kurse fallen, von der Börse aus, der Bankier besitzt die nothwendigen Mittel, um zur Linderung seiner Leiden seine Frau ins Bad zu schicken, und der Journalist bohrt, wie wir täglich sehen können, seinem Berufsgenossen einen Stockdegen in den Bauch.

Ich benützte von Salzburg nach Wien den Schnellzug der Westbahn, um noch einmal die herrliche Landschaft an meinem Auge ganz langsam vorüberziehen zu lassen. Das häufige Stehenbleiben des Zuges gestattete den Reisenden den vollen Ueberblick über das reizende Panorama, und den vereinten Bemühungen des Bahnpersonales gelang es, die übliche Verspätung einzuhalten. In Folge des unausgesetzten starken Hin- und Herschaukelns der Wagen wurden mehrere Damen unwohl, so daß der Umsatz in frischem Wasser, welches an den Stationen feilgeboten wurde, ein sehr lebhafter war und die Direction der Westbahn sich rühmen darf, den Verkehr in diesem früher wenig begehrten Artikel wesentlich gefördert zu haben. Neben dem Wasserhandel wird sich vielleicht längs dem Geleise der Westbahn mit der Zeit auch eine großartige Streichpflaster-Industrie entwickeln, welche bei dem fortwährenden Herabfallen von Handkoffern auf die Köpfe der Passagiere, den Rippenstößen, die man in Folge der Purzelbäume des Nachbars erhält, und den blauen Flecken, welche Einem der Regenschirm des gegenüber Sitzenden schlägt, voraussichtlich bald auf eigenen Füßen zu stehen vermögen wird. Erst in Wien hatte das tolle Würfelspiel ein Ende, und ich gelangte endlich mittelst der gewöhnlichen Taxüberschreitung eines Fiafers nach Hause.

Die Saison war in üppigster Entfaltung. Der König von Schweden war bereits gestorben, in einigen Salons hatte man schon Einbruchsversuche gemacht und

die Gründer des neuen Stadttheaters beriethen, ob es nicht zweckmäßiger wäre, dasselbe in einen Tanzsaal umzugestalten, als die bisher ziemlich verunglückten Theater-Experimente fortzusetzen. Ein poetischer Obergerichts-Anwalt hat zwar bei der Generalprobe im Namen des Directionsrathes ein Gedicht in elf Strophen, à sechs Verse, vorgetragen, in dem es heißt: „Allein wenn schweigsam werden die Gefilde und matter glänzt der Abendsonnenschein, dann naht man gerne, sich an dem Gebilde der ewig jungen Poesie zu freu'n“, was wohl, in ungebundene Redeweise übersezt, so viel heißen soll als: wenn es zeitlich finster wird, kauft man sich gerne einen Sperrsiß, um den Abend im Theater todtzuschlagen. Allein ich fürchte, daß die Stadttheater-Gebilde der jungen Poesie dem Abendsonnenscheine, ungeachtet seiner Mattheit, keine gefährliche Concurrnz bereiten und daß sie auch den Gefilden mit deren so anspruchsloser Schweigsamkeit die Besucher nicht abwendig machen werden.

Der Anwalt des Obergerichtes schloß seine längere poetische Vertheidigung des Stadttheaters mit den begeisterten Worten: „Schon rauscht sie auf in ihrem mächt'gen Strahle, die Poesie, und wunderbar erhellt, erschließt sich uns das Reich der Ideale und vor uns liegt des Dichters Zauberwelt — Glück auf, Glück auf! — Naht euch mit off'nem Sinne — der Vorhang schwinde und das Spiel beginne!“ Ich muß gestehen, daß ich, der Aufforderung des Dichters folge leistend, „der bösen Stiefmutter“ sowie dem „Stiftungsfest“ mit off'nem Sinne genahet war, daß es mir aber bei der

Art und Weise, mit welcher diese Gebilde der ewig jungen Poesie gespielt wurden, nur gelang, den Eingang, welcher zum Geschmacksinn führt, ununterbrochen offen zu halten, wogegen mich trotz der wunderbaren Erhellung des Reichs der Ideale fortwährend die Lust anwandelte, in der Zauberwelt der Herren Putlitz und Moser den Sehnsinn zu schließen. So wurde in mir, während noch die Poesie in ihrem mächt'gen Strahle aufrauschte, der bescheidene Wunsch rege, das Spiel möge schwinden und der Vorhang beginnen.

Wie erfreut war ich am anderen Tage, aus den Herrn Laube befreundeten Zeitungen zu entnehmen, daß ich mich vortrefflich amüsirt hatte, denn ich las, daß die beiden Stücke ungemein spannend waren, daß das Publicum vor Lachen bersten wollte, daß jeder der Schauspieler durch sein meisterhaftes Spiel das Publicum mit sich fortgerissen hatte u. s. f. u. s. f. Ich wünschte den betreffenden Herren Recensenten, die wahrscheinlich bis jetzt in einem Walde als Eremiten gelebt haben, daß sie ein glücklicher Zufall einmal in das Strampfer- oder gar in das Carl-Theater führen möchte. Da würden sie erst die Augen aufreißen und in die Hände patzchen, denn dort ist's noch weit, weit unterhaltender, und dort lachen sogar manchmal Leute, die schon Theater spielen gesehen haben. Ins Burgtheater müssen sich aber die Herren vorderhand noch nicht hineinwagen, denn wer schon durch das Spiel im Stadttheater so freudig aufgereggt wird, kann dort leicht vor Entzücken vom Schlage gerührt werden.

Die Corruption in Oesterreich.

29. September 1872

Seit einiger Zeit spricht man von der „Corruption in Oesterreich“, wie man von dem Typhus, den Blattern oder der Cholera spricht, so daß es scheint, man habe es nicht mehr mit sporadischen Fällen von Corruption zu thun, sondern mit einer Epidemie. Während aber die ordinären Epidemien in den Armenvierteln ausbrechen und dann mit einer gewissen socialdemokratischen Neigung auch die unschuldigen Reichen heimsuchen, obwohl diese nicht gehungert und gefroren haben und sich sonst keines Elendes bewußt sind, grassirt die Epidemie der Corruption unter den oberen Zehntausend und ergreift erst nach und nach die unteren Hunderttausend. Es wird in anderen Ländern ebenso wie bei uns gestohlen, eingebrochen und gegründet, und doch spricht man nicht von Corruption, denn diese ist eine Massenfankheit und man sagt, daß man bei uns zu ihr mehr inclinire, als sonstwo. Doch eine Epidemie erreicht ihren Höhepunkt und verschwindet dann; sie verschont Viele,

und Andere, die sie ergriffen, werden wieder gesund. Nicht so die Corruption.

In einem Lande herrscht die Corruption — das ist, als ob man sagte, in einer Gegend herrsche der Kropf. Die Leute gehen dabei herum, arbeiten, zahlen Steuer, werden dick, heirathen, und ihre Kinder bekommen wieder den Kropf. Und gerade so verhält sich's bei der Corruption. In den Spitälern wird der endemische Kropf ebensowenig geheilt wie in den Gerichtssälen die endemische Corruption. Die gesündesten Menschen aus den gesündesten Gegenden kommen her, sie essen und trinken hier, lesen Zeitungen und gehen in die Kirche wie zu Hause, und doch sind sie nach einiger Zeit corrupt, die Ausländer nicht weniger oder noch mehr als die Eingeborenen. Das macht die Luft. Grillparzer hat noch von einem Capua der Geister gesprochen; das ist aber ein großes Compliment, denn ein weniger höflicher Mann könnte von den pontinischen Sümpfen der Geister sprechen.

Aber die Corruption hat nichts Widerwärtiges an sich, sie tritt in einer sehr gefälligen Form auf, und die Leute, welche schon längere Zeit mit ihr behaftet sind, haben schöne Frauen, große Häuser, lackirte Equipagen und werden nicht selten geadelt. In ihrer Biographie folgen immer die drei Capitel auf einander: eiserne Stirne, eiserne Kasse, eiserne Krone. Sie empfangen die beste Gesellschaft, denn nur der Anfänger wird verachtet; wird dieser aber einmal auf drei bis vier Millionen

gering geschätzt, dann folgt auf solche Geringschätzung Neugierde und schließlich Hochachtung. Man sieht die Salons an, bewundert die Bilder und kostet endlich die Weine, und wenn der Salon elegant, die Bilder kostbar und die Weine ächt sind, findet man, daß auch ihr Besitzer nicht so übel ist. Früher hieß es: die kleinen Diebe hängt man, die großen läßt man laufen; jetzt aber: die kleinen Diebe hängt man, den großen läßt man nach. Dazu kommt noch die große Vergesslichkeit einer Großstadt, die wirklich Stammeswerthes leistet. Man kann wohl behaupten, daß fast bei jeder Million irgend eine anrühige Null vorkommt, aber bei der sechsten hat man gewöhnlich schon vergessen, wie die fünfte entstanden ist.

Uebrigens besitzen diese Millionäre soviel Geschmack, nicht besser scheinen zu wollen als ihr Ruf, ja sie ironisiren sich nicht selten selbst. So erzählt man von Einem derselben, daß er, bevor er in die Verwaltungsraths-Sitzung ging, seine Kinder umarmte und liebevoll lächelnd zu ihnen sagte: „Kinder betet, euer Vater geht stehen!“ Ist das nicht ein schönes Seitenstück, der corrupte Culturmenschen zu dem naiven Naturräuber, der wirklich inbrünstig die Madonna um ihren Schutz ansieht und ihr ein kleines Trinkgeld verspricht, bevor er dem Forestiere in dem Hohlwege aufslauert? Und man erzählt weiter von einem reichgewordenen Eisenbahn-Director, der seine Frau, als diese übereifrig ein Scheit Holz nach dem andern in den üppigen Kamin schob, mit geheuchelttem Jörn anfuhr: „Glaubst du denn, ich habe das Holz auch gestohlen?“

Nur weil Herr v. Ofenheim auch Eisenbahn-Direktor ist, also aus rein stylistischen Gründen, sei es mir gestattet, an dieser verfänglichen Stelle seiner und seines Conflictes mit dem Handelsminister, der in dieser Woche so große Sensation hervorgerufen, zu erwähnen. Der Herr General-Director wurde während seiner Amtswirksamkeit bei der Lemberg-Czernowitzer Bahn schon zweimal versetzt, erst in den Ritterstand und jetzt in den Anklagestand. Er wählte das Adels-Prädicat „von Ponteurin“, das seinem an die bürgerliche Gemüthlichkeit des heimischen Herdes erinnernden Namen Ofenheim den stürmischen Beigeschmack des Schwarzen Meeres gab. Man will eben nicht an empfangene Wohlthaten gemahnt werden, sonst hätte er nicht dem Schwarzen Meere, sondern dem Rothen Meere, das sich gegen seine Ahnen so zuvorkommend benommen hatte, diese kleine Aufmerksamkeit erwiesen. Am klügsten hätte der Herr Director jedenfalls daran gethan, im Hinblick auf seine Leistungen das Meer der Vergessenheit zu wählen.

Herr v. Ponteurin erklärte zwar gegenüber den Drohungen des Ministers in seiner Rede an den Verwaltungsrath: „Ich bleibe General-Director“, und erinnerte dabei an die schöne Arie, welche Fräulein Geistinger als beanstandetes Rosenmädchen im „Blaubart“ singt: „Und justament jetzt spiel' ich mit!“ Allein nachdem er die schweren Anschuldigungen des Erlasses zu entkräften versucht hatte, besorgten selbst seine Freunde, er werde diese Entkräftung nicht zu überstehen vermögen. Das werden jedenfalls die Lemberg-Czernowitischen Wöchnerinnen

auf's tiefste bedauern, die er in Anerkennung ihrer Bemühungen um den Bevölkerungszuwachs aus Staatsmitteln subventionirte. Für die höheren Beamten aber, welche der Herr General-Director in Anbetracht ihres gemeinnützigen Appetits auf Staatsunkosten zum Mittagessen einlud, wird wohl der Himmel, der ja auch die Raben nicht aus Staatsmitteln nährt, zu sorgen wissen.

Der Proceß Karmelin.

15. October 1872.

Eure Excellenz! Ich weiß nicht, ob Sie ein Zeitungs-Abonment sind, da ich aber in Ihren Reden hin und wieder Citate aus deutschen Classikern finde, so scheint es mir, daß Sie die Zeitungen wenigstens lesen, und nicht ohne Nutzen lesen. Dieser Umstand ermuthigt mich, Eure Excellenz auf einen sehr interessanten Bericht aufmerksam zu machen, welchen die Zeitungen in dieser Woche aus Stanislaw gebracht haben. Schlagen Sie unsere Feinde sich aus dem Kopf, legen Sie auf eine Stunde die Kriegskarten weg mit ihren verführerischen Schlachtfeldern und unwiderstehlichen Festungen und lesen Sie den Proceß Karmelin.

Der Proceß wird Sie sehr interessiren, denn Sie spielen auch eine Rolle darin. Es handelt sich um ein neues System, das in unserer Armee eingeführt werden soll, um das System Karmelin. Der Name klingt etwas sonderbar, aber es wäre voreilig, daraus schließen zu wollen, daß unter dem System Karmelin ein neues Hinter-

ladungs-System verstanden wird. Es ist nur ein neues Bestechungs-System, nach welchem zwanzig polnische Juden in der Minute auf den Keim gehen. Es ist ein Affentirungs-Manöver, bei dem „die Herren der Commission“, welche, wie aus dem Prozesse hervorgeht, wirklich bestechlich sind, sich stellen müssen, als ob sie bestechlich wären, sowie etwa tapfere Krieger, welche schon blutige Schlachten mitgemacht haben, im Brucker Lager Schein-schlachten aufführen. Karmelin ist ein Armeelieferant, er fängt im Auftrage der Militärbehörde polnische Juden in der Falle und liefert sie dann nach Bedarf den Gerichten. Die Stanislauer Juden haben nämlich eine Abneigung dagegen, Gewehre zu schultern, welche jede Minute nicht nur losgehen, sondern ein paarmal losgehen können. Warum sie die militärische Laufbahn nicht lieben, weiß ich nicht; möglicherweise aus demselben Grunde, aus welchem die Stanislauer Christen dem Militärdienste nicht geneigt sind. Es scheint das jedoch bei den Stanislauern nicht blos Prüderie zu sein, da sie sogar bereit sind, bedeutende Geldopfer zu bringen, um von dem Militärdienste befreit zu werden — die Juden sowohl wie die Christen, wie Euer Excellenz im Proceß Karmelin lesen können.

Wenn ich nicht wüßte, daß Euer Excellenz der Furcht nicht zugänglich sind, würde ich sagen: erschrecken Sie nicht — denn aus dem Prozesse geht hervor, daß die Bestechung der „Herren der Commission“, wie sie der höfliche Major Graf Rudolf in seinem Protokolle nennt, in unzähligen Fällen gelungen ist. Mein Gott,

man nimmt es dem Staate gegenüber mit der Moral nicht genau! Die Wenigsten machen sich ein Gewissen daraus, Cigarren über die Grenze zu schmuggeln, indem sie sich sagen: Die paar Cigarren, die ich unverzollt verpuffe, werden die große Staatskasse nicht leer machen — und so dachten vielleicht auch die Herren der Commission: Auf ein paar Soldaten weniger, die in der Schlacht davonlaufen, kommt es in einem großen Kriege auch nicht an. Sieht man jetzt einen Stanislauer im un militärischen Kaftan auf dem Salzgies gehen, so denkt man unwillkürlich: Der arme Teufel! Wenn es noch ein Bißchen Ehrlichkeit auf der Welt gäbe, könnte er vielleicht schon längst auf Krücken gehen. — Die oberste Militärbehörde ist aber nicht so in Nachdenken versunken, daß sie nicht wüßte, was um sie her vorgeht, und sie beschloß daher, dem Scandal ein Ende zu machen — nicht dem Scandal, daß die Herren der Commission sich bestechen ließen, sondern dem Scandal, daß die Stanislauer sie bestachen. Um kein Mißverständnis in dieser Beziehung aufkommen zu lassen, wurde den Herren der Commission vor Allen für ihre frühere Bestechlichkeit Straflosigkeit zugesichert, „denn die armseligen Mißbräuche der Zeit haben Aufmunterung nöthig“, sagt der alte Corps-Commandant Falstaff.

Gleichzeitig gewann die Behörde für ihre auf die Erhöhung des Effectivstandes der Armee gerichteten Zwecke einen musterhaft lasterhaften Mann, Namens Karmelin, welcher die Stanislauer Juden durch die Macht der Ueberredung verleiten sollte, den mittlerweile

für die Unbestechlichkeit gewonnenen Herren der Commission entehrende Bestechungsanträge zu machen. Wer sich aber nicht gutwillig zur Bestechung verleiten lassen wollte, der wurde mit Gewalt dazu gezwungen. So wurde ein Krüppel, dessen Vater sich halsstarrig geweigert hatte, auf die Intentionen der hohen Behörde einzugehen und einen Bestechungsversuch zu unternehmen, trotz seines eingedrückten Brustbeins zum abschreckenden Exempel für Jene, welche etwa auf ihre Blindheit, Lahmheit oder ihren Buckel pochen würden, für tauglich erklärt. Ich halte es für meine Pflicht, falls Eure Excellenz sich keines glücklichen Gedächtnisses erfreuen sollten, an dieser Stelle daran zu erinnern, daß wir uns noch immer in Stanislau befinden und nicht etwa im Innern von Rußland. In dieser Weise war es der hohen Behörde binnen Kurzem gelungen, eine ansehnliche Verbrecherbande heranzubilden, welche nunmehr ihrer Bestrafung entgegensteht — denn Gerechtigkeit geht vor Recht.

Uebrigens setzte die Militärbehörde dem Eifer ihres Vermittlers, der leicht zu weit gehen konnte, gewisse Schranken. Sie begnügte sich nämlich mit einer gewissen feinschmeckerei, nur polnische Juden durch ihn fördern zu lassen, und untersagte dem Karmelin, der seiner Thätigkeit einen interconfessionellen Charakter gegeben hatte, die christliche Bevölkerung zur Bestechung zu verleiten und die mit Bestechungslustigen eingeleiteten Präliminar-Besprechungen weiter fortzusetzen. Allerdings muß man zur Entschuldigung dieses Vorgehens hinzufügen, daß die

polnischen Juden nur sehr wenig Liebreiz besitzen, und man es also einer gut aufgelegten Behörde nicht gar zu übel nehmen darf, wenn sie denselben einen kleinen Schabernack spielt.

Ich aber schließe meine kurze Inhaltsanzeige der Stanislauer Scandalgeschichte, indem ich Eurer Excellenz noch einmal empfehle: „Lesen Sie den Proceß Karmelin!“

Palacký's Abschiedswort.

27. October 1872.

Der große böhmische Gelehrte Herr Frantisek Palacký hat durch seine jüngste politische Kundgebung neuerdings die herrliche Wahrheit bestätigt, welche in der Jobiade ausgesprochen wird: „Denn es trifft leider manchmal ein, daß große Gelehrte meist Narren sein.“ Das „Abschiedswort an die Nation“, welches der Tschechenfürher dem letzten Bande seiner gesammelten Schriften statt des sonst üblichen Druckfehler-Verzeichnisses beigegeben hat, ist ein sogenanntes politisches Testament, in welchem der böhmische Testator die große politische Unklarheit, deren er sich seit jeher erfreute, in großherziger Weise seiner Nation vermacht. Eine Frage, deren Erörterung ich jedoch gewiegten Juristen überlassen muß, drängt sich beim Lesen dieses confusen letzten Willens auf, ob nämlich der Erblasser zur Zeit der Abfassung desselben im Vollbesitze seiner geistigen Kräfte gewesen sei und ob sich daher die Giltigkeit dieses Testamentes nicht anfechten ließe?

Wenn auch der böhmische Historiker als Professor verstorbenen Nationen an seinem Platze sein mag, auf

lebende Nationen hat er sich nie verstanden. Er war als Politiker niemals ernst zu nehmen, denn er hat zwar die politische Lage immer rasch aufgefaßt, aber seine Auffassung war immer eine falsche. Das Wort des geistreichen Franzosen: Wenn Gott nicht existirte, müßte man ihn erfinden, hat er im Jahre 1848 frei bearbeitet, indem er Gott durch Oesterreich remplacirte und erklärte: Wenn Oesterreich nicht existirte, so müßte es erfunden werden. Es wird bald Jedem freistehen, ein solches Privilegium auf die Erfindung Oesterreichs zu nehmen, denn in seinem Abschiedswort theilt uns das gelehrte Chamäleon mit, daß es sich inzwischen eines Besseren besonnen habe und von nun an an dem Fortbestand Oesterreichs zu zweifeln entschlossen sei. Da politische Sentenzen ziemlich wohlfeil zu haben sind, könnte man das Wort Pascal's: „An Gott zweifeln, heißt an ihn glauben“ in Palacky's Manier frei bearbeiten, gleich ihm Gott mit Oesterreich vertauschen und antworten: „An Oesterreich zweifeln heißt an dieses glauben.“ Doch wir wissen ja glücklicherweise, daß dem Urtheil der Greise nicht immer ganz zu trauen ist; führt Einen vor die Venus des Tizian und er wird euch sagen: Merkwürdig, wie dieses schöne Weib heruntergekommen ist! Wie hat es mich noch vor zwanzig Jahren gereizt, und jetzt läßt es mich vollständig kalt. Herr Palacky ist vierundsiebzig Jahre alt, und er fühlt daher das Ende — Oesterreichs herannahen.

Herr Palacky entschuldigt seinen früheren Patriotismus damit, daß er nicht ahnen konnte, die Deutschen

würden „das Staatsgebäude auf Lüge und Unsinn errichten.“ Einen solchen Versuch hat aber gerade das Tschechen-Ministerium Hohenwart-Jireček unternommen, unter dem Böhmisches Wissen Macht war, welchem das böhmische Staatsrecht als der wahre Rhabarber galt und das den Felsenstaat, von welchem diese politischen Harlefine immer geträumt hatten, seiner Verwirklichung entgegenführen wollte. Das böhmische Staatsrecht war eine grobe Lüge, und der Gedanke, der tschechischen Nation, deren Führer nur politisch reif für's Irrenhaus sind, die Herrschaft in Oesterreich zu übertragen, ein kolossaler Unsinn. Obwohl die Deutschen, fährt der edle Greis fort, ihn seit jeher geschmäht hätten, wolle er doch nicht „Gleiches mit Gleichem bezahlen“, und im Gegenseite zu diesen Schmähungen sagt der galante Tscheche den Deutschen, sie seien „mit steigender Leidenschaftlichkeit von der Sitte abgefallen“, ihre Führer seien „jüdische Schmocks und Leute ohne Gewissen und Schamgefühl“ und sie hießen die „Wölfe, die da herüberlaufen aus dem Reiche der Gottesfurcht und edlen Sitte“, willkommen. Das Reich der Gottesfurcht und edlen Sitte ist eine schalkhafte Umschreibung des Deutschen Reiches.

Nachdem er so gegen die Deutschen das ganze Complimentirbuch erschöpft hat, wendet sich der greise Pulver gegen die Juden, „bei denen sich alle Gräuelt und Schändlichkeiten, welche die Geschichte aufzuweisen hat, vereinigen“. Die Juden verwüsten also ganze Länder mit Feuer und Schwert, zerstören Städte und Werke der Kunst, meßeln die wehrhafte Bevölkerung nieder, während

sie Weiber und Kinder in die Sklaverei schleppen, stecken unaufhörlich Scheiterhaufen in Brand, auf denen sie Andersgläubige braten, kurz, sie sengen und brennen, martern und morden, und fügen zu allem dem noch einen Gräuel, den man weder im grauen Alterthum, noch im finsternen Mittelalter gekannt hat, sie speculiren in „Anglo“. Mit dem Adlerauge des Forschers hat es nämlich Herr Palacky entdeckt, daß die Juden auf die Börse gehen. Ich glaube, der Genius der Menschheit geht selbst auf die Börse, sonst müßte er da sein Haupt verhüllen! Aber nicht nur in Oesterreich, nein, „der jüdische Stamm herrscht jetzt in Deutschland allgemein“, behauptet der tschechische Herodot. Also ist die Kunde denn wahr, die bis zu uns gedrungen, daß Bismarck vormals ein Rabbinats-Candidat war und nur deshalb die Einsamkeit in Varzin aufsucht, um dem Studium seines lieben Talmud ungestörter obliegen zu können? Während Herr Palacky die Deutschen „Wölfe“ genannt hat, nennt er die Juden „Füchse“, und da ist dem wahrscheinlich der Tscheche das Lämmchen, das zwischen Wolf und Fuchs gerathen ist und unschuldig blökt.

Zum Schlusse wendet sich der tolerante Greis gegen die Magyaren, die aber noch schlechter fortkommen, als die Deutschen und Juden. Denn er „bürgt“ dafür, „daß bei Beginn des zweiten Jahrtausends des Bestehens sie keinen Nachkommen übriggelassen haben werden“. Mit dem alten Jeremias ist wahrhaftig nicht zu spaßen; wenn ihm kein Schimpfwort gegen eine Nation einfällt,

dreht er ihr gar den Hals um. Aber die schönen magyrischen Frauen mögen sich trösten; so lange nicht die Quellen von Pyrawarth und ähnlicher Frauenbäder versiegen, wird es immer Nachkommen geben.

Mit dieser kleinen Verwünschung schließt der Weise von Hodslawitz sein politisches Testament. Die tschechischen Zeitungen haben es monumental genannt, weil der Fortbestand Oesterreichs darin geleugnet wird. Ich aber glaube, daß Herr Palacky damit nicht die Grundlagen des österreichischen Staates erschüttern wird, sondern höchstens das Zwerchfell einiger österreichischer Staatsbürger.

Die Vertheidigungsrede des Dr. Giskra.

10. November 1872.

Herr Dr. Karl Giskra ist todt. Er ist am letzten Donnerstag begraben worden und eine große Anzahl von Leidtragenden ging mit seiner Leiche. Das Begräbniß fand im großen Börsensaale statt und war höchst traurig und feierlich. Da oben auf der Tribüne stand wohl Einer mit blondem Haar und Bart, der die Augen rollte, sich auf die Stirne schlug und die Hand auf's Herz fallen ließ, wie der arme Giskra, als er noch lebte, aber es war nur der Archimimus, der bei den Römern hinter der Leiche ging und die Geberden des Lebenden nachäffte. Er hob und senkte die Stimme, er war pathetisch, zornig und gerührt, und nur daran merkte man die Posse, daß er nicht von den angeborenen und unveräußerlichen Menschenrechten sprach, wie der Idealist des Jahres 1848, sondern von den zwar angeborenen, aber veräußerlichen Gründerrechten.

Sollte der gewesene General-Director der Lemberg-Czernowitzer Eisenbahn, Herr Ofenheim von Ponteurin, jemals in die unangenehme Lage kommen, sich wegen seiner geschäftlichen Thätigkeit vor Gericht verantworten zu müssen, so würden wir ihm den Rath ertheilen, die

Rede seines Collegen, des Verwaltungsrathes Dr. Giskra, Wort für Wort zu memoriren und zu seiner Vertheidigung vorzubringen.

Sie paßt merkwürdigerweise auch ganz auf ihn, ja man könnte sogar, wenn man sie liest, auf die Vermuthung gerathen, sie sei ursprünglich darauf berechnet gewesen, den Ritter des schwarzen Meeres weiß zu waschen. Scheint es nicht, als wenn die Rede für den Gerichtssaal bestimmt gewesen wäre, wenn Herr Dr. Giskra vor seinen Wählern, die er, um sich zu rechtfertigen, berufen hatte, auf sein unbescholtenes Vorleben hinweist, sowie auf seine schuldlose Familie, und macht es nicht den Eindruck, als wenn hier eventuell für mildernde Umstände plaidirt würde? Der Redner erzählte, daß er in seiner Jugend „in den sieben Tagen der Woche drei bis viermal keine warme Suppe genossen habe“, und wie schwer es ihm gefallen sei, „sich ein Paar ganze Sohlen auf den Stiefeln zu schaffen“. Um seinen Kindern diese Sorge zu ersparen, habe er getrachtet, Vermögen zu erwerben, und was er „in dieser Richtung“ gethan, sei „für seine Familie“ geschehen. Gewiß wird kein billig Denkender verlangen, die Kinder des Herrn Dr.-Giskra mögen sich auf kalte Küche beschränken und in seinem Palais an der Ringstraße mit zerrissenen Stiefeln umherlaufen, nur verargt man es dem Abgeordneten der Stadt Wien, daß, während er im Interesse der Familienstiefel die Richtung Lemberg-Czernowitz eingeschlagen hat, die Actionäre dieser Eisenbahnstrecke barfuß zu gehen gezwungen sind.

Der zärtliche Vater war aber bestrebt, seinen Kindern nicht nur eine warme, sondern auch eine recht nahrhafte Suppe zu verschaffen, denn er kaufte, wie er erzählte, ein Haus in der Vorstadt, baute ein Palais auf der Ringstraße und ward Besitzer eines Landhauses. Der Herr Abgeordnete war gewiß nicht verpflichtet, uns mitzutheilen, woher er die Geldmittel zu diesen Häuserankäufen nahm, nichtsdestoweniger hob er hervor, daß er das Vorstadthaus „aus dem Vermögen seiner ersten und zweiten Frau“ gekauft habe. Wir sind nun allerdings nicht neugierig, wir müssen aber, da der dreifache Hausherr doch so mittheilsam war, bekennen, daß uns noch eher interessirt hätte, zu wissen, aus welchem Vermögen er das Haus auf der Ringstraße gekauft habe, als das lange nicht so kostspielige Vorstadthaus. Freilich, um das Landhaus zu kaufen, bedurfte es mehr der geistigen Mittel des Herrn Doctors, als der Geldmittel, denn er kaufte es, wie er erklärte, „so billig, daß man ihm, würde er es nicht gethan haben, ein geistiges Armuthszeugniß hätte ausstellen müssen“. Daß man Landhäuser kaufen müsse, um nicht in den Ruf eines Schwachkopfes zu gerathen, haben wir hier zum erstenmale erfahren. Skeptische Naturen möchten vielleicht, wenn sie das prächtige Haus des Abgeordneten auf der Ringstraße sehen, den Kopf schütteln und fragen: Wie kommt es, daß dieser Volksmann sein Vermögen in Häusern anlegt und nicht in Creditactien? Um solche Zweifler zu beruhigen, rechtfertigte der vorsichtige Kapitalist diese Kapitalsanlage damit, daß er mit Rücksicht auf den im Jahre 1870

drohenden Föderalismus, „da Oesterreich auf schwachen Füßen zu stehen begann, seine Papiere verkauft und das Geld in einem Hausbau angelegt habe“. Dieses Palais auf der Ringstraße, das der unermüdliche Vorkämpfer für die unbeweglichen Güter der Nation mit Hintansetzung seiner liebsten Papiere gekauft hat, ist also zugleich ein Wahrzeichen unwerbrüchlicher Verfassungstreue, das späteren Geschlechtern verkünden soll, wie ein Patriot, wenn auch die Grundfesten des Staates erzittern, sein Kapital noch immer sicher zu placiren weiß. Vielleicht wird hier ein pietätvoller Gemeinderath der Zukunft eine Gedenktafel anbringen lassen: „In diesem Hause legte Dr. Giskra im Jahre 1870, da der Föderalismus vor den Thoren stand, seine Verfassungstreue an.“

Das Gebäude soll aber nicht nur eine gegen den Föderalismus gerichtete Kapitalsanlage sein; es hat neben seinem politischen und volkswirtschaftlichen auch einen idyllischen Charakter, denn, fuhr der Erbauer desselben in seiner Rede fort: „bei unseren Zuständen, wo man jedes halbe Jahr eine Steigerung fürchtet und der Gefahr ausgesetzt ist, mit Weib und Kind auf die Straße zu wandern, ist es gewiß Jedermann zu gönnen, wenn er ein eigenes Heim besitzt.“ Gewiß! gewiß! Wir gönnen Jedermann ein trautes Heim, in dem er keine Steigerung und Kündigung befürchten muß, vorausgesetzt, daß er nicht selber steigert und kündigt. Aber daß Jemand, der schon ein Vorstadtheim und ein Landheim besitzt, auch noch für ein „vierstöckiges“ Ringstraßenheim an unser Gefühl appellirt, ist ein Wischen stark.

Wir gönnen Herrn Dr. Gistra seine drei Heims, sind aber, aufrichtig gestanden, von der Nothwendigkeit einer so reichlichen Auswahl heimischer Herde nicht durchdrungen.

Herr Dr. Gistra hat uns also in seiner oratio pro domibus mit großer Offenheit erklärt, weshalb er Häuser gekauft habe, und da der Häuserwerth in der letzten Zeit eine solche Steigerung erfahren hat, wird Jedermann die Zweckmäßigkeit dieser Kapitalsanlage gerne zugestehen. Die Frage, wie man sein Geld anlegen solle, kann aber doch nur Jene interessiren, die schon reich sind und nur noch schwanken, ob sie Nordbahn-Actien, Baumwolle oder Häuser kaufen sollen, während die große Majorität, die noch nicht reich ist, ein größeres Interesse gehabt hätte, zu erfahren, auf welche Weise man so rasch in den Besitz eines Vermögens gelangt, das Einen in den Stand setzt, drei Häuser kaufen zu können.

Coman, Kieger, Vater Fleischmann und Fräulein Gallmeyer.

24. November 1872.

In dem Parlament der ritterlichen Magyaren hat sich in dieser Woche ein kleiner lehrreicher Zwischenfall ereignet, der die Mangelhaftigkeit ihrer gegenwärtigen parlamentarischen Einrichtungen klar dargethan hat. Da nämlich die ungarische Sprache in Folge ihres kraftstrotzenden Klanges sich hauptsächlich für grobe Beleidigungen eignet und die ungarischen Redekünstler ihre parlamentarische Wirksamkeit gerne benützen, um, geleitet von dem Genius der Sprache, einander die massivsten Verbal-Injurien an den Kopf zu werfen, ist die Nothwendigkeit eines über den Parteien stehenden Parlaments-Hausknechtes dringend fühlbar geworden, welcher nach dem Beispiele der Hausordnung in wohlorganisirten Wirthshäusern auf dreimaliges Läuten des Präsidenten zu erscheinen, und die aufeinander platzenden Geister von dem Schauplatze ihrer gerechten Entrüstung mit kräftigem Arme in das lustige Treppenhaus zu geleiten hätte. Einer der Abgeordneten nämlich, seiner Nichtbeschäftigung nach ein Schriftsteller, dem man bisher

nichts vorwerfen konnte als ein kleines Plagiat, — er soll einmal eine Banknote wörtlich abgeschrieben haben, — hat die rasche Bereicherung des ungarischen Minister-Präsidenten Grafen Lonyay auf Vorgänge zurückzuführen versucht, für welche das magyarische Beinkleid mit seiner auf „reine Hände“ berechneten Knappheit keinen Spielraum gewährt. Der oft gekränkte Minister aber, der eine Beleidigung auch nicht einstecken wollte, erklärte dem geehrten Herrn Vorredner, indem er auf die in dessen Selbstverlag erschienenen Banknoten mit graziöser Gewandtheit anspielte, daß er ihn verachte. Den beiden Politikern, deren Jeder so muthig für die Unehrenhaftigkeit des Anderen eingestanden war, wurde zum Danke für diese ihre patriotische Bemühung von den Parteien, denen sie angehören, ein Vertrauens-Votum entgegengebracht.

Während sich so die Magyaren ihrer alten bewährten constitutionellen Einrichtungen freuen und die Eintönigkeit der parlamentarischen Geschäfte durch kleine Neckereien über die Integrität ihres Charakters harmonischer zu gestalten suchen, sind die Tschechen, welche auf die parlamentarische Thätigkeit verzichtet haben, zum Behufe der gegenseitigen Ehrenbeleidigung einzig und allein auf das so viel Zeit und Mühe erfordernde schriftliche Verfahren angewiesen. So hat uns das gestrige Abendblatt mit der telegraphischen Nachricht angenehm überrascht, daß der Tschechenführer Herr Sladkowsky seinen liebwertthen Freund, den Tschechenführer Herrn Rieger, in den „Narodni Listy“ einen Lügner genannt habe. Um den Salat etwas zu

mischen, erklärt er gleichzeitig, der begeisterte Führer der Nation sei „ein Wortverdrehler, dessen Maske der Unparteilichkeit nicht mehr imponire.“ Da die Presse, wie man zu sagen pflegt, die Wunden, welche sie schlägt, auch heilt, wird Herr Rieger wahrscheinlich in gleich milder Weise die kleinen Schwächen seines Gegners beurtheilen, und wir dürfen daher auf einen amüsanten Scandal unter den so ehrenrührigen Führern der tschechischen Nation mit Zuversicht rechnen.

Ungünstiger lauten die Nachrichten aus Tirol, indem der Pater Fleischmann in Meran, welcher wahrscheinlich in folge einer göttlichen Eingebung den dortigen Buchhändler von der Kanzel herab beschimpfte, vom Gerichte schuldig gesprochen wurde. Allerdings ist das Urtheil in dem milden Klima von Meran nicht strenge ausgefallen, denn der beredtfame Priester wurde nur zum Hausarreste in der Dauer von vierzehn Tagen verurtheilt, weil derselbe, wie es in den Entscheidungsgründen heißt, „durch Arrest in seinem Berufe gehindert würde“. Zweifellos hat der Arrest in den meisten Fällen eine kleine Berufsstörung zur Folge, und es sind auch von den Eingesperrten wiederholt begründete Beschwerden in dieser Richtung erhoben worden, ohne daß bis jetzt dem billigen Verlangen der Herren Gesetzesübertreter die verdiente Berücksichtigung zu Theil geworden wäre. Es kann uns nur freuen, daß die Humanität auf dem Gebiete der Strafrechtspflege nunmehr wieder einen neuen Sieg errungen hat, indem man jetzt die lieben Sträflinge nicht mehr einsperrt, vielmehr dieselben, um sie nicht ihrer

häuslichen Bequemlichkeit zu berauben, ersucht, die Strafe auf ihrem Canapé gefälligst absetzen zu wollen. Wir sehen jedoch nicht ein, wieso der Arrest den Pater Fleischmann in seinem Berufe gestört haben würde, da man ja nur nothwendig gehabt hätte, ihm ein Gebetbuch zu bewilligen, ihn öfters fasten zu lassen, sowie zeitweilig kräftig zu geißeln, endlich aber weibliche Besuche auf das strengste hintanzuhalten, und er so in seinem wahren Berufe, zu beten, zu fasten, sich zu kasteien und eines keuschen Lebenswandels zu befleißigen, nicht nur nicht gestört, sondern auf's beste gefördert worden wäre.

Von einem Kapuziner ist unter den heutigen Verhältnissen nur ein Schritt zu einer üppigen Frauengestalt. Fräulein Josefine Gallmeyer ist in dieser Woche wieder einmal von einem kleinen Contract glücklich entbunden worden. Nachdem sie erst unlängst aus dem verhaßten Verbande des Carl-Theaters geschieden, hat sie jetzt die ihr lästige Verbindung mit dem Wiedener Theater gelöst, um neuerdings die drückenden Fesseln eines Engagements im Strampfer-Theater auf sich zu nehmen. Welche Seelenqualen mögen diese unglückliche Künstlerin foltern, diese ewige Jüdin des Cancans, die in keinem Theater Ruh' und Rast findet! Wir möchten dem Münchener Psychiatriker, der erst unlängst Herrn Richard Wagner auf Wahnsinn untersucht und die strengen Anforderungen, welche die Wissenschaft an einen armen Narren stellt, in dem Erfinder der betäubenden Zukunftsmusik erfüllt gefunden hat, Fräulein Gallmeyer ans Herz binden. Er möge die Gewohnheit der wunderlichen Dame, ihrem

Seelenschmerz über unangenehme Kritiken durch geharnischte Vierzeilige gegen deren Verfasser Luft zu machen, ihre Flucht vor den Theater-Directoren, die sie in der Herzensangst unter Umständen ohrfeigt, ihr Spiel prüfen, und er wird in seiner coulanten Manier auch hier Größenwahn, Verfolgungswahn und moralischen Wahnsinn herausfinden, wie bei Herrn Wagner. Vielleicht wird die arme Seele, um Ruhe zu finden, sich auch noch ein eigenes Theater bauen lassen müssen, wie der arme Richard!

Weihnachtsfreuden.

29. December 1872.

Armer Tannenbaum, wie kurz war deine Herrlichkeit! Man hat dich geschmückt und bekränzt, ein glänzender Hofstaat hat dir zugejubelt und Weihnachts-Poeten haben dich besungen, und jetzt ist deine Eintags-Poesie vorüber und du liegst bestaubt im Winkel. Du warst gefeiert in der Hütte wie im Palast, Keiner ging unbeschenkt von dir, und nun bist du arm und kahl, und die plumpe Magd gibt dir einen Fußtritt, unglücklicher Held von vier Stunden. Nur der Chronist, der Conduct-Anfager der Woche, erzählt noch den Leuten dein kleines „Lebensläufel“.

Die Börse hat auf das erhebende Fest der Galanteriewaarenhändler, Zuckerbäcker und Juweliere einen wohlthätigen Einfluß geübt, denn die bemerkenswerthen Kurssteigerungen, welche die meisten Werthpapiere in diesem Jahre erfuhren, haben es auch dem Christkind, diesem kleinen Kapitalisten, gestattet, für seine Bescheerungen tiefer als sonst in die Tasche zu greifen. Die Goldernte war heuer besonders ergiebig, und da das Geld so zudringlich war, kam man es Niemanden verdenken, wenn

er die erste beste Gelegenheit benützte, es zum Fenster hinauszuerwerfen. Die Verkäufer passender Weihnachtsgeschenke haben auf die plötzlich Reichgewordenen gebührende Rücksicht genommen, denn selten war die Auswahl an geschmacklosen Gegenständen so reichhaltig wie diesmal. Ich sah in einem unserer glänzendsten Läden ein Rhinoceros aus blauem Porzellan. Das Ungethüm barg nicht, wie man nach dem großen Entwicklungsgang der Kunstindustrie zu erwarten berechtigt gewesen wäre, ein Tintenfaß in seinem Bauche, der Künstler hatte auch keine zündhölzernen Nebenzwecke mit seinem Kunstwerke verfolgt, ja nicht einmal durch seine eigene Schwerkraft zu wirken und Briefe der Geliebten unter seinen schützenden Fußtritten zu bergen war es berufen, denn der arme Dickhäuter konnte das dünne Porzellan nicht vertragen und wackelte bei jeder Berührung. Nein, das Rhinoceros war aus blauem Porzellan, und das war seine einzige Lebensaufgabe.

Zwei Tage vor dem Weihnachtsabend, da ich eben in dem Laden war, trat ein junger Verwaltungsrath ein, erkundigte sich nach dem Preise des blauen Nashorns, und da er hörte, daß er auf eine Hundertgulden-Note fast nichts mehr herausbekommen würde, kaufte er das liebe Thierchen. Der glückliche Nashornbesitzer kaute eben an einigen Chocolate-Bonbons, in welchen er den Rest des Hunderters angelegt hatte, als ein eben so junges Verwaltungs-Organ eines Concurrenz-Unternehmens hereinstürzte und gleichfalls das blaue Rhinoceros, das noch vor Kurzem im Auslagelasten war, zu

kaufen wünschte. Der Kaufmann entschuldigte sich achselzuckend, daß die Nachfrage nach Rhinocerossen aus Porzellan heuer lebhafter gewesen sei, als man bei aller Voraussicht hätte erwarten dürfen, und daß der letzte Repräsentant dieser ausverkauften Thiergattung in den Besitz jenes Herrn — dabei zeigte er auf den Chocoadefäuer — übergegangen sei. Er beeilte sich jedoch, andere seiner passenden Weihnachtsgeschenke vorzulegen und anzupreisen, wie einen kostbaren thönernen Stiefel, um den sich grünes Weinlaub schlang und der sich zur Aufbewahrung von Thee besonders eignen sollte, einen viereckigen Seidenbeutel mit japanesischer Stickerei, als Hülle für Bonbons zu verwenden, u. s. f. u. s. f. Der junge Verwaltungsrath aber schüttelte zu allen diesen Schätzen den Kopf, und indem er nach dem blauen Rhinoceros des triumphirenden Rivalen neidisch hinschielte, sagte er empfindlich: „Ach nein, ich kann nur etwas brauchen, was man nicht verwenden kann.“

Auch der Heilige Vater hat die Weihnachts-feiertage recht vergnügt zugebracht. Er empfing nämlich in seinen elegant möblirten Staaten — seine weltliche Herrschaft erstreckt sich gegenwärtig nur auf die Junggesellen-Wohnung im Vatikan — eine Deputation der Cardinäle, und suchte neuerdings die ganze Landkarte herunter. Er begann seine größere Fluchtour in Italien, suchte dann, nachdem er Spanien flüchtig berührt hatte, die südliche Schweiz heim, und dehnte, nachdem er Norddeutschland mitgenommen hatte, seine Flüche diesmal sogar auf einen großen Theil der Türkei aus. Uns

erschiene es als eine sehr wünschenswerthe Zeitersparniß, wenn der Heilige Vater sich künftighin kürzer fassen und lieber gleich den bewohnten Theil der Erde verfluchen wollte, anstatt sich in die so ermüdende Aufzählung der einzelnen Staaten einzulassen, die man ja doch in jedem halbwegs vollständigen Handbuche der Geographie übersichtlicher zusammengestellt finden kann. Es wird sich wohl vor Neujahr für den Papst keine passende Gelegenheit zum Fluchen ergeben, wenigstens sollte er aber das neue Jahr mit dieser zweckmäßigen Neuerung würdig eröffnen. Die Cardinäle hätten sich, wie gewöhnlich, im Vatican zu versammeln und der Papst würde dann beispielsweise folgende Ansprache an sie richten: „Ehrwürdige Versammlung! Der Erdball, mit Ausnahme des Fürstenthums Liechtenstein, sei verflucht!“ Wir glauben, daß dieser neue Fluchmodus allgemeinen Anklang finden dürfte, und daß es auch dem lieben Gott bei dieser kürzeren Fassung nicht schwer fiele, sich zu orientiren, da er ja doch die Erde selbst geschaffen hat, freilich in einem unüberlegten Augenblicke.

Nur in Einem Falle würden sich der Annahme dieses Vorschlages unübersteigliche Hindernisse in den Weg stellen. Es könnte nämlich leicht möglich sein, daß der Papst, seitdem ihm die weltlichen Regierungsforgen abgenommen wurden, sich öfters fürchterlich langweilt, und daß er nur deshalb so häufig flucht und dabei in solche Details eingeht, um die Zeit in angemessener Weise todtzuschlagen. In ähnlicher Weise helfen sich ja auch die Zeitungen, um ihre Spalten auszufüllen. Wie

oft würde es genügen, wenn sie nichts weiter sagten als: „Es geht nichts vor in der Welt.“ Statt dessen bringen sie Original-Correspondenzen, daß in England nichts vorgehe, daß in Frankreich sich nichts Bemerkenswerthes ereignet habe, daß in Spanien Alles auf dem alten Fleck stehe u. s. w., weil sonst der Leser sich leicht fragen könnte: Wozu halte ich mir denn eigentlich eine Zeitung, wenn in der Welt nichts vorgeht? Und würde der Papst nicht so oft und ausführlich fluchen, als wenn wer weiß was in der Welt vorginge, so möchte vielleicht endlich auch der Katholik sich die Frage vorlegen: Wozu halte ich mir denn eigentlich einen Papst?

Glückseliges neues Jahr.

5. Januar 1873.

So hätten wir denn das alte Jahr glücklich todtgeschlagen und in das Meer der Ewigkeit geworfen. Bekanntlich ist es ein Gebot der Pietät, den Todten nur Gutes und den Lebenden nur Schlechtes nachzusagen. Indem wir den Anforderungen derselben bereitwilligst nachkommen, wollen wir nicht versäumen, das Jahr 1872 ein liebes, gutes altes Jahr zu nennen und dagegen auf das neue Jahr wie ein Papst zu fluchen.

Das verdammte neue Jahr, wie verdrießlich hat es schon angefangen! Ich kam mir am Neujahrmorgen vor wie Richard III., wenn er in seinem Zelt vor der Schlacht schläft. Die verschiedenen Geister, mit denen er bei deren Lebzeiten in Geschäftsverbindung stand, erscheinen plötzlich einer nach dem anderen und belästigen das arme Scheusal, das gerne ausschlafen möchte, mit ihren nicht sehr wohlwollenden Wünschen in der zudringlichsten Weise. Nur daß bei mir statt des Prinzen Eduard der Stiefelpußer erschien und statt der Prinzessin Anna die Hausmeisterin, statt des Königs Heinrich VI. der Laternanzünder, und statt des Herzogs von Clarence

der Canalräumer, statt der beiden jungen Prinzen zwei „Mistbuben,“ statt des Herzogs von Buckingham der Rauchfangkehrer und statt der edlen Herren Rivers, Grey und Vaughan die Briefträger, und daß sie endlich, anstatt „Verzweiß! und stirb!“ mir zuzurufen, mich mit dem ungefähr auf dasselbe hinauslaufenden Wunsche: „Ein glückseliges neues Jahr!“ begrüßten.

Nach so furchtbaren Erscheinungen kann man dann natürlich dem Frühstück nicht mit Vertrauen entgegengehen. Kaum daß ich ins Kaffeehaus eingetreten war, stürzten drei stämmige Garçons auf mich zu und rissen mir unter dem Feldgeschrei: „Ein glückseliges neues Jahr!“ den Rock vom Leibe, den Hut vom Kopfe und den Regenschirm aus der Hand. Erschreckt sah ich, daß hier Fassung noththue, aber ich konnte die wünschenswerthe Seelenruhe nicht finden. Ich sank, an allen Gliedern zitternd, auf einen Stuhl; da nahte mir ein junger Börsengalopin, dessen Gesicht ein aufgeschlagenes Buch Hiob war, und meldete, daß Anglo flau seien. „Bei Sanct George!“ fuhr ich auf, „was geht das mich an?“ Der Unglücksbote aber verbogte sich tief und legte seine gedruckte Neujahrs-Gratulation auf den Tisch. Ich starrte finster den lichten Kaffee an, den man mir jetzt brachte. Himmel, was war das? Richard III., mit welchem mich zu vergleichen ich schon bisher die Ehre hatte, befiehlt, nachdem er sich von den beängstigenden Erscheinungen, die ihn im Bette aufgesucht, erholt hat: „Gebt mir 'nen Kalender!“ Auf der Tasse lag ein lackirter Kalender und in flammenzügen stand das

unheimliche „1873“ darauf. Ein Pferd! rief ich, ein Pferd! meinen Kalender für'n Pferd! Allein es war zu spät zur Flucht, ich mußte drei blutige Gulden vom Leder ziehen und der Zahskellner ging weiter fechtend ab.

Ich trat meinen Rückzug an und hinkte, den Trauermarsch aus „Dom Sebastian“ pfeifend, über den ganzen „Graben“ einem weiblichen Wesen nach. Auf dem Stock-im-Eisenplatz drehte es sich nach mir um und ich sah, daß es eine alte Schatulle war — die Neujahrs-Gratulation des Teufels. Es war trübe, die Luft roch nach dem Rauchfang und war gelb, als wenn die Erde nicht von der Sonne, sondern von einer Melone beschienen worden wäre. Eine innere Stimme rief mir zu: „Austern!“ Ich folgte dem Dämon, wer schildert aber mein Entsetzen, da der Aufwärter in der Delicatessenhandlung, nachdem ich mich kaum niedergelassen hatte, vor mir zu tänzeln begann, als wenn ich das goldene Kalb gewesen wäre, und endlich triumphierend in den Wunsch ausbrach: „Glückseliges neues Jahr!“ — „Wie so?“ lallte ich. — „Sie waren erst am vorigen Neujahrstage hier,“ antwortete der von der Vorsehung zum Kampf um's Trinkgeld mit einem so scharfen Gedächtnisse bewaffnete Aufwärter. Dabei schwang er seine Serviette, als wenn in den Falten derselben Krieg und Frieden geruht hätten. Ich preßte krampfhaft den Saft aus der Citrone auf die Austern und rächte den Propheten Jonas, indem ich ein Duzend dieser See-Ungeheuer verschlang.

Um weiteren Erkennungs-Szenen vorzubeugen, beschloß ich, mir Haar und Bart kürzen zu lassen. Ich

drückte den Hut ins Gesicht, schlug den Rockfragen auf, steckte die Hände in die Taschen und schlich an den Häusern hin, bis mir aus einer abgelegenen Gasse eine gelbe Schüssel winkte. Ich trat in den Laden ein und schlug eine wilde Lache auf. Denn wer stand vor mir? Gustav! Er war der Fahne eines neuen Friseurs gefolgt, und die alte Wunde, die er mir vor einigen Monaten statt der Locke gebrannt hatte, fing wieder zu schmerzen an, als er mir ein glückseliges neues Jahr wünschte. Ich weiß nicht mehr, was mir bis zum Abend weiter passirte. Die vielen Glückwünsche, die mich betroffen, waren zu rasch aufeinander gefolgt, als daß sie mich nicht hätten betäuben sollen. Nur so viel ist mir erinnerlich, daß ich noch mehrmals die Briestafche auf- und zugemacht, mehrere Banknoten herausgenommen und mehrere Kalender eingesteckt hatte.

Ich bedurfte der Ruhe und keiner Kalender mehr, und beschloß daher, den Abend nicht im Gasthause, sondern bei einer befreundeten Familie zuzubringen. Die Hausfrau empfing mich sehr herzlich und lachte nicht wenig, als ich ihr erzählte, wie ich, von allen Seiten geplündert, endlich zu ihr geflüchtet sei, um weiteren Brandschätzungen zu entgehen. Sie reichte mir darauf als Neujahrsangebinde ein kleines Bouquet, das vor ihr auf dem Tische lag, und nachdem ich dasselbe vorsichtig untersucht und mich vergewissert hatte, daß kein Kalender in demselben verborgen sei, steckte ich es in das Knopfloch. Die schöne Frau aber sprang auf, patschte in die kleinen Hände und rief: „Sie haben ver-

loren, Sie haben verloren!“ Ich stand wie versteinert. Ich hatte vor vierzehn Tagen mit der Blumenspenderin ein „Dielliebchen“ gegessen und jetzt das Bouquet entgegengenommen, ohne die vorgeschriebene Formel zu sprechen. „Nun wünsche ich die Cassette, von der wir neulich gesprochen haben.“ Ich verbeugte mich. So endete der erste Tag des glückseligen neuen Jahres.

Ein aufgeklärter Sultan. Ein unerklä- rbarer Nero.

23. März 1875.

Die Nachricht, daß der Sultan einen Orden des Königs von Griechenland angenommen habe, ist von den Freunden türkischer Aufklärung mit freudigem Erstaunen aufgenommen worden. Während nämlich der tolerante abendländische Culturmensch sich keinen Augenblick beunruhigt, den Halbmond in seinem Knopfloch aufzupflanzen, hat der unduldsame Türke bisher jedes Ordenskreuz mit fanatischer Halsstarrigkeit zurückgewiesen. Materialisten werden vielleicht der Ansicht sein, daß der Befürworter des Islam, wenn er schon durchaus mit einem Vorurtheil brechen wollte, besser daran gethan hätte, sein altes Vorurtheil gegen Schweinebraten aufzugeben, als das gegen Ordenskreuze. Der Idealist jedoch, der in dem Menschen nicht bloß einen ganz gemeinen Stoffwechsler sieht, wird es begreiflich finden, daß endlich auch der Sultan auf der einsamen Höhe seines Thrones die Leere auf seiner Brust schmerzlich empfunden und der modernen Cultur ein so wichtiges Zugeständniß gemacht hat.

Der Orden ist in unserer Zeit ein nothwendiges Toilettestück geworden und der Ohreband bewegt sich in einem Salon so verlegen wie Euer, der darauf auf-

merksam gemacht wird, daß ihm ein Band aus einem Knopfloch hervorrage, in welchem sonst Ordensbänder nicht getragen werden, aus dem Knopfloch seiner Unausprechlichen. Wie die meerentstiegene Göttin der Schönheit sucht der Ordenlose schamhaft mit der Hand die Blößen seines Busens zu bedecken. Man kritisiert jetzt einen Orden wie einen Frack nach der Farbe und der Façon, und man wird nächstens Einen, der eine auffallend schöne Decoration trägt, fragen: Entschuldigen Sie, bei wem lassen Sie denn arbeiten? Worauf der Gefragte antworten wird: O, ich bin schon seit Jahren eine Kundschaft des Großherzogs von Weimar, und ich kann ihn Ihnen, falls Sie etwas brauchen, auf das beste empfehlen. Man wird beim Bey von Tunis auch nicht theurer bedient als bei Frank oder Ebenstein, und ein Nischen-Ophtikar mit seidnem Band kommt bei ihm nicht höher zu stehen, als ein mit Seide gefütterter Ueberzieher bei den zwei erwähnten Barbaresken-Schneidern. Der Ordensträger fühlt sich ohne Orden unbehaglich, wie der Stockträger ohne Stock, oder der Schnupfer ohne Tabakdose. Ich hörte, als ich neulich im Café Daum saß, wie ein Börsenbesucher, der zur Patti gehen wollte und sein Ordensband vergeblich im Portemonnaie gesucht hatte, den Kellner rief und ihm auftrug: „Schicken Sie zum Ordenshändler nebenan um ein Stück Medschidje-Band für mich, es braucht nicht groß zu sein, für fünfzig Kreuzer hab' ich genug.“

Anderer sehen den Orden nicht als Toilettestück an, sondern als Amulet. Sie legen ihn deshalb nicht einmal

im Wirthshause ab, wahrscheinlich weil sie fürchten, daß sie sonst hinausgeworfen würden. Von den Orden, die viele Tausende kosten, spreche ich hier natürlich nicht. Um den eitlen und leichtsinnigen Gründungsbankier sicherer zu fördern, ist in der Regel ein bischen Adel mit denselben verbunden. Bei einem solchen Orden jedoch ist fast immer der Gründungsbankier der Gefoppte, weil ihm dieser Schmuck nach der strafrechtlichen Verurtheilung, die ihn früher oder später ja doch immer trifft, sofort wieder abgenommen wird.

Sowie es Leute gibt, welche Meerschampaupfeifen, Tabakdosen, Busennadeln und Spazierstöcke sammeln, gibt es auch Ordenssammler. Unter den Letzteren ist einer der bekanntesten in Wien ein Kassen- und Werkzeugfabrikant, der sich jedoch jetzt nur noch mit seiner Baronie befaßt. Es ist dem Baron Wertheim durch Reisen in die entferntesten Weltgegenden, durch zähe Ausdauer und Opfer aller Art gelungen, eine der reichhaltigsten Ordenssammlungen zu Stande zu bringen. Von den Eisfeldern Rußlands, wie von den Wüsten Afrikas, ist er stets mit einer reichen Ausbeute an den seltsamsten Orden heimgekehrt. Nicht einmal das kleine Coburg ist dem spähenden Auge des Sammlers entgangen. Während in seinem Knopfloch die merkwürdigsten Geflügelsorten wie in einer Volière hin und her flattern, duftet auf seiner Brust der Rosenorden Brasiliens, blendet der Sonnenorden Persiens das aufgeschlagene Auge des Beschauers und ringeln sich um seinen Hals mit fast tropischer Ueppigkeit und Farbenpracht die wunderbarsten

Comthur und Commandeurs-Schlinggewächse. Die Sammlung des Barons ist jetzt complet, und es bleibt ihm, da er die schwere Last der Orden, ohne Schaden an seiner Gesundheit zu nehmen, nicht mehr zu tragen vermag, nur noch übrig, daß ihm zu seinen vielen Bändern auch noch die Annahme und das Tragen eines Bruchbandes gestattet werde.

Von neuen Hoffnungen erfüllt, blicken die Unglücklichen, die bisher von jeder Ordensjagd mit leerer Waidtasche zurückgekehrt sind, der nahen Weltausstellung entgegen, und Jeder rüstet sich daher auf's beste für das große Industrie-Preisbogen im Prater. Man erstaunt über die Großartigkeit der Vorbereitungen, welche schon jetzt getroffen werden, und nach den weißen Cravatten zu schließen, welche in den letzten Tagen sämtliche Kellner in unsern Hotels anzulegen begonnen haben, scheint man das Auge durch eine bisher nicht geahnte Pracht entzücken zu wollen. Weniger wohlthuend als diese weißen Cravatten wirken die für die Weltausstellung gemalten Bilder auf das Auge, welche von Künstlern, die ihre Preisrausflust nicht länger bezähmen können, ausgestellt wurden. Im Künstlerhause hat Herr Werthheimer einen „Aero“ ausgestellt, welcher „inmitten eines bacchantischen Gelages“ angeblich den Brand Trojas besingt. Der Wütherich zeigt ein verschwollenes Gesicht und hat sich wahrscheinlich aus diesem Anlasse einige Tage nicht rasiren lassen. Es ist wahr, das Ungeheuer sieht scheußlich aus, aber die nackte Blondine hat deshalb keinen Grund, ihm so demonstrativ den

Rücken zuzukehren. Wenn man selber solche Beine hat, sollte man die Schwächen Anderer etwas nachsichtiger beurtheilen. Obwohl die Dame splitternaakt ist, ist sie doch tadellos frisirt, so daß wir leicht errathen, sie beabsichtige, nach dem Concert auf den Ball zu gehen. Ein Tiger von einer leider nicht mehr existirenden Spielart streckt sich etwas abseits. Der Arme hat wahrscheinlich aus Versehen Roßhaare gefressen, denn er sieht zum Sprechen ausgestopft aus. Ein ziemlich neugebornes Kind — wir werden wohl keinen groben Fehler begehen, wenn wir trotz der Jugend desselben annehmen, es sei todt — vermittelt den Uebergang vom Tiger zu einem ältern Manne, der weiter unten kauert. Er dürfte, dem Aussehen nach zu schließen, vor Kurzem verschüttet und aus dem Schutte wieder ausgegraben worden sein. Der Mann scheint überhaupt Pech zu haben, denn trügen uns nicht alle Anzeichen, so muß derselbe erst neulich eine große Hungersnoth überstanden haben. Und auf dieses Bild menschlicher Hinfälligkeit, das sich selbst kaum weiter zu schleppen vermag, stützt sich ein nackter, aber häßlicher Knabe — vermuthlich eine Bekanntschaft aus dem Spital. Ob der Alte ein Wollüstling ist oder blos ein Pädagoge, vermögen wir nicht zu entscheiden. Auch dürften die Ansichten über den länglichen, dünnen Gegenstand, den derselbe in der Hand hält, weit auseinander gehen. Wir schließen uns nicht der Bleistift-Partei, sondern Jenen an, welche das Streitobject für eine halbgerauchte Virginier-Cigarre halten. Auf dem Boden liegen mit vornehmer Nachlässigkeit ein abgestandener

Fisch und mehrere ältere Melonen — für ein Bacchanal ein sehr bescheidenes Menu! Schreiten wir nun über einen Kopf und eine Hand, da wir nicht wissen, ob sie zu den daneben liegenden Weinen gehören, ohne weitere Bemerkung nach links. Himmel, was ist denn das? Wenn sonst nirgends, so trifft man doch gewiß auf so einem neuen Welgemälde immer wieder die alten Bekannten. Da ist ja die gute liebe „Pest in Florenz“ von Makart auf einem Fleck beisammen. Die Entfernung zwischen Florenz und Rom ist nicht groß, und bei so lustigen Bacchanten jagt ein Scherz den andern. Kaum ist das Bacchanale in Florenz vorüber, so packen sie ihre sieben Todsünden zusammen und machen eine Spritzfahrt nach Rom, um hier das Bacchanale nicht zu versäumen. Seid uns Alle recht herzlich willkommen! Aber die nackte Frau mit dem rothen Haar ist alt geworden! Was liegt endlich daran? Ihrem Anbeter gefällt sie trotzdem, sonst würde er sich wahrscheinlich nicht so unanständig gegen sie betragen. Und Die rückwärts schnäbeln in gewohnter Weise wie die Tauben. Auch ist der Täuberich kurzschichtig wie früher und sucht den Schnabel der Täubin noch immer weiß Gott wo? Wenn übrigens nicht ein geharnischter und behelmter Krieger aus einem Becher ein bisschen tränke, könnte man bei dem Bacchanale verschmachten. Der arme Teufel hält noch einen Reserve-Becher in der Linken, er scheint sich ein „bacchantisches Gelage“ etwas splendorvoller vorgestellt zu haben. Zu bemerken wäre schließlich, daß die beiden Becher, sowie Schild und Helm aus demselben Metall sind und also zu einer Garnitur gehören.

Der Lord=Obersocialist.

15. April 1873.

Wie unter den Kleidungsstücken die Hose, ist unter den Tagesfragen die sociale Frage die unaussprechliche die man in guter Gesellschaft nicht bei ihrem wahren Namen nennen darf. Sie existirt, aber sobald Jemand von ihr öffentlich spricht, zischt man sich verlegen in die Ohren, Einige suchen gezwungen zu lächeln und die Prüdesten erröthen. Man hält diese Verschämtheit für ungemein tactvoll, und während uns jede Woche einen neuen Strife bringt, ahmt man das Beispiel jenes geflügelten Schoppenhauerianers der Wüste nach, welcher glaubt, die Welt existire nicht mehr, wenn er den Kopf in den Sand steckt. Und nun denke man sich das Entsetzen aller Jener, welche noch etwas auf Anstand halten, da gerade in unserer besten Gesellschaft, im Herrenhaus, die sociale Frage zweimal nacheinander auf das Tapet gebracht wurde. Als der junge Fürst Starhemberg unlängst mit der liebenswürdigen Unbekümmertheit der Jugend plötzlich von der socialen Frage zu sprechen anfang, da weissagten kopfschüttelnd die erfahrenen Zigeuner aus freier Hand, der junge Pair sei bestimmt, das Infant

terrible des Herrenhauses zu werden. Und in dieser Woche hat nun gar der alte Schmerling, der bisher noch nie durch demokratisches Betragen Anlaß zu Beschwerden gegeben hatte, die Debatte über die „Regelung der Beamtengehalte“ benützt, um seine Ansichten über dieses bedenkliche Thema offen auszusprechen.

Während aber der junge Aristokrat mit warmer Theilnahme von jenen socialen Gegensätzen sprach, die eine weise Staatskunst vielleicht zu versöhnen im Stande ist, und die Errichtung von Arbeiterkammern vorschlug, um den Arbeiter wenigstens zu hören, bevor man auf jede Verständigung verzichte, deutete der steife Bureaokrat mit dem Zeigefinger auf eine klaffende, unheilbare Wunde der Gesellschaft, gegen welche die Social-Botaniker bisher noch kein Kraut kennen und wohl niemals eines finden werden, auf die Kluft zwischen Arm und Reich, die nur durch Hirngespinnste zu überbrücken ist. Das ist ein Capitel für den elegischen Dichter, für den pessimistischen Philosophen und den tröstenden Priester, aber nicht für den Politiker, der, wo er nicht helfen kann, schweigend vorüber geht, wie der Feldherr auf dem Schlachtfelde an den Gefallenen. Der Unterschied besteht schon seit dem ersten Brüderpaar, und obwohl Kain den Abel todtschlug, hat er doch nicht aufgehört.

Der Lord Oberrichter von Oesterreich erklärte, er sei „kein Socialist“, eine Erklärung, die überflüssig war, denn Jeder, der die Neigungen dieses Staatsmannes, sowie die seines erhabenen Vorbildes, des Fürsten Windischgrätz kennt, war überzeugt, daß ihn die Socialisten

erst dann interessiren würden, wenn die Cavallerie den Befehl erhalten hätte, in sie einzuhauen. Mein Herr v. Schmerling ist kein Social-Demokrat, er ist ein Social-Reactionär. Er behauptet, der Reichthum der Aristokratie in alter Zeit, der übrigens meist nur in Grundbesitz bestanden, habe „keine solche Aversion“ hervorgerufen, wie jener der Gegenwart, in welcher „Viele über Nacht reich werden“. Ich glaube, daß es den Millionär noch immer mehr Anstrengung gekostet hat, über Nacht reich zu werden, als den Aristokraten, über Nacht geboren zu werden. Bei Jenem bleibt dem Neid wenigstens der Trost, daß er wieder über Nacht arm werden könne, wenn aber ein feudalsäugling einmal existirte, dann war der Schaden lebenslänglich und nicht wieder gutzumachen. Und man konnte sich zu jener Zeit auch nicht damit beruhigen, daß die Aristokratie über Nacht wieder verloren gehen werde, dem Verbrechen, wie Raub, Mord, Schändung u. s. w., die in unserer Zeit bürgerlicher Ueberhebung den Verlust des Adels mit sich bringen, gehörten damals zum erlaubten Sport der Aristokratie. Wie kam der Haß gegen den großen Geldbesitz so groß sein, wie jener gegen den großen Grundbesitz, und man sollte denken, daß die „Aversion“ gegen den grundbesitzenden Adel in den Bauernkriegen einen ziemlich lebhaften Ausdruck erhalten hat. Der Boden-Aristokrat nahm dem Bauer „Wald, Wasser und Luft“. Der Geldreichthum dagegen, der in einem eisernen Schrank Platz hat, ist nicht sichtbar und nicht fühlbar. Der Millionär verräth sich erst durch

den Eurus, der aber zugleich die Menge verfühnt, denn er bringt, wie man sagt, „das Geld unter die Leute“.

Uebrigens hat die weise Natur, welche selbst das dümmste Thier mit Schutz Waffen ausstattete, auch dem Parvenu der Börse eine solche Waffe gegen unsern Jorn gegeben — seine Lächerlichkeit. Er mag in der Loge sitzen oder in der Equipage, er mag sich mit Orden bedecken und die Empfangsbestätigung über den gekauften Adels auf den Wagenschlag malen und in die Taschentücher stecken lassen, Schmarotzer mögen in den Zeitungen sein Välle besingen und seine Soupers, und Sudelblätter sein Porträt in ihre Ehrenhalle berühmter Zeitgenossen aufnehmen — — wir lachen ihn aus.

Herr v. Schmerling bemerkte weiter, „es fordere zu unangenehmen Vergleichen heraus, wenn ein Staatsbeamter im vierten Stocke eines Hauses seine beschränkte Wohnung habe, während der erste Stock von Leuten bewohnt werde, von denen man nicht wisse, wer ihr Vater sei oder wer sie selbst noch vor einem halben Jahre gewesen seien.“ Dagegen darf man wohl darauf aufmerksam machen, daß selbst sehr bedeutende Männer, zu denen nicht alle Staatsbeamten gehören, schon den vierten Stock bewohnt haben, und daß wir gewohnt sind, von dem „Dachstübchen des Poeten“ zu hören, während der erste Stock des Poeten niemals sprichwörtlich war. So beklagenswerth es daher auch sein mag, Treppen steigen zu müssen, so theilt doch der Staatsbeamte dieses Los mit den hervorragendsten Geistern. Herr v. Schmerling hob zur Charakteristik der Leute im

ersten Stocke hervor, daß man nicht wisse, wer ihr Vater sei. Allein es ist auch nur wenigen Sterblichen gegönnt, die Väter sämtlicher Staatsbeamten zu kennen, obwohl doch die Letztern im vierten Stocke wohnen.

Wie der Herr Präsident des Obersten Gerichtshofes die Kluft zwischen dem ersten und vierten Stock ausfüllen will, hat er nicht mitgetheilt. Vielleicht soll durch ein Börsen-Avancements-Gesetz das Aufsteigen in höhere Vermögensclassen geregelt werden, so daß man etwa als unbeförderter Börsen-Galopin die Laufbahn begänne, nach einigen Jahren zum Coulissier mit drei Sternen und endlich zum Contremineur mit goldenem Kragen befördert würde. Mit der Zeit brächte man es dann zum Chef eines „Hauffe-Consortiums“ mit dem Range eines Generalmajors und würde nach vierzig Dienstjahren endlich in den wohlverdienten Ruhestand eines Millionärs versetzt.

Ohne Zweifel wird dann das Reichwerden über Nacht bedeutend erschwert werden. Nur scheint es lange nicht so bedenklich, daß „Viele über Nacht reich werden“, als daß Alle über Nacht reich werden wollen.

Briefe aus Baden bei Wien.

I.

29. Juni 1875.

Es gibt Leute, die ein leerer Curort ebenso verstimmt, wie ein leeres Theater. Ich habe mich von diesen Vorurtheilen längst freigemacht. Mir sind beide am liebsten, wenn sie ganz leer sind, so daß ich eigentlich im Hochsommer ins Theater und im strengen Winter auf's Land gehen sollte. Ein unglückliches Verhängniß hat es gewollt, daß mich bis jetzt dringende Geschäfte schon neunmal zwangen, „Lohengrin“ von Richard Wagner anzuhören. Jedesmal aber hat, sobald der Tenor per Einschwäner anlangt und dem Letztern für die billige Fahrgelegenheit dankt, irgend Einer in meiner nächsten Nähe geräuspert und mir sofort die Schwan-Arie anticipando vorgeträllert. Und wenn man in einer schönen Gegend allein ist, dann stören Einen auch die Natur-Enthusiasten nicht mit ihren unarticulirten Gefühlsausbrüchen.

Ich bin nun schon vier Wochen in der landesfürstlichen Einöde Baden. Noch nie war die Stadt so leer wie heuer, ungeachtet der gemalten Curgäste des Potemkin

in der Curliste, die bei näherer Besichtigung in der Regel gestern abgereist sind. Bekanntlich hat es der allgütige Schöpfer in seiner Weisheit so einzurichten gewußt, daß die polnischen Juden sich im Winter einen Rheumatismus holen, um sie zu zwingen, doch wenigstens im Sommer ein warmes Bad zu nehmen. Aber während man sonst vor lauter polnischen Juden den Wald nicht sah, sind diese heuer nirgends zu entdecken, und vielleicht werden wir nächstens von einer Wallfahrt frommer Badener um ein paar ausgiebige polnische Juden hören. Es herrscht in dieser Saison hier eine sehr drückende Wohnungsnoth; an jedem Haushor werden Miether gesucht, und das lange Entbehren von Trinkgeldern hat die Hausmeister so sanft und harmlos gemacht, daß der fremde leicht geneigt wäre, Baden für das Capua der Hausmeister zu halten. Ein sehr nervöser Hausherr, der sich bisher zum Zweifinder-System bekannte, indem er keine Partei in sein Haus aufnahm, die mehr als zwei Kinder hatte, ist jetzt so mürbe geworden, daß er die Wohnung an ein Ehepaar mit sechs Kindern vermietet hat, von denen das jüngste zahnt, während das älteste am Anfangs-Unterricht im Violinspiel leidet. Noch vor wenigen Wochen fand ich an einem Haushor „ein Zimmer für eine solide Dame“ angekündigt. Jeden Tag gähnte mich die solide Dame an, aber Hochmuth kommt vor dem Fall, und gestern fand ich die anspruchsvolle Clausel „solide“ durchgestrichen.

Ich war leider so vorsichtig, schon vor der großen Börsenkriß meine gegenwärtige Wohnung zu miethen,

und zwar um einen Preis, den heute nur noch ein Insolventer zu zahlen vermöchte. Dagegen verfüge ich allerdings über ein Empfangs-, Bibliotheks-, Speise-, Rauch- und Schlafzimmer, und, denken Sie sich die Bequemlichkeit, alle in einem Zimmer. Allerdings hat das Zimmer nur ein einziges Fenster, allein es regnet auch durch den Plafond herein, und an schönen Tagen ist selbst das eine Fenster überflüssig, da unmittelbar vor dem Fenster ein Canal liegt. Dagegen ist die Köchin der Partei neben mir sehr aufmerksam. Sobald nur der Bediente am Fenster gegenüber erscheint, spricht sie gleich böhmisch mit ihm.

Wenn die etwas unerfahrene Tochter Wallenstein's, Thekla, meint: „frei geht das Unglück durch die ganze Erde“; so hätte sie ein nur achttägiger Aufenthalt in der landesfürstlichen Stadt Baden von ihrem akuten Idealismus geheilt, denn der Unglückliche, der hieher geht, hat zwei Tage zu bezahlen, eine Cur- und eine Musiktage. Sobald der Mensch den Boden Badens betritt, wird er sofort als krank und als leidenschaftlicher Musikliebhaber betrachtet und daher umachsichtlich mit den beiden erwähnten empfindlichen Geldstrafen belegt. Jedenfalls aber hat die Musiktage mehr für sich als die Curtag, denn während der Erfolg der Schwefelbäder doch immer ein problematischer ist, wird auch der größte Musiknarr von seinem Wahne, daß die Musik ein Vergnügen sei, hier binnen Kurzem geheilt.

Die Diät, welche befolgt wird, ist die nachfolgende:
Am frühen Morgen verkündet dem Schläfer das Krähen

einer Hausmeisterin, daß die Sonne aufgegangen sei. Er öffnet das Fenster, um nach der Witterung zu sehen, und findet, daß unmittelbar vor demselben schon die Kleider seines Nachbarn ausgeklopft werden. Nachdem er so die Ueberzeugung gewonnen, daß es am Tage vorher sehr staubig gewesen sei, schließt er wieder hurtig die Läden, reinigt sich von den empfangenen Eindrücken und kleidet sich rasch an. Er stürzt aus dem Hause und gibt zwei Dutzend Fiakern Audienz, die sämtlich an ihn die Frage richten: „Fahr'n mer, Euer Gnaden?“ Nachdem er die Vorschläge jedes Einzelnen, ihn zur „Hauswiese,“ zur „Jammerpepi“ oder zur „Kraimerhütte“ zu fahren, leutselig angehört und mit möglichster Beschleunigung erledigt hat, eilt er weiter. Um von der Weilsburgstraße in die Stadt zu gelangen, muß er eine kleine Brücke passiren. Am besten ist es, wenn man, um die Passage-Schwierigkeiten zu überwinden, etwas Eau de Cologne auf das Taschentuch träufelt und dieses sodann dicht vor Nase und Mund hält. Robustere Naturen indessen dürfen sich auch ohne diese Vorsicht hinüberwagen, wenn sie nur etwa hundert Schritte vorher einen kleinen Galopp einschlagen, um schleunigst den mephitischen Gestaden zu enttrinnen, die sich kühn mit der Hundsgrotte bei Neapel, in der ja nur kleinere Thiere ersticken, zu messen vermögen. Dank solchen Präventiv-Maßregeln, ist hier noch Keiner verunglückt, und wenn man daher einem Eingebornen über die furchtbaren Dünste klagt, antwortet dieser stolz, es sei noch Niemand daran gestorben. Es würde daher gewiß zur Beruhigung der

fremden dienen, wenn man im Gegensatz zu den „Martertafeln“, die sonst nur von Unglücksfällen erzählen, an der Brücke eine Gedenktafel anbrächte: „An diesem Gestank ist noch Niemand gestorben.“ Hat man sich aber in Folge des Dauerlaufes einen kleinen Rheumatismus zugezogen, nun, dann heilt auch das schwefelreiche Baden, wie man dies der freien Presse nachgerühmt hat, die Wunden, die es schlägt, und man weiß wenigstens, wofür man die Curtage entrichtet.

Endlich gelangt man in den Park, den Mittelpunkt der Badener Leere. Dort erklingen heitere Tanzweisen, aber ohne großen Erfolg, denn die Instrumente werden nur immer verstimmter. Man leert gewöhnlich mit nüchternem Magen den Kelch der Musik bis auf die Neige und läuft dabei auf und ab. Mit Vergnügen bemerkt der Philanthrop, daß außer ihm fast Niemand anwesend ist. Zu den Stammgästen gehört vor Allen ein dicker Zahnarzt aus Wien, welcher die Banting-Cur gebraucht, indem er sich im Gasthose „zur Stadt Wien“ vergeblich satt zu essen sucht. Die Cur schlägt ihm vorzüglich an und er fühlt sich nach jedem Mittagessen so leicht — daß er sofort im Stande wäre, zwei Beefsteaks mit Hindernissen zu nehmen. Ferner gehört zu den täglichen Besuchern des Parkes ein Ministerial-Beamter, der sehr liebenswürdig wäre, wenn er nicht die Gewohnheit hätte, seine Freunde zu Narren zu halten, indem er jedesmal um 9 Uhr mit Zeichen des Schreckens in die Westentasche greift, die Uhr herausreißt und erklärt, er müsse nach Wien, weil er im Bureau „zu arbeiten“ habe.

Man weiß, wie ermüdend endlich auch der heiterste Scherz wirkt, wenn er Tag für Tag wiederholt wird! Leider ist der gelehrte Besteiger des Monte Casino und gründliche Kenner der Sirtinischen Capelle, der genau den Tag weiß, an welchem jeder Sänger derselben castrirt wurde, der strenge Musik-Kritiker Schelle, der sonst immer zur Cur hier weilte und stets im Park sein belehrendes Frühstück einnahm, noch nicht eingetroffen. Die Weltausstellung hält den gelehrten Mann in Wien zurück, da er als Experte für Musik-Instrumente der Jury die gebratenen Claviere aus dem Feuer holen soll. Die Nachricht von dem neuen richterlichen Verufe Schelle's ist hier in die weitesten Kreise gedrungen, wenigstens erzählte mir sogar der Kellner des Gasthauses, in welchem der ausdauernde Experte im Vorjahre Bier zu trinken pflegte: „der Herr Doctor Schelle sei noch als Experte auf der Weltausstellung beschäftigt und werde erst nach Baden kommen, bis er die Jura absolvirt habe.

Das Theater habe ich noch nicht besucht. Als ich neulich hineingehen wollte, hörte ich, wie eine Mutter zu ihrem unartigen Kinde sagte: „Wenn du nicht augenblicklich zu weinen aufhörst, Karl, führe ich dich gleich zur Waisen von Lowood.“ Das geängstigte Kind wischte sich die Augen ab, ich aber kehrte um.

II.

12. Juli 1873.

Ein freies Leben führen wir, ein Leben voller
Wonne, der Park ist unser Nachtquartier, der Mond ist
unſ're Gasbeleuchtung. Ich wollte mir schon lange die
Badener Gasbeleuchtung ansehen, aber leider komme ich
regelmäßig zu spät, immer erst, wenn sie schon ausgelöscht
ist. Bei sechsundzwanzig Grad Hitze im Schatten ist
man auf die Nacht angewiesen, um seinen Mitmenschen
das Bischen Luft, das man zur Fristung der traurigen
Existenz nöthig hat, im Finstern wegzuschnappen. Selbst-
verständlich kann unter solchen Temperatur-Verhältnissen
von interessanten Vorfällen keine Rede sein, denn Jeder
zieht sich in die Einsamkeit seines Canapés zurück, und
der Mensch ist ein so geselliges Wesen, daß selbst zu
einer ganz einfachen Ehrenbeleidigung mindestens Zwei
erforderlich sind. Das halte ich aber, wenn auch die
Versuchung hiezu eine sehr große ist, für feig, sich selbst
einen Esel zu nennen und so Jemanden zu beschimpfen,
von dem man ganz genau weiß, daß er Einen nie dafür
zur Rechenschaft ziehen wird. O du achtzigthelliger
Réaumur, steh' uns bei!

Ein eingehendes Studium von Land und Leuten,
wie ich es vorhatte, ist da nicht möglich. Wenn ich von
einer Majors-Wittwe absehe, habe ich bis jetzt nur die
zwei Ruinen Rauhenack und Rauhenstein kennen gelernt.
Die Majors-Wittwe war aber mit weniger Anstrengungen
verbunden als die beiden andern, denn ich habe ihre

Bekanntschaft ganz bequem auf einer Bank im Doblhoff-Park gemacht. Sie hatte ein aufgeschlagenes Buch auf dem Schoße liegen, das ich anfangs für ein Fremdenbuch hielt, in welches Jeder, der sie besichtigt hätte, seinen Namen, Stand und Geburtsort einzutragen berechtigt sei. Plötzlich aber begann sie halblaut daraus zu lesen: „Weh! Vom Arm des falschen Mann's umwunden, schloß Louïsens Tugend ein.“ Ich steckte meine beiden Hände schnell in die Hosentaschen, um für dieselben vorkommendenfalls ein Alibi beschwören zu können.

„Ach!“ seufzte sie, indem sie mich mit ihren stillstehenden wasserblauen Augen ansah, „dieser Schiller ist doch noch immer unsterblich!“

„Gewiß,“ antwortete ich, „er wird immer der Lieblingsdichter der Jugend bleiben.“

„Aber,“ wandte sie ein, „die Kindsmörderin“ ist doch schon für ein reiferes Alter berechnet,“ und brachte ihren Chignon, der sich etwas verschoben hatte, wieder in die normale Lage.

„Der Kindesmord“, erwiderte ich, „ist allerdings keine passende Beschäftigung für ein junges, wohlzogenes Mädchen, aber das Gedicht enthält doch eigentlich nichts Anstößiges.“

„Die Herren sind in solchen Dingen nicht so empfindlich, wie wir Frauen. Ich habe mich sehr häufig davon überzeugt, denn als mein Mann noch am Leben war, haben die Kameraden, die ihn besuchten, immer die größten Zweideutigkeiten gesprochen. — Ja, wenn mein Max noch lebte!

„Ihr Herr Gemahl hieß wohl May?“

„Allerdings. Deßhalb ist ja Schiller mein Lieblingsdichter, weil er in seinen Dramen fast unsere ganze Familie behandelt hat. Mein Mann hieß, wie ich eben erwähnte, May, ganz wie der Geliebte der Thekla in „Wallenstein,“ nur daß dieser bei den Cürassiren gedient hat, während mein Mann Major im dritten Infanterie-Regimente war. Ich selbst heiße Louise aus „Kabale und Liebe“ und bin deßhalb oft aufgezogen worden. Wenn ich etwas echauffirt war — ich trinke auch jetzt noch Marienbader dagegen — hieß es gleich: Louise, du bist blaß! und wenn ich den Herren vom Regiment, die bei uns speiseten, einen etwas schwächern Wein vorsetzte, riefen sie immer: Die Limonade ist matt! Sodann heißt meine Cousine, die in die Artillerie geheirathet hat und jetzt mit dem Stabe in Einz liegt, Marie und wird Ihnen aus „Maria Stuart“ ohnehin bekannt sein. Endlich haben wir noch einen edlen Charakter aus den „Räubern“ in unserer Familie, nämlich meinen Schwager Karl, der in Korneuburg stationirt ist.“

„Das ist in der That merkwürdig,“ sagte ich, „man sollte glauben, Schiller habe Sie und Ihre werthe Familie schon gekannt.“

„Wenn ich wieder heirathen sollte,“ fuhr die Wittve fort, „dann würde ich einem Schiller'schen Namen den Vorzug geben.“

„Also etwa einem Franz?“

„Oh, Franz ist gerade kein schöner Name.“

„Aber die Auswahl ist eine größere, denn er kommt sehr häufig vor.“

Sie schwieg. „Und wie heißen Sie, wenn ich fragen darf?“ fragte sie nach einer Weile.

„Daniel!“ antwortete ich arglos.

„Das ist doch auffallend!“ rief die Wittve des Stabsofficiers, indem sie mich beim Arme faßte, dann sind Sie ja der treue Diener der familie Moor, der alte Daniel mit den schlotternden Knien!“

„Gut, daß Sie mich an meine Beine erinnern, gnädige Frau, ich habe die höchste Zeit, ins Bad zu gehen.“

Damit empfahl ich mich und entfernte mich mit jugendlicher Behendigkeit, wenn diese auch nicht in den Intentionen des großen Dichters liegen mochte.

Obwohl die Zeit in Baden sehr langsam vergeht, so bleibt sie deshalb doch nicht stehen, und wir sind hier für namentlich der Baden-Vöslauer Baubank zu Dank verpflichtet. Diese interessanten Wahrnehmungen habe nicht ich gemacht, ich verdanke sie einem soeben hier erschienenen Buche: „Der Curort Baden in Niederösterreich“, welches einen Professor am hiesigen Real-Gymnasium zum Verfasser hat. In der historischen Einleitung heißt es nämlich: „Die neueste Zeit ist nicht stehen geblieben, sondern rüstig fortgeschritten, besonders durch die Gründung der Baden-Vöslauer Baubank.“ Ich bin allerdings kein Bauverständiger, doch scheint es mir nicht in dem Wirkungskreise einer Baubank zu liegen, der neuesten Zeit auf die Beine zu helfen, und umsoweniger,

als sich die neueste Zeit keineswegs ebenso coulant den Baubanken gegenüber benommen hat. Großes Lob verdient der Freimuth des Autors, indem er nur die „empfehlenswertheften“ Behörden in seinem Buche erwähnt und so den nicht genannten Behörden die Aussicht genommen hat, auf die Nachwelt zu gelangen. Die Ueberschrift eines Capitels lautet nämlich: „Gewerbe, Kaufläden, öffentliche Aemter 2c.“ Und nun fährt der Cicerone fort: „Die empfehlenswertheften sind:“ Zur Bequemlichkeit jener meiner Leser, welche Baden zu besuchen willens sind, will ich die soliden Behörden, welche den Fremden empfohlen werden, hier anführen: das Bezirksgericht, die Bezirkshauptmannschaft, das Bürgermeisteramt, das Grundbuchsamt, das Platz-Commando, die Polizei, das Postamt und das Telegraphenamt.

Ich weiß nicht, ob der frühere Besitzer der Burg Raubeneck ein Ahnherr des Badener Bädeler war, jedenfalls aber scheint derselbe gleichfalls ein äußerst schlauer Mann gewesen zu sein, denn der Herr Professor erzählt, daß die Wiener Raubeneck geschleift hätten, und fährt dann fort: „Der Pilschsdorfer wußte jedoch seinen gefährdeten Hals dadurch zu retten, daß er alle Raubzüge auf seinen Majordomus schob und sogar seine Burg neu erbauen durfte.“ Der Pifficus rettete also seinen gefährdeten Hals mit großer Geistesgegenwart dadurch, daß er sogar seine Burg neu erbauen durfte. Dem Historiker aber, der so tief über die Zeit und über die Menschen nachgedacht hat, ist dadurch der praktische Sinn nicht verloren gegangen. Man höre ihn nur als Wegweiser:

„Will man unmittelbar von Raubeneck auf die Hauswiese gelangen, so geht man auf dem nächsten Weg auf die Weilburgstraße zurück.“ Läßt es sich wohl topographisch genauer und ohne dabei durch schroffes Absprechen die Gefühle des empfindsamen Touristen zu verletzen, ausdrücken, daß man von Raubeneck auf die Hauswiese nicht unmittelbar gelangen könne?

III.

19. Juli 1873.

Das Geschirr, in welchem der Kaffee im Park verabreicht wird, ist jedenfalls sehr alt, doch möchte ich nicht so weit gehen, wie einige, die behaupten, es rühre spätestens aus der Zeit des Kaisers Marc Aurel her. Jedenfalls glaube ich, daß es zur Zeit der Völkerwanderung schon existirt haben muß, denn die furchtbaren Verwüstungen der Schalen, Tassen und Gläser weisen mit Bestimmtheit auf das Zeitalter der Hunnen und Avaren. Wie leicht übrigens der Alterthumsforscher zu irrthümlichen Annahmen verleitet werden kann, entnahm ich daraus, daß ich auf einer Schale eine alte Aufschrift gefunden zu haben glaubte, während es sich bei näherer Betrachtung herausstellte, daß die vermeintliche alte Aufschrift nur ein Stückchen Milchbrot war, welches erst seit dem vorigen Tage dort klebte. Der Kaffee jedoch wird Keinen unbefriedigt lassen, denn er bietet Jedem etwas: der Einwandhändler findet darin Zwirn, der Friseur Haare und der Architekt Sand.

Zu den Morgen-Unterhaltungen im Park gehört auch das Aufspritzen. Wenn nämlich die Musik zu Ende ist und sich daher der Park nach und nach zu füllen beginnt, wenn die Bänke alle besetzt sind und die Herren sich in ihre Zeitungen, die Damen in ihre Handarbeiten vertiefen, erscheint plötzlich in der mittleren Allee ein Zweigespann. Auf dem Wagen liegt ein anscheinend von den besten Absichten besetztes Faß, und nur das fluge Blinzeln des Mannes, der auf dem Kutschbock sitzt, verräth dem Menschenkenner, daß hier eine besondere Ueberraschung geplant werde. Der Wagenlenker raucht behaglich aus seiner großen Pfeife und die Natur athmet Ruhe, Friede und Commißtabak. Aber die Damen stricken auf einem Vulcan, oder richtiger, auf einem Ocean. Denn plötzlich erhebt sich der Mann von dem Kutschbock, sein Auge flammt, sein Gesicht nimmt einen wilden Ausdruck an, er reißt die Friedenspfeife aus dem Munde und schreit mit einer furchtbaren Stentorstimme: „Aufg'shaut!“

Dieses Kriegsgeschrei bedeutet bekanntlich in unserm Vaterlande, daß jeder Fluchtversuch bereits vergeblich sei. Der Fiaker erhebt ihn in dem Augenblicke, wo er Einen überfahren, der Cavallerist, sobald er den Fußgänger überritten, und der Lastträger, nachdem er dem Vorbeigehenden mit seiner Kiste den Hut bis ans Kinn getrieben hat. Der Eingeweihte weiß daher, daß er dem Lockrufe: „Aufg'shaut!“ ja nicht folgen dürfe, sondern daß er sich sofort platt auf den Bauch werfen müsse, um vielleicht noch so der drohenden Gefahr zu entgehen.

Kaum ertönt also im Park der Ruf des städtischen Bewässerungs-Beamten: „Aufg'schaut!“, als auch schon aus einer unterhalb des Fasses verborgen angebrachten Röhre gewaltige Wassermengen nach allen Seiten ausgeworfen werden. Man sieht es dem vorsündfluthlichen Apparate gar nicht an, welche Sündfluth er zu verbreiten im Stande ist. Eine unglaubliche Verwirrung beginnt. Mütter rufen nach ihren Kindern, Kinder nach ihren Müttern, die Ammen verbergen hastig ihren Busen, den sie bisher muthig den Unbilden der Witterung ausgesetzt hatten, und die Gouvernanten, welche eben ihre Zöglinge lehrten, die Frage: wo sich in diesem Augenblicke der Landesvater befinde, mit „Le roi est à la chasse“ zu beantworten, schreien angstvoll: „Jesus, Maria und Josef!“ Der schüchterne Leander aber trotz den fluthenden Wässern und schaut sehnsuchtsvoll nach seiner Hero, die flüchtend die holde Wade dem Blicke des still Liebenden preisgibt. Wie gern möchte er den Hellespont des Parkes mit kräftigem Arme theilen, zu ihr hinstürzen und rufen: Gnädige Frau, darf ich Ihnen vielleicht meinen Regenschirm anbieten? Aber ach, der blaue Himmel hat ihn verführt, den Regenschirm zu Hause zu lassen, und — wer denkt ans Aufspritzen?

Wenn nicht die Cur-Commission in dieser Weise dafür Sorge trüge, daß dem Curgast auch manchmal, wie Schiller sagt, „jene heitern Regionen, wo die schönen Formen wohnen“, sichtbar werden, die große Schwimmschule im Doblhoff'schen Parke bietet keine Möglichkeit hiezu. Während nämlich in den kleinen Mineralbädern

Herren und Damen gemeinschaftlich baden, ist es im Parke des Baron Doblhoff „während der Damenstunden“ den Herren sogar verboten, die Alleen zu betreten, die an dem Bassin vorüberführen. Findet also der Chemiker in einem Wasser etwas schwefelsaures Kali oder Chlor-natrium, so gestattet man den beiden Geschlechtern ohne-
weilers das gemeinschaftliche Bad. Hat aber die Natur für ein armes Wasser nichts gethan und ergibt die chemische Analyse keine derartigen fixen Bestandtheile, so erröthet man und verbietet den Herren, auch nur in der Nähe eines solchen Wassers, wenn sich Damen in demselben befinden, spazieren zu gehen. Ja, die Chemie ist eine merkwürdige Wissenschaft, und ihr verdanken wir es, daß man jetzt sofort weiß, ob in einem Gewässer Herren und Damen gleichzeitig oder nur nach einander baden können. Doch befinden sich dabei die Damen offenbar im Vortheil, denn es ist nur den Herren während der Damenstunden, nicht aber den Damen während der Herrenstunden untersagt, jene Alleen zu betreten. Ich finde es aber keineswegs gerecht, daß man den Damen gestattet, sich zu überzeugen, wie irgend ein Park-Don Juan ohne allen Gunkel aussieht, während man es den Herren verwehrt, zu erkundschaften, was an einer Promenade-Schönheit Wahrheit und was an ihr Francine ist.

Dank der Furcht vieler Wiener vor der Cholera fängt Baden schon an, unausstehlich zu werden. Es wimmelt hier von Flüchtlingen, die Alle Baden als Stopfmittel zu gebrauchen willens sind. Ich habe einen solchen Choleraflüchtling hier kennen gelernt. Derselbe

läßt sich Morgens im Kaffeehause die Zeitungen geben, „collationirt“ die Verzeichnisse der Verstorbenen und trinkt dazu eine Tasse Chocolade. Ist man Mittags im Gasthause Gurkensalat, so bestellt er demonstrativ rothen Wein. Nach beendigter Mahlzeit gibt er sich den Anschein, als wenn er die Kleider von den Brosamen reinigen wollte, frottirt aber dabei verstohlen seinen Unterleib. Wenn er spazieren geht, weht er fortwährend mit einem großen Taschentuch, um die Miasmen von sich fernzuhalten, so daß Turner, die neulich an ihm vorüberzogen, in der Meinung, es sei dies eine ihnen dargebrachte Huldigung, ihm ein dreimaliges enthu-
stastisches „Gut Heil!“ zuriefen. An öffentlichen Orten nennen ihn die Bediensteten: Herr Doctor! dem sie halten das Fließpapier, das er vorsichtshalber in großen Mengen bei sich führt, und das aus allen seinen Taschen herausragt, für Proceßacten. Uebrigens weiß er die Mehrauslagen, welche er in Folge seiner Cholerafurcht hat, durch die Ersparnisse, die er seiner Cholerafurcht verdankt, zu decken, denn um die Kellner nicht zu Debauchen zu verleiten, gibt er ihnen kein Trinkgeld.





